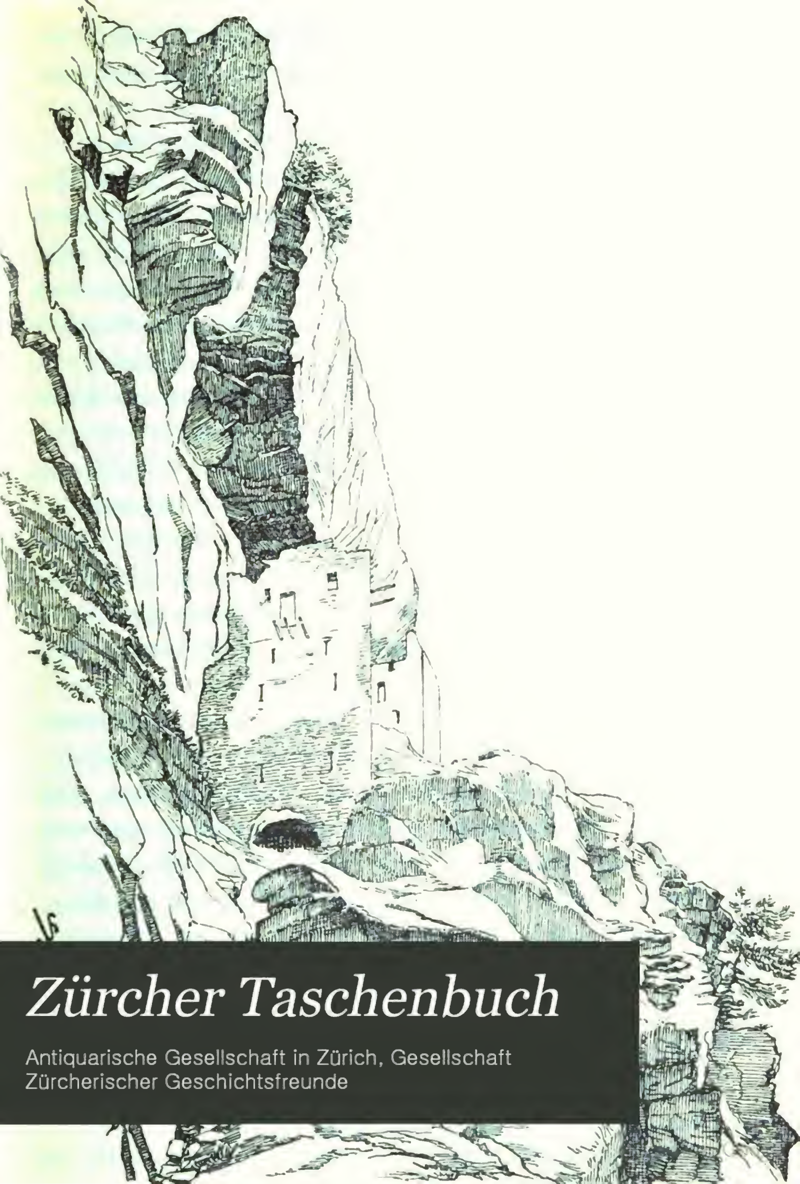


Zürcher Taschenbuch

Antiquarische Gesellschaft in Zürich, Gesellschaft Zürcherischer Geschichtsfreunde









Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr 1897

Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde.

Neue Folge:
Zwanzigster Jahrgang.

Zürich.
Fäsi & Beer.
1897.

Inhalts-Verzeichniß.

Comthur Schmid

von Küsnach

ein Lebensbild aus der Reformationszeit.

Von Prof. E. Dändliker.

Unter den Freunden und Mitarbeitern unseres Reformators Zwingli begegnet uns auf Schritt und Tritt Konrad Schmid, der letzte Comthur des Johanniterhauses Küsnach. Was Bullinger in seinem Nachruf an Schmid nach der Schilderung der Schlacht von Kappel sagt[1]: „diser hat vil zu der Reformation geholffen, wie man in allen Actis sähen mag" trifft vollkommen zu.

Entsprechend dieser Bedeutung hat Schmid in der geschichtlichen Literatur Beachtung gefunden. Seit Bullinger im 16. und den Kirchenhistorikern Hottinger, älter und jünger, im 17. und 18. Jahrhundert, haben bis herab auf Mörikofer und Stähelin alle Geschichtschreiber der Reformation dem Manne gebührende Aufmerksamkeit gewidmet. Auch biographische Aufsätze über Schmid sind veröffentlicht worden. Zuerst 1825 erschien im Neujahrsstück der Chorherren eine für jene Zeit überaus genaue, gewissenhafte und nicht minder gewandt und warm ge-

---

[1]) Bullinger Reformationsgeschichte, herausgegeben von J. J. Hottinger und H. H. Vögeli, III 147.

schriebene Monographie, verfaßt von Chorherr Heinrich Heß [1]), und 1862 folgte im Zürcher Taschenbuch das ansprechende Lebensbild Schmids von Prof. Sal. Vögelin, älter. Ein Artikel der allgemeinen deutschen Biographie (von Brecher, Bd. XXXI, 684 ff.) von 1890 bringt, wenigstens historisch, nichts neues über diese Arbeiten hinaus, weit mehr derjenige von Bernhard Riggenbach (in Herzogs Realencyklopädie, 2. Aufl., XIII, 1884) der aber etwas kurz gehalten ist.

Allein seit jenen Monographien von Heß und Vögelin ist manches neue Material erschienen, das ein präziseres Bild des Mannes und seiner Wirksamkeit zeichnen läßt, besonders die Eglischen Reformationsakten. Dazu bieten noch unbenützte Urkunden und Archivalien des Amtes Küsnach im Staatsarchiv einige Einzelheiten, welche geeignet sind, dem lokalen Hintergrunde mehr Farbe zu geben. So schien es sich zu lohnen, daß die Geschichte des verdienten Mitarbeiters am Werke unserer Reformation nochmals dargestellt werde, vollständiger als bisher, dem Stande der heutigen Forschung entsprechend [2]). —

Der Comthur Schmid entstammte einer, wie es scheint wohlhabenden, Bauernfamilie aus Küsnach, die, aus einem spätern Verkaufbriefe [3]) zu schließen, einen Bauernhof an der untern Wiltisgasse in der Nachbarschaft des Pfarrhauses (oder wie man

---

[1]) Pfarrer am Prediger, † 1862. S. Neujahrsblatt des Waisenhauses 1888 (wo eine Geschichte der Zürcher Neujahrsblätter zu finden ist).

[2]) Es ist mir angenehme Pflicht, meinen Freunden Prof. E. Egli und Prof. P. Schweizer, Staatsarchivar, hier öffentlich zu danken, jenem für vielfältige Anregungen und Aufschlüsse, diesem für freundliche Beihülfe bei Sammlung des Materiales. Da diese Abhandlung mehr nur als eine Ergänzung bisheriger Biographien Schmids aufzufassen ist, so sind hier solche Dinge, welche im Zürcher Taschenbuch von 1862 ausführlich behandelt sind, kürzer gefaßt.

[3]) Amt Küsnach, No. 214, aus dem Jahre 1538.

im 16. Jahrhundert sagte, „Prädicantenhauses") besaß [1]). Er wurde geboren 1476, im großen Jahre der Burgunderkriege [2]). Die Familie scheint ursprünglich ziemlich vielgliedrig gewesen zu sein; seine Eltern Konrad Schmid von Küsnach und Anna Kaltbrunner von Erlenbach hatten außer ihm noch sechs Söhne und drei Töchter; vielleicht war er in der Familie der jüngste, mindestens der Alle überlebende. Was für ein Geist in der Familie geherrscht habe, entzieht sich unserer Kenntniß; auf alle Fälle wirft es (etwa wie bei Zwingli, mit welchem sich hier leicht Vergleiche ziehen lassen) ein günstiges Licht auf den Familiencharakter, daß einer aus deren Mitte zu solcher geistigen Höhe emporstieg. Mehr vermögen wir nicht zu sagen; denn etwas weiteres ist uns nicht überliefert, als die nackten, trockenen Personennamen, aufgezeichnet im Jahrzeitenbuche Küsnach durch den Priester daselbst. Auf die Laufbahn unseres Konrad Schmid hat ohne Frage das Johanniterordenshaus in Küsnach eingewirkt: das ordentlich ausgestattete Stift mit seiner Wallfahrtskirche, dessen Comthure mitunter eine ansehnliche Rolle spielten [3]), mußte einem begabten, geweckten und höher strebenden, auch für Religiöses empfänglichen Jüngling einen lockenden Wirkungskreis bieten [4]), und ohne Zweifel im Hinblick auf eine kirchliche Wirk-

---

[1]) Das alte Pfarrhaus stand allem Anscheine nach an Stelle oder in der Nähe des jetzigen, 1769 erbauten.

[2]) So (nach der Biographie von Heß) laut eigenhändiger, (jetzt freilich nicht mehr zu findender) Aufzeichnung Schmids selbst, der bemerkt haben soll, bei seiner Wahl zum Comthur 1519 sei er 43 Jahre alt gewesen. Leu und A. haben diese Notiz über dieses Alter von 43 Jahren auch.

[3]) Sie waren Vermittler und Vertrauensmänner des Volkes, z. B. im alten Zürichkriege, beim Waldmann'schen Auflauf ꝛc.

[4]) Schmid zeigt sich später als eine so ganz und gar religiöse Natur, daß wir diese Richtung seines Geistes schon für die Zeit seiner Jugend voraussetzen dürfen.

samkeit in diesem Ordenshaus, entschloß sich Konrad Schmid für den Priesterberuf. Aber wo er seine erste Bildung geholt hat, läßt sich nicht mehr feststellen (vermuthlich zunächst im Ordenshause selbst). Später, 1492/93, 7—8 Jahre vor Zwingli, studirte er an der Hochschule zu Basel; ob noch anderswo, ist nicht bekannt [1]). Zuerst erscheint er als Konventbruder im Stifte Küsnach; als solcher hat er für seine (damals vielleicht schon verstorbenen?) Eltern und Geschwister samt deren Vorfahren und Gutthätern nach der Sitte der Zeit eine Vigilie und Seelenmesse für 1 ℔ Geld gestiftet [2]); es muß dies spätestens 1512 gewesen sein, da in diesem Jahre das Jahrzeitbuch erneuert wurde und zum Abschlusse kam [3]). Drei Jahre später scheint Schmid sich für eine Wirksamkeit in höherer Stellung, zum akademischen Lehramt, entschlossen zu haben: er ging, vielleicht vom Orden selbst darin unterstützt oder gefördert, 1515 an die Hochschule zu Basel und erscheint dort 1515/16 damit beschäftigt, die höheren Grade akademischer Würden zu erlangen [4]). Er wurde Magister der Philosophie und 1516 nach wohl bestandenem Examen als Baccalaureus oder Licenziat der Theologie [5]) in den Lehrkörper der Hochschule aufgenommen. Diese

---

[1]) Ich verdanke diese Mittheilung aus der Basler Matrikel (I, Fol. 89) der Güte des Herrn Dr. Thommen in Basel.

[2]) Jahrzeitbuch Küsnach im Staatsarchiv F. II, 241 (zum 9. Februar).

[3]) Das. Notiz nach dem 31. Dez. („Diß buch ist geendet jn dem jare 1512 Johs. evangelistæ"). Der Eintrag vom 9. Februar ist von der ursprünglichen Hand und nicht späterer Zusatz.

[4]) Vischer, Geschichte der Universität Basel, S. 229/230, irrt, wenn er Schmid bis 1518 zu Basel weilen läßt (lt. Berichtigung von Herrn Dr. Thommen).

[5]) In der ersten Urkunde, die von ihm spricht, 1517, wird er Magister der Philosophie und Bacc. der heil. Theologie genannt (Amt Küsnach, No. 178 a. b.) 1520 heißt er Licenziat (Amt Küsnach, No. 187).

Jahre, wo er zu Basel in gelehrten Kreisen weilte und mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt war, sind in der Geschichte des geistigen Lebens daselbst hoch bedeutende. Es that sich die Morgenröthe einer neuen Zeit auf; denn es wirkten dort: der „König der Humanisten", der feinsinnige, kecke Erasmus als Privatgelehrter, ferner Beatus Rhenanus, damals einer der eifrigsten Verbreiter von Luthers Schriften, und vor Allem der gegenüber dem mittelalterlichen Kirchenglauben freidenkende Wittenbach, Dozent an der Hochschule, der Lehrer Zwinglis. Mit diesen Männern, mit ihren Studien, mit der neuen Richtung der Wissenschaften, muß auch Schmid bekannt worden sein: er begegnet uns später als Freund und geistiger Schüler von Rhenanus und als Bekannter auch von Wittenbach [1]). Es scheint aber nicht, daß Schmid im Ernste sich der Thätigkeit eines akademischen Lehrers hingegeben; er wendete sich praktischeren Aufgaben zu, solchen, die ihm von Küsnach aus, wo man ihn nicht vergaß, zugedacht wurden [2]). Als der Leutpriester Thüring Bili in der zum Ordenshause Küsnach gehörenden Pfarrei Seengen am Hallwilersee (im Aargau) starb, wählte der Comthur Andreas Gubelmann als dessen Nachfolger eben Schmid, und am 21. April 1517 investirte diesen der Generalvikar des Bischofs von Constanz und empfahl ihn dem Dekan und den Mitbrüdern des Aarauer Capitels [3]). Drei Jahre später wurde durch Gubelmanns Ableben die Comthurstelle in Küsnach selbst frei, und da

Als baccalaureus formatus bezeichnet ihn die Matrikel (laut Mittheilung von Herrn Dr. Thommen) S. darüber Vischer a. a. O. S. 211. Als venerabilis magister wird er schon bei Zulassung zum dritten Buch der Sentenzen bezeichnet.

[1]) Von den Beziehungen zu ersterem wird noch die Rede sein. Ueber Freundschaft mit Wittenbach s. Zwingli Opera VII, p. 300.

[2]) Nach 1516 findet sich (lt. gef. Mittheilung von Herrn Dr. Thommen) in der Matrikel zu Basel keine Spur mehr von ihm.

[3]) Staatsarchiv: Amt Küsnach, No. 178 a. 178 b.

erkoren die Brüder daselbst Schmid als ihren Vorgesetzten (10. März 1519). Er begann jetzt diejenige Wirksamkeit, die ihm, äußerlich wenigstens, als Lebenswerk beschieden war.

Wir besitzen noch seine Anstellungsurkunde[1]), ausgestellt von Joh. von Hattstein, Ordensmeister der Johanniter in deutschen Landen. Darin wird gesagt, daß er das Haus Küsnach sammt seinen Gliedern und Zugehörigen in allen geistlichen und weltlichen Sachen ehrlich, nützlich und getreulich versehen und daß er stets dem obersten Meister zu Rhodos gehorsam sein solle. Er soll, wenn Visitation kommt, diese mit Knechten und Pferden freundlich empfangen und in seinen Kosten verpflegen. Zuvörderst soll er sammt den Conventbrüdern den Gottesdienst und die geistliche Zucht mit Singen und Lesen und anderen guten Ordnungen in der Kirche nach altem guten Herkommen ehrlich und löblich vollbringen und seine Conventbrüder mit Essen, Trinken und anderer ehrlicher Nothdurft, wie es Brauch ist, halten und versehen, auch das Haus, sammt aller Zubehör in gutem Bau und Ehren halten, dasselbe bessern und nicht ärgern, keine Güter desselben versetzen, verkaufen, veräußern noch verändern; er soll die jährlichen Steuern und Gebühren an den Orden entrichten und alle andern „Burden und Uffsätz" leiden und tragen nach des Hauses Recht und Herkommen. Am Schluß wird allen Angehörigen des Hauses Küsnach befohlen, dem neuen Comthur in allen ziemlichen Dingen gehorsam zu sein.

Nicht von ferne konnte man damals ahnen, daß gerade unter diesem neuen Comthur und durch denselben das Haus Küsnach dem „Orden des heil. Spitals zu Jerusalem" entfremdet werde!

Fassen wir nun zunächst Schmids Aufgabe und Stellung ins Auge. Der Comthur war Haupt der geistlichen und weltlichen

---

[1]) Staatsarchiv Amt Küsnach, No. 187.

Verwaltung. Er hatte dafür zu sorgen, daß die (früh schon dem Orden einverleibte) Pfarrkirche mit ihren Altären und Kapellen durch die Priester des Hauses bedient werde; er mußte auch die Filialen von Küsnach, nämlich Erlenbach, Herrliberg und Wettswil versehen lassen; er hatte die Pfarrstellen von Egg nebst Mönchaltdorf, sowie von Seengen (jetzt Kanton Aargau) zu besetzen und zu kontrolliren. Er hatte die Oberleitung der Verwaltung des Hauses mit seinen Brüdern und Priestern, seinen Pfründern, Armen [1]) und Kranken, Werkleuten und Dienern. Der Aufnahmsbrief eines solchen Pfründers von 1517 [2]) macht uns mit dem Hauswesen etwas bekannt, wenn da neben den ökonomischen Bedingungen aufgeführt wird, es solle derselbe thun, was der Comthur ihn heiße: Tisch richten, dienen, Wein austragen und, wenn nöthig, das Kelleramt versehen, Werkleute bestellen und sie an das Werk fördern, Geldschulden einziehen, und wohin ihn der Comthur schickt, auch mit dem Comthur zu reiten, des Hauses Nutzen fördern und Schaden wenden [3]). Der Comthur hatte ferner die Oberaufsicht über die Güter und Besitzungen, Zehnten und Grundzinse des Stiftes in Küsnach, Goldbach, Kusen, Heslibach, Gößikon, Schmalzgrub, Wangen, Limberg, Itschnach, Erlenbach, Herrliberg, Wettswil, ferner zu Egg, Oetwil, Eßlingen, Mönchaltdorf, sowie im fernen Seengen, Hallwil und Meisterschwand. Es war, wenn wir die zahllosen, hier nicht aufzuzählenden Grund- und Geldzinse, die von so vielen Orten noch herflossen, hinzu rechnen, eine ausgedehnte und ansehnliche Oekonomie. Wohl stand dem Comthur für das

---

1) Im Jahrzeitbuch wird ein „Haus der armen Leute" genannt.

2) Amt Küsnach, No. 180.

3) Das Haus Küsnach hatte, wie eine Bemerkung der Urkunde andeutet, eine ganze Anzahl solcher Pfründer.

Weltliche eine Behörde an der Seite, die „Pfleger“ des Stiftes[1]), aber mehr als Aufsichtsbehörde des Staates (Rathes in Zürich).

Was wir von Schmid wissen, bestätigt uns vollkommen, daß, wie die Anstellungsurkunde lobend hervorhebt, derselbe ein „würdiger“ Oberer, für das Amt, welches er erhalten, sehr „geschickt und tauglich“ gewesen. Hatte er, wie wir vermuten müssen, schon in seiner Jugend mit Ehrfurcht auf das Stift hingeblickt, so mußte ihm jetzt die Uebernahme der Comthursstelle im 43. Jahre seines Lebens die Erfüllung eines Lieblingswunsches sein, und daß er seine Aufgabe ernst genug nahm und sich seine Stelle nicht leicht machte, werden wir sehen.

Die Zeit des Beginnes von Schmids Thätigkeit in Küsnach ist die Epoche, da tiefer blickende Geister und hochsinnige Vertreter von Kirche und Wissenschaft sich abgestoßen fühlen mußten durch schwere Gebrechen im Volks- und Kirchenleben, eine Zeit, da man erwartungsvoll einer kommenden Reformation entgegensah. In Zuständen und Verhältnissen von Küsnach selbst sehen wir die allgemeine Entartung sich mannigfach wiederspiegeln. Wenn wir hören, daß 1496 ein Priester bestraft werden mußte, weil er einen Mann verwundet hatte[2]), ist das ein Zeichen des schmachvollen Sittenverfalles der Geistlichkeit, wofür Dutzend und Dutzend Belege aus unserm Kanton vorliegen. Gerade in die Klöster hatte sich derart Ausgelassenheit und Zuchtlosigkeit eingebürgert, daß man in der derben Volkssprache der Zeit sagte, die „Gotzhäuser“ (worunter man Klöster verstand) seien „Kotzhäuser“ geworden. War dies die grellste Kundgebung kirchlicher Entartung, die vor Jedermanns Augen lag, so erblickten edler Denkende in der vollständigen Veräußer-

---

[1]) 1514 erwähnt (s. Amt Küsnach, Nr. 171); vielleicht schon früher. Pfleger waren schon damals 3: die neuen und ein alter Bürgermeister.

[2]) Rathsmanuale 1496, S. 88.

lichung des Gottesdienstes eine Abirrung vom wahren Christenthum. Eine todte Werkheiligkeit, bestehend bloß in Heiligenverehrung, Errichtung von Altären, Bildern, Schenkung von Schmuck, von Kerzen, Kandelabern an Kirchen, Stiftung von Jahrzeiten und Seelmessen, Ausführung von Wallfahrten ꝛc., sollten das verloren gegangene innere Leben ersetzen. Zahllos waren nach dem erneuerten Jahrzeitenbuche Küsnach von 1512 die Vergabungen an Priester und Kirche zum ewigen Seelenheil. Die Zahl der Heiligen, die man da verehrte, war groß: St. Georg, der Hauptpatron, die heil. Maria, St. Johannes der Evangelist, St. Niklaus, die heil. Katharina, St. Erhard, die 10,000 Jungfrauen, welchen Heiligen etliche Altäre samt Reliquien gewidmet waren. Jeder Altar hatte sein besonderes Weihefest. Am meisten sprach sich die Verirrung der Kirche im Ablaß aus, welcher beim Volke die Meinung erweckte, man könne bloß mit Geld die Sünden tilgen. Auch die Kirche Küsnach genoß seit 1332 dieser Gnade des Ablasses. Wer an bestimmten Festen dieselbe besuchte, ihr goldene oder silberne Zierrathen und Kleidungen schenkte, sich dort begraben ließ ꝛc., genoß 40tägigen Sündenerlaß[1]). Daher so viele Vermächtnisse an die Kirche, von denen wohl das glänzendste dasjenige des Bruder Thüring Bili war, welcher 1514 „zu seiner Seele Seeligkeit, zu göttlicher Zierde und zu Trost des Hauses Küsnach“ ein silbernes Johanneshaupt und eine silberne Monstranz zu 400 fl. schenkte. Die Kirche Küsnach war Wallfahrtskirche; sie galt als besonders gnadenbringend; dort wollte man sein Gewissen entlasten; daher alljährlich am Charfreitag ein kirchlicher Zug von Zürich nach Küsnach stattfand. Von ächtem wahrem Christenthum in Gesinnung und That war wenig zu

[1]) Urkunden der antiquarischen Gesellschaft, C Nr. 147. Aehnlichen Ablaß aus jener Zeit hatte Glarus 1319 (Glarner Jahrbuch XXXI, 1896, S. 9, 10) und Elgg 1333 (Hauser, Geschichte von Elgg, S. 125).

sehen. Eine haarsträubende Rohheit war, da die Kirche es mit der Sündenvergebung so leicht nahm, herrschend geworden, und dies um so mehr, als die unaufhörlichen Kriegs- und Söldnerzüge auf die Sitten höchst ungünstig zurückwirkten. Küsnach nahm an diesen Söldnerzügen mit Eifer teil; das Jahrzeitbuch verzeichnet 20 Mann, die in den italienischen Feldzügen von 1512 und 1515 ums Leben gekommen, und wir werden hier noch zur Reformationszeit Anhänger des fremden Kriegsdienstes finden. Da müssen wir uns denn nicht über die herrschende Rauflust und Neigung zur Gewaltthat wundern; dasselbe Jahrzeitbuch verzeichnet auffallend viele Messen für solche, welche meuchlings umgebracht, „entleibt" worden waren (darunter auch für einen Priester zu Egg).

Gegen solche Schäden im Volke begann unser Reformator Zwingli im gleichen Jahre, da Schmid Comthur geworden, einen unerbittlichen Kampf, und da fand er denn in dem geistlichen Vorsteher zu Küsnach einen Gesinnungs- und bald einen treuen Kampfgenossen.

Schon von Basel her zeigte sich Schmid empfänglich für eine freiere Gedankenrichtung. Als er dort noch allzuviel auf die mittelalterlichen Schulgelehrten gegeben, wies ihn Rhenanus auf reinere Quellen der christlichen Erkenntniß, auf die älteren Kirchenväter und die Bibel[1]); vielleicht hat auch Wittenbach, Zwinglis schon erwähnter Lehrer, auf ihn eingewirkt. Zwingli machte die Bekanntschaft des älteren Kollegen zu Küsnach, und bald nach Schmids Amtsantritt übermachte er demselben eine wahrscheinlich von Luther verfaßte Schrift[2]). Diese muß so großen Eindruck in Schmid hervorgerufen haben, daß derselbe dadurch

---

[1]) Zwingli, Opera, Suppl. S. 26.

[2]) Brief vom 7. Mai 1519 (Zwingli, Opera VII, 74). Was für eine Schrift es gewesen, wird uns nicht gesagt. Woher Ringgenbach weiß, daß es die Auslegung des Vaterunser von Luther gewesen, weiß ich nicht.

bleibend für die Reformation gewonnen wurde, und Rhenanus knüpfte daran die Hoffnung, daß Schmid auch andere für diese Studien gewinnen werde. Der Comthur machte sich nun von manchem Aberglauben los. Hatte er anfänglich, wie er selbst später gesteht, noch an die äußerlich wunderwirkende Kraft des Johanniterkreuzes geglaubt[1]), so reinigten sich nach und nach seine Vorstellungen. Im Mai 1519 konnte Zwingli dem gemeinsamen Freunde Rhenanus in Basel zu dessen größter Freude berichten, daß Schmid durch jenes Buch ganz begeistert worden sei, so daß er angefangen habe, sich in seiner Seele für diese reineren Studien zu erwärmen[2]). Im Sommer des folgenden Jahres, 1520, weiß Zwingli Rhenanus wieder zu berichten, wie er und der Comthur öfter zu vertraulichem Gespräch und wissenschaftlicher Unterhaltung zusammen kommen, und wie Schmid die Zeit als verlorene betrachte, da er sich mit den falschen Autoritäten abgegeben, und sich gratulire, daß er sich ganz von diesen Wespennestern (der alten Theologie) losgemacht habe. Mit bewundernswerthem Ernst und seltener Anziehungskraft habe derselbe den Seinen (also den Pfarrgenossen zu Küsnach) den Brief Pauli an die Römer erklärt. Dies glaubt Zwingli in letzter Linie dem Rhenanus verdanken zu müssen[3]).

Comthur Schmid trat damit als Vertreter der Reformation auf. Wie Luther, ging er vom Römerbrief aus, der so herrliche Wahrheiten christlicher Empfindung offenbart, und von dem man ja sagen kann, daß er ein Ausgangspunkt der Reformation gewesen sei, indem er das innere christliche Leben über alle Satzungen und gesetzliche Werkheiligkeit stellt. Jene Predigten oder Vorträge über den Römerbrief werden in Küsnach den

---

[1]) „Eine christenliche ermanung", 1527, S. 13.

[2]) Zwingli, Opera VII, 74.

[3]) Zwingli, Opera Suppl., S. 26.

Grund zur Ausbildung einer reformirten Partei gelegt haben. Aber Schmid wirkte auch über seine Gemeinde hinaus. Er vertrat schon 1520 öfters Zwingli als Prediger in der Stadt, und letzterer empfand alle Mal eine freudige Genugthuung, weil, wie er selbst gesteht, seine Zuhörer ihm dann weniger zürnen, da sie noch einen anderen Zeugen des Evangeliums vernommen[1]). Gleich hier schon dürfte es aber am Platze sein, darauf hinzuweisen, daß Schmids Stellung zu Zwingli keineswegs diejenige eines Schülers oder Gefolgsmannes war. Er war älter als der Reformator und ursprünglich unabhängig von diesem zu reformatorischen Ansichten gekommen, hauptsächlich wohl durch Lektüre von Luthers Schriften. Seine Stellung neben Zwingli war daher im Einzelnen eine durchaus eigenartige, mehr diejenige, wie Stähelin treffend sagt, eines „selbständigen Mitarbeiters“[2]). Seine Geistesrichtung war in Manchem mehr mit derjenigen Luthers verwandt, was sich in einer Alles überwiegenden Religiosität[3]), in Betonung der Rechtfertigung durch den Glauben, sowie in Duldung mancher für den religiösen Sinn an sich weniger anstößigen Bräuche (wie Ordenstracht, Bilder, Gebetsformen, Zeremonien ꝛc.) ausspricht. Auch darf man für das theologische Verhältnis der Beiden nicht außer Acht lassen, daß Schmid im Unterschiede zu Zwingli gleichwie Luther von einem geistlichen Orden ausgegangen war und von da gewisse Eindrücke behielt, die jenem und seiner mehr vernünftigen, verständigen Richtung fremd waren. Bei aller Verschiedenheit blieben die Beiden aber durch herzliche Freundschaft verbunden. 1523 schreibt einmal Zwingli an Wittenbach über Conrad Schmid und nennt ihn „Bischof und Hirt (Pastor) von

---

1) Suppl. S. 26.

2) Stähelin, Zwingli I, 155.

3) Vgl. bezüglich Zwinglis Egli im Zürch. Taschenbuch 1896, S. 175.

Küsnach", „immer sich selbst gleich, d. h. ein treuer Diener des Evangeliums"[1]). Und Schmid selbst gestand gerne, daß er von Zwingli gelernt habe; 1530 nennt er diesen „seinen teuersten Bruder und geschätztesten Lehrer[2]). Dies Verhältnis gegenseitiger Achtung und Freundschaft blieb im Ganzen ungetrübt.

Unter den Freunden des Comthurs, die durch dessen eigenen Einfluß für die neue Lehre gewonnen wurden, muß vor Allem der 1522 angestellte, fast 25 Jahre jüngere Prior des mit Küsnach in mannigfachen Beziehungen stehenden Johanniterhauses Bubikon genannt werden, der spätere Pfarrer und Chronikschreiber Joh. Stumpf[3]), und auf alle Fälle auch Laurenz Koler, Magister der Philosophie, Conventherr zu Küsnach, der das Amt des Leutpriesters von Egg von Küsnach aus versah und mit Schmid zu Kappel fiel[4]). So führen die Fäden von Schmids Wirken vom See und von Zürich aus ins Mittelland hinüber. Sie leiten auch in den Bernischen Aargau hin, wo in dem kirchlich von Küsnach abhängigen Seengen ein Schüler von Schmid wirkte, der Pfarrer Mathis, welchem Bullinger 1526, als derselbe wohl in seiner kirchlichen Haltung etwas wankend geworden, in Erinnerung brachte, daß er ja „bei dem frommen, ehrenhaften Gottesdiener Conrad Schmid, Comthur zu Küsnach, erzogen worden", welche Mahnung nicht ohne Frucht blieb[5]).

Des Comthurs persönlicher Einfluß machte sich bald in verschiedenen Theilen der Eidgenossenschaft geltend. Es zierte ihn eine glänzende Beredtsamkeit, und so wurde er fernhin zu

---

1) Zwingli, Opera VII, 300.
2) Das. VIII, 511.
3) Neujahrsblatt der Stadtbibliothek 1836, S. 4.
4) Wirz, Etat des Zürcher Ministeriums, S. 36.
5) S. Pestalozzi, Bullinger, S. 32 ff. Weiteres unten bei der Berner Disputation.

Gastpredigten eingeladen. Beim Kreuzgang zu Luzern auf unserer Frauen-Abend, wo es Brauch war, einen berühmten fremden Prediger anzustellen, mußte Schmid im März 1522 die Festpredigt halten[1]). Dort auf der Musegg sprach er, nicht wie es Sitte war, lateinisch, sondern deutsch, damit ihn Jedermann verstehe und Nutzen davon trage. Er redete gewaltig im Sinne des Paulus wider die Werkheiligkeit, das Geldnehmen, das Reislaufen, das Schinden der Leute. Ja er wagte es, auseinander zu setzen, daß der Papst nicht der Stellvertreter Christi noch das Haupt der Kirche sei; auch der Heiligenverehrung bedürfe es nicht. Zwinglis Freund in Luzern, Myconius, findet fast nicht Worte genug, den „herrlichen" Mann und seine „herrliche" Predigt zu preisen[2]). Er bewundert seinen Mund und seine Stimme und meint, Zwingli hätte sich, wenn er die schlagenden Aeußerungen Schmids gegen die Macht des sich für Christi Statthalter ausgebenden Papstes gehört hätte, bei allem Ernst der Sache eines Lächelns nicht enthalten können. Heftige Aufregung entstand in Luzern. Man schalt die Lehre Schmids als ketzerisch und teuflisch. Ein Pfarrer Bodler zu Luzern schmähte besonders öffentlich von der Kanzel gegen ihn, so daß Schmid sich genötigt sah, zu seiner Rechtfertigung die Predigt samt einer Verantwortung zu veröffentlichen. Es geschah in der „Antwurt bruder Conradt Schmids sant Johansen Ordens Commenthur zu Küßnach am Zürichsee uf etlich wyderred dero so die predig, durch jn gethon, in der loblichen statt Luzern geschmäht und ketzerisch gescholten habend, antreffend, dz Christus ein einig, ewig haupt syner kilchen gwalthaber und fürbitter syge. Matth. XVII Cap. Diser ist min allerliebster sun, in dem ich ein wolgefallen hab, den sölt jr hören. 1522."

---

[1]) Bullinger I, 68 f. Dazu Zwingli, Opera VII, 195.

[2]) Zwingli, Opera VII, 195. Er nennt ihn „unseren Conrad."

Diese seine erste Druckschrift ist allen frommen Christen der Stadt Luzern gewidmet; er antwortet auf das Geschrei, das er mit Katzengeschrei vergleicht, ruhig mit Stellen aus der Bibel, die gegen die Lehre vom Papstthum sprechen; oft bricht ein bei ihm mitunter wiederkehrender natürlicher Humor durch, wie er z. B. bemerkt (mit Anspielung auf den Namen des Einen seiner Gegner), zwei bodenleere Priester hätten Gift in seiner Predigt suchen wollen, und an einer anderen Stelle, der bodenleere Geizsack, der noch in vielen Pfarrhäusern stecke, führe zum Kampf gegen die biblische Lehre.

Neuerdings wurde im selben Jahre Schmid als Festprediger neben Zwingli nach Einsiedeln berufen am Fest der Engelweihe[1]), da Tausende dorthin strömten, um Gnade und Ablaß zu erhalten. Auch hier wird er gegen die Verirrungen des christlichen Geistes mit heiligem Eifer gesprochen haben, und so wirkte er neben Zwingli dafür, daß die Saat der neuen Lehre in die inneren Kantone ausgestreut wurde, wo sie freilich so rasch nachher wieder erstickt werden sollte. Wo er konnte, ließ er sich nun kräftig für die Sache der Reformation ein, sei es selbständig, sei es als Mitarbeiter neben Zwingli. Als im Sommer 1522 Zwingli durch die Mönche und die Lesemeister der Klöster in Zürich aufs heftigste angefochten wurde und es zu einer Disputation in engerem Kreise kam, trat Schmid an der Seite Zwinglis als Verteidiger der freien Rede auf. Bei diesem Anlaß nennt ihn ein Augenzeuge (Bernhard Weiß in seiner Reformationsgeschichte) einen „gelehrten Mann mit einer großen Stimm[2])."

In die Höhezeit seines Wirkens trat der Comthur von Küsnach mit der zweiten öffentlichen Disputation im Herbst

---

[1]) Bullinger I, 81.

[2]) Füßli Beiträge zur Reformationsgeschichte IV, 41.

1523[1]). Es handelte sich, nachdem das erste Religionsgespräch den Sieg der Reformation im Allgemeinen entschieden hatte, im Einzelnen um die Frage des Verhaltens zu den Bildern und der Messe. Den Bildern schrieb man im Volke Wunderkraft zu; die Bilder Christi und der Heiligen wurden, wie Schmid einmal sagt, mit Christus und den Heiligen selbst verwechselt. Alle, die ein Gebrechen oder ein Anliegen hatten, bemerkt er, liefen zu wunderthätigen Bildern, der eine ins Oberland, der andere um anderer Noth willen ins Unterland, der Deutsche ins Welschland, der Welsche in Deutschland. Man zog vor diesen Bildern, wie er wieder anschaulich ausführt, den Hut ab, bog das Knie, vermachte ihnen Kerzen, brachte ihnen Opfer, hing ihnen Wachs oder allerlei Kram an, gleich als wären sie die heiligen Personen selber. An die Messe, das katholische Abendmahl, knüpfte sich der Glaube der Verwandlung des Brotes in den Leib und des Weines in das Blut Christi, welche beiden Wunder durch die Segnungen des Priesters bewirkt würden. Man schrieb daher der Messe Wunderkraft, Macht für Diesseits und Jenseits, zu. Eben weil die Messe als neue Opferung des Gottessohnes galt, so haben dann die radikalen Anhänger der neuen Lehre derb und roh die Meßpriester als „Hergottsfresser", „Gottesmetzger" bezeichnet. Zwingli erklärte nach der Bibel die Bilderverehrung als verwerfliche Abgötterei und beantragte sofortiges Abthun derselben. Die Bedeutung der Messe als Opfer bestritt er aus dem neuen Testament, und erklärte mit gesunder Vernunft das Abendmahl der Hauptsache nach als Wiedergedächtniß des Leidens und Sterbens Christi und als Mahl der Versöhnung und Ver-

[1]) Ob er an der ersten öffentlichen Disputation vom Januar 1523 Theil genommen hat, läßt sich nicht sagen.

einigung in christlicher Bruderliebe[1]). Diesen Auffassungen schloß sich zwar Schmid im Allgemeinen an, doch nicht ohne Abweichungen im Einzelnen, die seinem schon geschilderten, von Zwingli verschiedenen Wesen entsprangen. In seiner ersten Rede in der zweiten Disputation im Rathssaale[2]) ging er der Sache mit aller Energie auf den Grund: nicht eigentlich das Halten und Vorhandensein von Bildern sei das Grundübel, sondern die falschen Vorstellungen, die man sich im Herzen über die Heiligen gebildet, als vermöchten sie ebenso viel oder noch mehr als Christus. Den reinen Christusglauben müsse man herstellen, die schädlichen Bilder, d. h. Vorstellungen, beseitigen, die man im Innern trage, ehe man die äußeren Bilder wegthue. Man solle nicht den Schwachen einen Stab aus der Hand reißen, bevor man ihnen einen anderen, besseren gegeben. Man solle die Leute belehren, daß in diesen Bildern und Heiligen kein Leben, keine Gnade, kein Heil sei; dann werden sie von selbst die Bilder lassen. Man solle im Sinne des Paulus[3]) die Schwachen nicht ärgern, also die Bilder zunächst noch bleiben lassen; denn äußere Bilder seien nicht so schädlich wie innere. Wer Christum im Herzen trage und wie er in Gott wandle, dem Nebenmenschen Gutes thue, der sei ein guter Christ, wenn er gleich äußerlich an ein Bild gebunden wäre; während umgekehrt, wer das wahre Bild Christi im Herzen nicht habe, wenn er gleich alle Bilder auf der Erde vernichten wollte, dennoch ein unchristlicher Mensch wäre. Schmids Duldsamkeit gegenüber den äußeren Bildern erinnert wieder mehr an Luthers Standpunkt, ohne daß man jedoch sagen müßte, er hätte nur Luther nachgesprochen. Wie erhaben und unbefangen, wie hoch

[1]) Stähelin I, 335, nennt die Ansicht Zwinglis über Bilder eine „extreme."

[2]) Das Folgende nach den gedruckten „Akta der zweiten Disputation" und nach Stähelin.

[3]) Römer XV, 1, 2. I. Corinth. VIII, 9 ff.

über den Vorurteilen der Parteien erscheint doch die Auffassung des edlen Mannes! Sie ist eine zartere, humanere, als diejenige Zwinglis, zugleich aber auch eine tiefere, innerlichere. Sie gieng, wie einmal Stähelin sagt, mehr auf den Kern der Frage ein[1]). Zwingli mußte, bei aller Verschiedenheit von Schmid, diesem in der Hauptsache, im Verlangen nach Belehrung, Recht geben. Schmid wußte wohl, wie es auf dem Lande stehe, wie wenig im Einzelnen das Volk schon vorbereitet und vorgebildet sei für die radikalen Aenderungen in Kirchensachen. Auch im Gespräch über die Messe zeigte sich Schmid wieder behutsamer, rücksichtsvoller als Zwingli. Er teilte dessen Auffassung des Abendmahles, aber er verlangte für das Verhalten zu der Messe, daß jede Rohheit, alles Anstößige und Verletzende vermieden werde. Hin und wieder sage man, bemerkte er, die Messe sei vom Teufel und der Teufel habe Mönche und Orden erdacht. Das sei hart; es komme auch hier nicht auf das Aeußerliche an: mancher Mönch in der Kutte könne doch ein guter Christ sein. Man solle die Orden bleiben lassen und nicht so ungeschickt von denselben reden. Auf dem Lande sei man vielen Anfechtungen ausgesetzt und müsse ganz Anderes hören, als in der Stadt. Wir sehen hier, wie der Comthur, zufolge seiner geschichtlichen Stellung als Vertreter eines Ordenshauses einerseits und als reformatorischer Prediger auf dem Lande anderseits, zu ganz anderen Ansichten kommen mußte. Er sah auf Schritt und Tritt, wie im Landvolke gar nicht überall solche Empfänglichkeit für das Neue herrschte wie bei dem Publikum in der Stadt, und gerade in seiner Nähe war das ansehnliche Meilen sehr gegen die Neuerungen[2]). Das mahnte zur Besonnenheit und Behutsamkeit.

---

[1]) Stähelin I, 338.
[2]) Egli Akten Nr. 549, 550.

Durch die Einwürfe Schmids fühlte Zwingli im Augenblick sich etwas verletzt, bezog dessen Tadel gegen rohe Ausdrücke auf sich und gab zu, daß er etwa „räße" Worte gebrauche. Seiner augenblicklichen Verstimmung machte er Luft in einem Briefe an Buzer[1]). Dieser beschwichtigte ihn und gab Schmid Recht in der Unterscheidung zwischen Bildern und Bilderdienst. Einen ernstlicheren Konflikt hinderte das milde Wesen Schmids, welcher dem jüngeren, aber höher stehenden Freunde gerne Recht ließ, wo es thunlich war.

Natürlich: an Zwingli dürfen wir den Comthur von Küsnach nicht messen. Mit jenem verglichen fehlten Schmid — abgesehen von der wissenschaftlichen Höhe und Originalität — die so bewundernswerthe vielseitige Begabung und harmonische Ausbildung und jenes staatsmännische Genie, welches den Reformator zum thatsächlichen Leiter unseres Staates erhob. Neben ihm erscheint Schmid als einfacher Theologe. Aber unter dem gesammten übrigen Klerus war Schmid ohne Frage eine der hervorragendsten und gewichtigsten Persönlichkeiten. Wie sticht er doch gerade auf der zweiten Disputation von den anderen Vertretern geistlicher Orden so glänzend ab! Letztere stellen sich meist kläglich bloß. Der Prior der Augustiner z. B., ein Anhänger des Alten, sprach, als er aufgerufen wurde, seine Meinung zu äußern, sehr leise. Man rief, er solle lauter reden. Als er sich durch Heiserkeit entschuldigte, rief Einer, das komme vom Sauser. Er berief sich nun auf die kirchlichen Rechtsschriften, und wie man ihm entgegenhielt, die gelten Nichts mehr, man habe sie verbrannt, antwortete er rasch, so wolle er sein Stüblein auch damit heizen. Man kann an diesem Genrebildchen erkennen, wie es in der Klostergeistlichkeit aussah, und

---

[1]) Opera VII, 337 (laut Antwort Buzers); der Brief selbst ist verloren.

der Genannte war noch lange nicht einer der Schlimmsten. Von den altgläubigen Geistlichen fand man, hinter den Wirthstischen, beim Weinglase, könnten sie lamentiren und schimpfen; aber bei wissenschaftlichem Kampf lassen sie sich nicht hervor. Neben Schmid, dem Abte Wolfgang Joner von Kappel und dem Propste Brennwald von Embrach gab es wohl keine hervorragende Persönlichkeit unter unseren zürcherischen Ordensgeistlichen; jenen beiden aber stand Schmid geistig, in Gelehrsamkeit und rednerischer Kraft, voran. In Zürich ist er neben Zwingli überhaupt nur von Leo Jud am St. Peter übertroffen worden[1]).

Noch ein drittes Mal erging sich Schmid auf der Disputation, wenn wir von kleineren Einwürfen absehen[2]). Am Schlusse entwickelte er nämlich nochmals in warmer, packender Darlegung seinen Grundgedanken, daß, bevor man Messe und Bilder abthue, durch Unterweisung und Unterricht die wahre, geistige Verehrung Gottes und Christi begründet werden müsse. Man müsse mehr als bisher auf die Pfarrer einzuwirken suchen, daß sie die reine christliche Lehre verkünden. Darum solle man denselben eine gedruckte Anleitung zukommen lassen, damit Jeder wisse, wie er sich zu verhalten habe. (Es war dies um so nöthiger, als schon die späteren wiedertäuferischen Verirrungen sich hervorzuthun begannen.) Tapfer und muthig solle die Obrigkeit diese Angelegenheit an Hand nehmen, da die Bischöfe dawider seien. Wenn man den Geist Christi wieder

---

[1]) Die Reihenfolge dürfte sein: Zwingli, Leo Jud, Schmid, Joner, Brennwald.

[2]) Es charakterisirt die theologische Auffassung Schmids, daß er einmal Zwingli ersuchte, vor den vielen Geistlichen, welche hierüber im Unklaren wären, sich darüber auszusprechen, daß viele Gebote, für die Juden im alten Testament gegeben, für die Christen nicht mehr gelten.

walten lasse, so werden die Menschen unter einander brüderliche Ruhe, christlichen Frieden, göttliche Huld und Gnade haben.

Die Rede machte so tiefen Eindruck, daß einer der Präsidenten (Hofmeister) ganz ergriffen ausrief: „Gebenedeiet sei die Rede Deines Mundes.“ Das Votum hatte auch durchschlagenden Erfolg, und der Ausgang der zweiten Disputation ist mehr als man bisher zugestand, ein eigentlicher Sieg des Comthurs. Wie Schmid es gewünscht, wartete man thatsächlich mit Beseitigung der Bilder und Messe noch zu (nach dem Beschluß einer Kommission, in welcher neben Zwingli, Joner, Brennwald u. A. auch Schmid selbst war[1]) und ebenso erhielten alle Geistlichen nach Schmids Vorschlag eine von Zwingli verfaßte Anleitung, wie sie zu predigen hätten, damit die Einheit der neuen Kirche gewahrt bleibe. Endlich wurde, entsprechend einer Anregung, die auch im Gespräch selbst von Schmid und Joner ausgegangen, zur Belehrung des Landvolkes ein wichtiger Schritt gethan. Mit Zwingli und Joner wurde der Comthur erkoren, im Kanton mit Predigen die Runde zu machen, und dabei wurden ihm die beiden Seeufer und das Amt Grüningen (mit dem er in vielfachen Beziehungen stand) zugeteilt[2]). In diesen Gebieten wird es nun sein Wort gewesen sein, welches den Sieg der reformirten Lehre entschied. Ein solches Auftreten brauchte Selbstverläugnung, Muth und Entschlossenheit, nicht allein, weil kirchliche Neuerungen im Volke insgemein auf den stärksten Widerstand zu stoßen pflegen, sondern auch, weil der geistliche Stand ein materielles Interesse daran hatte, das Alte beizubehalten; denn abgesehen davon, daß die neue Lehre ihm neue geistige Arbeit zumuthete, beraubte sie ihm durch Wegfall der Messen für Tote (Jahrzeiten) ansehnlicher Einkünfte. Das

---

[1]) Zwingli, Opera VII, 313.
[2]) Zwingli, Opera VII, 314.

darf nicht unterschätzt werden; mit Humor bemerkt der Zeitgenosse Bernhard Weiß, die Jahrzeiten hätten „Speck in die Würste gebracht[1])!“ Da war denn der Kampf für die Wahrheit doppelt schwierig und ein um so höheres Verdienst. So hat die zweite Disputation den Comthur Schmid zu einem Hauptführer unserer Zürcher Reformation neben Zwingli befördert. Von da an erscheint er in der wichtigen Zeit von Ende 1523 bis Sommer 1525, wo die tiefgreifenden kirchlichen Neuerungen durchgeführt wurden, bei allen wichtigen Akten unserer Reformation mitwirkend. Er bildete mit den Vorstehern von Kappel und Embrach, sowie den drei Leutpriestern der Stadt, eine Art Kirchenrath zur Begutachtung von religiösen Neuerungen. Bei der neuen Berathung über Bilder und Messe im Dezember 1523, wo man dem stürmischen Drängen so Vieler und verschiedenen Tumulten gegenüber für gut fand, es im Ganzen noch beim Alten bleiben zu lassen, handelte er mit[2]); beim Gespräch mit den altgläubigen Geistlichen in der Stadt, Januar 1524, amtete er als Verordneter des Rathes[3]) und als man endlich im Sommer es wagte, an die Beseitigung der Bilder zu denken, war er wieder in der Kommission, welche das dabei einzuschlagende Verfahren zu berathen und zu begutachten hatte[4]), sowie auch in der Kommission zur Untersuchung der wiedertäuferischen Agitation (von Pfarrer Räubli und seinen Genossen)[5]). Als in der Zeit der Abschaffung der unbiblischen kirchlichen Feste am Palmtag die letzte feierliche Kirchenprozession

---

[1]) Füßli, a. a. O. IV, 38, wo freilich statt „Speck“ irrthümlich „Speiß“ gedruckt ist.

[2]) Egli Akten Nr. 456 und 458.

[3]) Egli Nr. 483.

[4]) Egli Nr. 532.

[5]) Egli Nr. 567.

auf den Hof (Lindenhof) hinauf veranstaltet wurde, hielt „Meister Conrad Schmid" die Predigt[1]). Er wird da vom inneren Leben in Christo und von der Werthlosigkeit solchen Gepränges, aber in seiner Art doch wieder zart und schonend gesprochen haben, was den Erfolg nur verstärken konnte. Wir können uns nicht anders denken, als daß es ein Genuß gewesen sei, von einem so feinen und tiefen Geiste eine alte Zeit verabschieden zu hören.

Daß der Comthur eine kräftige Stütze der Neuerungen in Zürich sei, konnte den Gegnern der Reformation, den katholischen Eidgenossen, nicht entgehen. Als diese daher im Frühjahr 1524 eine Reihe von Klagen und Vorwürfen Zürich einreichten, suchten sie auch Schmids Stellung zu erschüttern. Auf bloße Gerüchte hin beschuldigten sie ihn, daß er, der auch „lutherisch" sei, wider den Zehnten gepredigt und die Leute von Goldbach veranlaßt habe, ihren dem Kloster Engelberg angehörenden Zehnten zu verweigern; seinen Antheil am Zehnten habe er den Leuten geschenkt[2]). Zürich ging der Sache nach, verhörte den Comthur und eine Abordnung von Küsnach und Goldbach. Schmid versicherte, daß er nie gegen den Zehnten gepredigt, sondern die Leute aufgefordert habe, die Zehnten zu geben, wo die Obrigkeit solche um des gemeinen Nutzens willen aufsetze. Seinen Zehnten habe er Niemanden geschenkt, sondern nur armen Leuten auf ihre Bitte etliche Zeit gewartet. Auf den Vorwurf, daß er „lutherisch" predige (mit welchem die Katholiken alle neue Lehre als verdammenswürdig bezeichnen wollten, da ja Luther in Acht und Bann stand), antworte er, daß er „nur das wahre Wort Gottes" gepredigt habe, was auch die Abgeordneten von Küsnach als durchaus richtig bestätigten.

---

[1]) Bullinger I 160.

[2]) S. über diesen ganzen Handel Abschiede IV, 1a, S. 360, 377 (Nr. 6), 381, 404.

Die von Goldbach versicherten, daß sie den Zehnten nie geweigert hätten. Wohl sei es vorgekommen, daß einzelne Personen ungeschickte Worte wider den Zehnten geredet, aber um solcher Einzelner willen wolle die Gemeinde nicht angeschuldigt werden. Der Rath von Zürich berichtete dies Alles den Eidgenossen und erhärtete auch seinerseits die geschehenen Aussagen. Damit war der Fall erledigt und der Versuch der Eidgenossen, dem Comthur irgendwie feindlich beizukommen, gescheitert[1]).

Sehen wir hier Schmid mit seinen Gemeindegenossen von Küsnach Schulter an Schulter gegen die Gegner der neuen Lehre zusammenstehen, so führt uns das auf sein Wirken im Orte selbst.

In diesem engeren Kreise war er der Mittelpunkt und Leiter der reformatorischen Umgestaltung, wie ihn ja schon 1523 Zwingli den (evangelischen) „Bischof und Hirten von Küsnach" genannt hat.

Schmid predigte, wozu er als Comthur nicht eigentlich verpflichtet war, selbst in der Kirche zu Küsnach (wofür sonst die Comthurei einen Leutpriester setzte) und war darin unermüdlich auch an Werktagen[2]). Er predigte (aus dem, was gedruckt worden, zu schließen) ernst und eindringlich. Oft versteigt er sich zu wirksamem Humor, mitunter so derb, wie man es heute nicht mehr ertragen würde. Sind auch manche Auseinandersetzungen im Stile der Zeit pedantisch und heute ungenießbar, so giebt es doch wieder manche Stellen, an denen

[1]) In der Zehntenfrage setzte es damals wieder einige Differenzen zwischen Schmid und Zwingli ab, wie in der Bilderfrage; s. Zwingli Opera VII, 340.

[2]) Jene Zeit, da die evangelische Lehre dem Volke noch so neu war und Ausgangspunkt auch der Politik bildete, bedurfte der Werktagspredigten, die ja (wenigstens als Mittwochs- oder Donnerstagspredigten) noch nicht so weit hinter uns liegen. S. Meyer von Knonau, Gemälde des Kantons Zürich II, 359.

man sich noch wirklich religiös erbauen kann. Es fehlte damals nicht an Anfechtungen von Seite gegnerisch Gesinnter. Ein Konrad Streuli beschimpfte im Gesellenhaus (Herberge und Gemeindehaus) in betrunkenem Zustande den Comthur: Gott solle den Pfaffen mit seinem Predigen schänden; derselbe dürfe ihm am Werktage nicht mehr predigen; er hätte seiner am Feiertag genug! Andere mahnten, nahmen den Comthur in Schutz und erinnerten den Unzurechnungsfähigen, daß der Herr (Comthur) ihm doch auch viel Gutes erweise[1]).

Durch Schmid fand die Umwandlung in Küsnach statt. Die Bilder in der Kirche wurden beseitigt, die Messe abgeschafft, das reformirte Abendmahl begründet. Die Jahrzeiten und Seelmessen wurden 1525 aufgehoben und der nach seiner Berechnung der Gemeinde gehörende Theil durch den Comthur herausgegeben[2]); später erst wurden die Meßgewänder, Kelche und Kirchenzierden, die priesterlichen Gesang- und Meßbücher veräußert. Den hievon gewonnenen Erlös behielt er noch „zu gemeinsamen Handen"[3]). Noch bewahrt die Kirche von Küsnach ein Denkmal aus seiner Zeit: den Taufstein mit gothischer Verzierung, der einst die Jahrzahl 1528 trug und jetzt noch unten am Sockel das Wappen Schmids zwischen denjenigen des Ordens aufweist. Vielleicht stammt auch die Kanzel mit ebenfalls gothischer Ornamentik aus seiner Zeit[4]). Die kultische

[1]) Egli Akten Nr. 474.

[2]) Laut Vertrag von 1532 Amt Küsnach, Nr. 200.

[3]) Ebendaselbst. Die Rechnung von 1531 verzeichnet als Erlös von Kirchenzierden und Meßgewändern 143 ℔ 1 ß 10 Pf. und noch 7 Kronen von Meßbüchern.

[4]) Sie ist im Anz. f. Alterth. von 1886 von Herrn Prof. Rahn beschrieben, welcher nachweist, daß unter Schmid in den Jahren 1524 bis 1528 die Kirche eine erhebliche Umbaute erfahren hat. Von Comthur Schmid war auch früher in Mönchaltdorf eine vom Jahre 1520 datierte Glasscheibe mit dessen Wappen zu sehen (s. Meiß Geschlechterbuch Tom. VII, S. 84. Stadtbiblioth. Mscr. E, 22).

Umwandlung war freilich nicht allseitig gründlich. Wie anderswo, wurde auch hier noch manches Katholische beibehalten, z. B. das Ave Maria, was die radikal-evangelischen „Wiedertäufer" dem Comthur zum Vorwurf machten[1]). Er selbst vertheidigte sich damit, daß er darauf hinwies, wie die Mutter Christi an die menschliche Seite des Ursprungs Jesu erinnere[2]).

Ernstlich drang Schmid im Sinne und Geiste Zwinglis und der schweizerischen Reformation auf Verbesserung der verlotterten Sitten, predigte heftig und erregt gegen Söldnerwesen und Reislaufen, gegen Tanz und Laster, und vereinigte sich zu nachdrücklicher Handhabung sittlicher Zucht mit den Vorstehern der Gemeinde.

In seinen Aeußerungen mag er im Eifer wohl etwa zu weit gegangen sein; wie es denn hieß, wie oft der Comthur sie noch „vertäube" mit den „Mörderschwertern", und eine Frau beschuldigte ihn der Lüge, weil er gepredigt habe, keine fromme Frau gehe an den Tanz[3]).

Auch sein Ordenshaus reformirte er. Es war das eine muthige That; denn dadurch entfremdete er die Comthurei dem Orden selbst, welchem dieselbe in letzter Linie zustand. Allein immerhin nahm das Ordenhaus Küsnach schon seit vielen Jahrzehnten unter seinen Comthuren eine ziemlich selbständige Stellung ein, während die beiden anderen Johanniterstifte in Zürcher Landen, Wädenswil und Bubikon, ohne eigene Comthure, direkt

---

[1]) Diese Erscheinung kann nur denen verwunderlich sein, welche wähnen, man habe in der Reformationszeit sofort mit allem Ueberlieferten gebrochen. Im Gegensatz dazu ist daran zu erinnern, daß z. B. in Taufe und Abendmahl sich noch lange katholische Ceremonien erhielten. S. meine Geschichte der Schweiz II, S. 604. Meyer von Knonau Gemälde des Kantons Zürich II, 359 f., 361 f.

[2]) Vgl. darüber seine Schrift: Verwerfen der Articklen und stucken, so die Wiedertauffer rc. 1528, S. 3—6.

[3]) Egli Akten Nr. 705.

unter dem Hochmeister in deutschen Landen standen[1]) und dadurch eher vom Orden selbst festgehalten werden konnten[2]). Nach dem Jahre 1523, wo Schmid noch eine Steuer nach Rhodos zahlte[3]), besitzen wir keine Spur mehr von Beziehungen zum Orden. Das Haus Küsnach folgte ganz und gar den Antrieben seines Vorstehers, der als seine Obrigkeit auch in geistlichen Sachen nur den Rath von Zürich ansah, mit welchem das Stift seit 1393 verburgrechtet war. Diese freie Entwicklung war nur möglich, da nach 1523, wo Rhodos fiel, eine schwere Erschütterung über den Orden kam[4]). Dem Geiste Schmids entsprechend blieb das Stift auch nach der Zeit der Klösteraufhebung äußerlich noch unverändert. Es ist unrichtig, was auch schon behauptet worden ist, daß dasselbe 1525 aufgehoben oder dem Rathe übergeben worden sei. Alles beschränkt sich darauf, daß in der Zeit der Klösteraufhebung (Dezember 1524) der Rath auf Bitten Schmids selbst neue Pfleger über das Stift ernannte, und der Comthur 1525 einen weltlichen Schaffner an der Seite hatte, der aber sein (des Comthurs) Schaffner geheißen wird. Alle urkundlichen Zeugnisse bis zu Schmids Tode beweisen, daß Comthurei und Convent unter ihrem Vorsteher noch fortbestanden und eine ziemlich selbständige Stellung einnahmen[5]).

Aus Rücksicht auf die so gewichtige Persönlichkeit Schmids wird der Rath sich Schonung auferlegt haben. Aber wenn das Stift auch fortbestand, so zog doch ein neuer Geist in die alten

---

[1]) Zeller-Werdmüller, Das Ritterhaus Bubikon (Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft XXI, 6, 1885), S. 22 f.

[2]) Wädenswil wurde erst 1549 von Zürich gekauft; Bubikon, nach Streit mit dem Schaffner 1528 unter staatliche Vormundschaft gestellt, aber 1532 ganz dem Orden restituirt. S. das. S. 26, 27.

[3]) S. S. 32.

[4]) S. S. 32, Anm. [4]).

[5]) S. Exkurs Nr. 1 am Schluß (Beilage).

klösterlichen Räume. Den Convent hielt er zum Studium und zum Predigen an, sagt Bullinger[1]). Viele Conventherren mögen allerdings kaum mehr dagewesen sein; höchstens vier neben dem Comthur[2]). Aber von diesen versah der eine die Pfarrei Egg, der andere diejenigen von Erlenbach und Herrliberg, zwei andere waren wahrscheinlich Diakone des Comthurs. Sie hatten also Alle ihre gesetzliche Stellung auch in der neuen Kirchenordnung. 1527 wird noch ein „Convent" erwähnt. Schmid selbst nennt sich noch immer Comthur und läßt sich in Urkunden so nennen, noch 1527, 1528, 1529, 1530; nur ein einziges Mal, in seiner letzten Schrift von 1530, bezeichnete er sich als „Diener des göttlichen Wortes zu Küsnach am Zürichsee", vermuthlich weil er hiezu durch Darlegung der evangelischen Abendmahlslehre Katholiken gegenüber einen besonderen Grund hatte. Auch äußerlich erschien er wohl noch in der Comthurstracht. Wenigstens aus der Mitte der Zwanziger Jahre vernehmen wir, daß er noch das Ordenskreuz trug und am Freitag, wenn er nach Zürich ritt, das Schwert an der Seite. Dies erinnert wieder an Luther, der noch lange die Mönchskutte beibehielt. Schon damals zog ein Freund Zwinglis (Buzer in Straßburg) diesen Vergleich heran. Dem in solchen Dingen strenger denkenden Zwingli war dies anstößig; er beklagte sich in einem Briefe Buzer gegenüber, zu der Zeit, wo er auch in der Bilderfrage im Widerstreit mit dem Comthur stand. Aber Buzer beruhigte Zwingli und erinnerte ihn treffend, daß dies äußerliche Dinge seien, in denen Christus uns Freiheit erworben; Jeder solle darin nach seinem

[1]) III, 147.

[2]) Gruner, Segesser, Jäkli und Koler. 1528, Mai, wurden zwei Stiftsgeistliche genannt (Egli Nr. 1414, S. 619), später einer davon wieder als Conventherr (Egli S. 752) Zwei Diakone nennt Schmid selbst (Zwingli Opera VIII, 511).

Gewissen handeln, und in solch besonderen Zeichen dürfe man nicht sofort ein Merkmal der Sektirerei sehen, zumal wenn man wisse, wie sonst die Person denke und handle. Von Luther wisse er, daß, wenn derselbe in der Kleidung eines Mönches gehe, er doch kein Paptist sei; den Comthur kenne Zwingli besser[1]). In diesem Zuge fassen wir Schmids Natur in ihrer Grundstimmung. Er war ganz der Mann der Innerlichkeit, der nicht auf Aeußerliches sah, wenigstens dieses nicht als Hauptsache nahm. Hatte er ja in der Disputation gesagt, ein Mönch auch in der Kutte könne ein guter Christ sein. In den Grundsätzen fest und ohne Wank, war er manchem Bestehenden und Ueberlieferten gegenüber, dessen Beibehaltung ihm möglich und zuläßig schien, milde und weichherzig. „In Hauptsachen Entschiedenheit, in Nebendingen Freiheit!" Das etwa konnte als seine Loosung betrachtet werden.

Die Verwaltung des Stiftes unter dem Comthur war jedenfalls eine tüchtige. Wenn auch 1525 ein Schaffner an seiner Seite als Besorger weltlicher geringerer Geschäfte erscheint[2]), so lag doch die Hauptsache in seinen Händen. Aus den Urkunden bekommt man den Eindruck, daß, wie Bullinger sagt, seine weltliche Verwaltung des Ordenshauses eine sehr vortheilhafte gewesen; er kauft Höfe und Güter (Rütihof, den Zehnten zu Liebenberg im Brand), läßt streitige Zehnten definitiv ausmarken, löst Servituten ab und dergl.[3]).

Seine Thätigkeit in Küßnach blieb nicht ohne Kampf. Stürme drohten besonders 1525, da es unter den Bauern gährte, und Bauern- und Wiedertäuferunruhen ausbrachen.

---

[1]) Zwingli Opera VII, 338, 339.

[2]) Urk. Amt Küsnach. Nr. 195.

[3]) Urk. Amt Küsnach Nr. 185 (auf Nr. 184 hat Schmid eine eigenhändige Notiz über Ablösung hinterlassen) Nr. 186a, 191, 192, 194, 195, 198.

Eine gefährliche Lüsternheit nach den Klöstern mit ihren fetten Pfründen, Kapitalbriefen und Vorräthen an Frucht und Wein spuckte in den Köpfen. Da, als das Kloster Rüti und das Johanniterstift Bubikon von den Bauern des Mittel- und Oberlandes überfallen wurden, schien auch das Haus Küsnach unwillkommenen Besuch empfangen zu sollen. Im Mai sprachen Einige von Küsnach davon, auch ihr Stift zu überfallen. Der Comthur gelangte mit den Vorgesetzten der Gemeinde an den Rath in Zürich. Dieser begrüßte dieselben freundlich, lobte sie für ihr Reformationswerk und versicherte sie seines kräftigen Beistandes; wenn etwas ihnen zustoße, so sollen sie eilends nach Zürich berichten; zwei Schiffe sollen parat sein, ihnen, wenn nöthig, Hilfe zu bringen[1]). Diese Hilfe scheint nun allerdings nicht mehr nöthig gewesen zu sein; dank dem einträchtigen Zusammenwirken der Gemeindevorgesetzten mit dem Comthur konnte Schlimmes verhütet werden. Wohl erlaubten sich Einzelne etwa Rohheiten oder Beleidigungen gegen Schmid. Da kam es vor, daß Einer, als er über die Straße ging, sich erfrechte, beim Grüßen ihm den Hinteren zu kehren. In einer Gemeindeversammlung mußte Schmid sich beklagen über rohe Aeußerungen (z. B., wenn die Geistlichen nicht abstehen von ihrem Predigen gegen Reislaufen, so wollen sie diese selbst abstellen und sie ins Beinhaus richten, zu beichten, ꝛc.). Schmid sprach die Erwartung aus, daß die ehrbaren Leute sich dagegen wenden, oder er sehe sich genöthigt, zum Rechtsweg zu schreiten[2]). Abends beim Wein fielen wieder rohe Worte auf dem Gesellenhaus. Es scheint, daß es in Küsnach noch immer Anhänger des so verderblichen Reislaufens gab, die es nicht leiden konnten, daß der Comthur so unerbittlich den Kampf gegen sie führte.

---

1) Egli Nr. 705.

2) Egli Nr. 706.

Einmal bei einer Predigt wider das Reislaufen sprach Schmid von der Waffe der Reiser als von „Mörderschwertern". Da meinte Einer (recht verkehrt), des Comthurs Schwert am Sattel sei auch so ein Mörderschwert.

Immer aber sind es nur einzelne Verbitterte gewesen, die so sprachen und so dachten. Die Gemeindegenossen im Großen standen stets zum Comthur, der unter ihnen aufgewachsen und nun ihr Prediger und Seelsorger war. Nach allem zu schließen, brachte die Mehrzahl der Gemeindegenossen dem „würdigen, wohlgelehrten Meister Conrad" — wie er mehrmals in Urkunden geheißen wird — Achtung und Ehrfurcht entgegen. Er nahm sich auch, wo er konnte, der Gemeinde an. Wie er derselben 1525, ohne Bedenken zu hegen, ohne Anstand zu nehmen, einen Theil der Jahrzeiten herausbezahlte, so ließ er sich auch für deren Rechte ein, als 1527 die von Herrliberg und Wettswil sich von der Kirche abtrennen wollten; er begründete einen Vergleich, wornach die Kirchgemeinde beisammen behalten wurde, aber alle Sonntage, am einen zu Wettswil, am anderen zu Herrliberg, durch einen vom Comthur gesendeten Prediger solle Gottesdienst gehalten werden, rc.[1]). 1531 streckte Schmid der Gemeinde im sogenannten Musser-Krieg eine ansehnliche Summe vor[2]). Denen von Egg und von Eßlingen lieh er in einer Zeit der Theuerung ebenfalls eine beträchtliche Summe[3]). Die Comthurei brachte allerlei Beziehungen, zum Theil recht gemüthlicher Art, zur Gemeinde. Die Kirchgenossen hatten nach altem Brauche das Recht, bei Taufen zur Winterszeit in der größeren Stube sich zu wärmen; dieselbe Stube durfte zu Kirchgemeindeversamm-

[1]) Urk. Amt Küßnach Nr. 196.

[2]) Laut Urk. Nr. 200. Die Rechnung des Amtes Küsnach im Staatsarchiv (von 1531) verzeichnet im Ganzen 137 ℔ 5 ß, die der Comthur der ganzen Kirchgemeinde (Herrliberg eingerechnet) vorstreckte.

[3]) Laut Rechnung von 1531 über 80 ℔.

lungen benutzt werden, und das Gotteshaus Küsnach mußte dann der Gemeinde 4 Köpfe Wein und für 4 ß Brod geben. Je zu Weihnachten, Fastnacht und Ostern mußte das Stift seinen Rebleuten[1]) ein Mahl bereiten, ein Brauch, der in einem späteren Urbar als „von je Welten her" bestehend bezeichnet wird. Vom Weinzehnten durfte die Gemeinde einen Abzug für sich machen. Alle diese Beziehungen sind, aus den Urkunden zu schließen, unter Schmid ungestört und ungetrübt geblieben. In der Gemeinde that der Comthur den Armen viel Gutes, wie Bullinger sagt; wie wir denn gehört haben, daß Einer, der über ihn schimpfte, an die Wohlthaten erinnert werden konnte, die der Comthur auch ihm erwiesen. Aber auch nach Außen hatte der Comthur stets offene Hand, wo es galt, Noth zu lindern. Den armen, verfolgten Ritter Ulrich von Hutten unterstützte er mit 20 fl. Darauf spielt auch unser Dichter Conrad Ferdinand Meyer an („Huttens letzte Tage", Lied XXII, wo freilich die historischen Verhältnisse mit dichterischer Freiheit behandelt sind.) Bei einer Steuer für das hinterlassene Kind des um seines Glaubens willen verbrannten Pfarrers Kaiser von Schwerzenbach steuerte er die ansehnliche Gabe von 1 ℔ (ca. 12 Fr.)[2]). Anderes kam an Kranke, an arme Frauen, Dr. Karlstadts Kindbetterin, Lahme, Blinde &c.[3]). Das durch die Türken bedrängte Rhodos unterstützte er freiwillig neben der jährlichen Steuer von 5 fl. mit 20 Goldgulden[4]).

---

[1]) Eine Urk. von 1587 im Gemeindearchiv sagt: „etlichen sondrigen Personen". Nach Urbar von 1542, S. 191, bezog es sich auf die Rebleute, die dann beim „Wümmet" keinen Anspruch auf Trunk hatten.

[2]) Egli Akten Nr. 1757.

[3]) Laut Rechnung von 1531, wo auch ein Posten von 10 ß als den „Heyden" (Zigeunern?) gegeben, figurirt.

[4]) Urk. Amt Küsnach, Nr. 193. Näheres über die damaligen Vorkehrungen der Johanniter in Deutschland siehe Zeitschrift für Geschichte

Wie fast alle Geistlichen in der Zeit der Reformation war auch Comthur Schmid verheirathet. Aber wer seine Lebensgefährtin gewesen, konnte leider nicht mehr ausgemittelt werden.

Gar zu gerne möchten wir auch wissen, wie wir uns den Comthur Schmid äußerlich vorzustellen haben. Allein auch dies sind wir leider nicht im Stande, sicher zu bestimmen. Wohl bringt das Neujahrsblatt der Chorherren von 1525 ein hübsches Portrait, in welchem wir die Eigenschaften ausgedrückt finden, die wir uns in der Person des Mannes verkörpert denken: Feinheit des Geistes, Milde, Liebe, und Adel der Seele. Aber das Bild ist nicht authentisch. Es ist stark idealisirt auf Grund einer etwas rohen Tuschzeichnung in der 1619 verfaßten und reich mit Illustrationen geschmückten Ueberarbeitung der Bullinger-Chronik durch Joh. Huldreich Grob aus Zürich zu Stein am Rhein[1]), welche Zeichnung selbst wieder so auffallend ähnliche Züge mit anderen in diesem Werke aufweist[2]), daß Verdacht gegen deren Aechtheit sich einem unwillkürlich aufdrängt[3]).

Es würde zu weit führen, allen Einzelheiten der weiteren Lebensgeschichte Schmids nachzugehen. Auch in der Folge war er bei wichtigen kirchlichen Vorkommnissen neben Zwingli und Leo Jud der Vertrauensmann der Regierung. Besonders gegen die, namentlich in Grüningen spukende, schwärmerische Sekte der

---

des Oberrheins X, Heft 4, 1895. 4 jüngere kriegsfähige Comthure wurden nach Rhodos geschickt; die anderen mußten steuern (Meisner, deutsche Johanniterbriefe des 16. Jahrhunderts).

[1]) Stadtbibliothek Zürich, Mscr. L. 61 (nach der Schilderung der Schlacht bei Kappel).

[2]) z. B. dem Bilde Geylers zu Kaisersberg, das zu Kap. 22 (Schlacht bei Dornach) beigefügt ist; auch zum Zwinglibilde, rc.

[3]) Die Comthurstracht sieht man am besten in der Gubelmann-Scheibe von 1498 im Landesmuseum.

Wiedertäufer[1]), die Kirche und Staat gleichmäßig bedrohten, führte er kräftig das Wort, theils mündlich in der Disputation vom Dezember 1525, theils schriftlich 1527 durch eine den Amtleuten zu Grüningen gewidmete Streitschrift[2]).

Einmal sah sich Schmid genöthigt, gegen einen wiedertäuferischen Prediger Klage anzuheben. Der „Pfaff" Bodmer in Ober-Eßlingen verlangte Einführung des Banns nach Art der Wiedertäufer, und suchte von der Kanzel das Ansehen der Regierung zu erschüttern. (1528.) Den Pfarrer Laurenz Koler aus dem Stifte Küsnach[3]), der ihm antworten wollte, schalt er einen Lotter und Buben, und erregte Lärm und Unruhe in der Kirche. Der Comthur sah sich genöthigt, den Geistlichen seines Stiftes zu schützen, und verlangte von der Synode, respektive dem Rathe, Einschreiten gegen Bodmer[4]). — Erheblichen Antheil hatte Schmid an der Berner Disputation vom Januar 1528, durch welche Bern, der mächtigste Ort der Schweiz, für die Sache der Reformation gewonnen ward. Er war als einer der vier Präsidenten Leiter des Gesprächs und that sein Möglichstes, persönlichen Streit von den Verhandlungen fern zu halten, und am Schlusse der Disputation ermahnte er die Stadt Bern, die Reformation jetzt tapfer an Hand zu nehmen,

---

[1]) Solche fanden sich auch in Küsnach selbst. S. Egli, S. 374, 2. Stück.

[2]) „Ein Christliche ermanung zu warer Hoffnung in Gott, und warnung vor dem abtrülligen Wiedertouff, der da abwyset von Gott, an die Christlichen Amptlüt zu Grüningen. Durch Cunrad Schmid, Komptur zu Küßnach am Zürich See. Getruckt zu Zürich by Christoffel Foschauer (sic!) M. D. XXVII". Schmid war mit Vogt Berger in Grüningen persönlich befreundet und durch seine Besitzungen in Mönchaltdorf, Egg, Eßlingen, sowie durch seine Predigten daselbst und vielleicht auch durch den Verkehr mit Bubikon mit den Leuten bekannt.

[3]) S. oben S. 13.

[4]) Egli, die Zürcher Wiedertäufer, S. 81 (aus den Synodalakten).

und wies auf das Vorbild von Zürich[1]). Auf seine Aufforderung legte dort sein Schüler und Freund Pfarrer Mathis von Seengen (s. S. 13) Zeugniß für den evangelischen Glauben ab. Während der Disputation kam an ihn die Reihe, im Münster zu predigen, und seine Rede erschien nachher wie diejenigen aller Anderen im Druck[2]).

Auch zu Bern stieß er mit den Wiedertäufern hart zusammen und veröffentlichte eine Streitschrift gegen dieselben, worin er ihre Leidenschaftlichkeit, ihr agitatorisches Wesen, ihren auf die Wiedertaufe gestützten Heiligendünkel, ihre materielle Begehrlichkeit geißelt[3]).

Natürlich nahm er an der ersten Zürcher Synode von 1528, welche den Ausbau der Zürcher Kirche bezeichnet, theil, und wurde in eine Kommission gewählt[4]). Als Zwingli im Herbst 1529 in Zürich in Folge des Marburger Religionsgesprächs abwesend war, ersetzte ihn Schmid und hielt für ihn Predigten „als ein gar geschickter, tapferer und gelehrter Mann", wie Bullinger beifügt[5]). Schon vorher hatte er den ersten Feldzug nach Kappel (Juni 1529) mitgemacht; sein Leben gedachte er für seinen Glauben zu opfern. Vor dem Auszuge beschäftigte ihn der Gedanke liebevoller Fürsorge für Weib und Kind auf

---

[1]) Näheres s. Abschiede IV, 1a, S. 1247, 1252, 1256, 1258, 1265.

[2]) „Die predigenn so von denn frömbden Predicanten, die allenthalb här zu Bernn uff dem Gespräch oder Disputation gewesen, beschehen sind". Froschauer 1528. Die drittletzte ist „die Predig Meister Conrads Schmids Commentur von Küßnacht am Zürich See, von Evangelio Luce am X cap."

[3]) „Verwerffen der Artiklen und stucken, so die Wiedertöuffer uff dem gespräch zu Bernn, vor ersamen großem Radt fürgewendt habend durch Cunraden Schmid, Commenthur zu Küßnacht am Zürich See." (Beigedruckt der vorgenannten Sammelschrift.)

[4]) Egli, Akten Nr. 1391.

[5]) Bullinger II, 224.

den Fall seines Todes im Kriege. Er bat den Rath, seinen Hinterlassenen, falls er fallen würde, einen von ihm zum Hause Küsnach gekauften Hof zu überlassen, der nach Absterben jener wieder dem Rathe zufallen solle. Der Rath wollte sich aber nicht zum Voraus bestimmt binden, versicherte indeß Schmid, daß seinerseits für Hausfrau und Kinder nach seinem Tode solle gesorgt werden[1]). Noch ein Mal trat eine Anfechtung an ihn heran, 1530, in der Zeit des Abendmahlstreites, als auf dunkle Gerüchte hin einige Zuger[2]) von ihm aussagten, daß er das Abendmahl wieder in altgläubiger Weise gefeiert habe. Entrüstet darüber, daß man von ihm glaube, er verleugne die früher ergriffene Wahrheit, rechtfertigte er sich öffentlich in einer Druckschrift, worin er seine Anschauungen über das Abendmahl ganz in Zwinglischer Weise darlegte und jene Gerüchte Lügen strafte[3]). Eine Krankheit im Oktober 1530, die ihn hinderte, an der Synode zu erscheinen[4]), lähmte seinen Eifer nicht: in einem Briefe an seinen „theuren Freund und Bruder“ Zwingli, worin er diesem seinen Diakon empfiehlt, bemerkt er, wenn man seiner bedürfe, solle man es ihm melden und werde er kommen, obgleich es ihm „fast über der Hand“ sei[5]).

---

[1]) Egli, Akten Nr. 1559. Die Stelle aus dem Rathsbuch ist wörtlich abgedruckt im Neujahrsblatt der Chorherren, 1825, S. 10.

[2]) Ammann Toß und Andere.

[3]) Näheres s. Strickler, Akten, Band II, Nr. 1296, 1307. Schmids Schrift, die letzte, die wir von ihm besitzen: „Ein Christlicher bericht des Herren Nachtmals mitt hällem Verstand siner Worten darin gebrucht. Durch Cunrad Schmid, ein Diener des Worts zu Küßnach am Zürich See.“

[4]) Egli, Akten Nr. 1714. Auch in der Küsnacher Rechnung von 1532 findet sich noch eine Ausgabe von „4 Kronen M. Philippen Zürich, den Herrn sel. geartzet.“

[5]) Zwingli, Opera VIII, 511; übersetzt im Neujahrsblatt der Chorherren, 1825, S. 12.

Als dann die Zeiten ernster sich gestalteten, als im Herbst 1531 es zu einem neuen Waffengange zwischen den konfessionellen Gegnern kam, stellte er wieder seinen Mann. Wie Zwingli, hegte er bange Ahnungen. Bullinger berichtet, Schmid habe wenige Tage vor der Schlacht bei Kappel an seinen (Bullingers) Vater in Bremgarten geschrieben, er besorge schwere Uebel, Untreue und Verrath, die Reformirten werden schwer leiden müssen[1]). Er hatte richtig gefühlt. Neben Zwingli und mit dem zweiten Zürcher Aufbruche zog der Comthur mit seinen Küsnachern über den Albis, und wie der Reformator fiel er am 11. Oktober 1531 zu Kappel als Blutzeuge des reformirten Glaubens. „Man fand ihn unter und bei seinen Küßnachern" auf dem Schlachtfelde, sagt der Bericht[2]). Der Conventherr Oswald Segesser zu Küsnach, welcher interimistisch die Oberleitung des Stiftes übernahm, ließ die Leiche seines Vorgesetzten von der Wahlstatt gen Küsnach führen und daselbst im Beinhause[3]) begraben. An diese Geschichte knüpft sich später eine anmuthige Legende. Des Comthurs Pferd, hieß es, sei, um seinen Herrn zu suchen, über den Albis zurückgeeilt, über den See geschwommen und zur Comthurei gelangt, und zur Belohnung solcher Anhänglichkeit habe der Rath dem treuen Thier „eine Pfründe geordnet." Natürlich ist darüber in den Akten nichts zu finden[4]). Die Sagenblüthe entsproß dem theilnehmenden

---

[1]) Bullinger III, 147.

[2]) Bullinger III, 147. Aus der ganzen Kirchgemeinde Küsnach (nebst Erlenbach, Herrliberg und Wettswil) fielen 36 Mann, die mit Namen von Bullinger verzeichnet werden.

[3]) Dieses muß nach Prof. Rahn (Anz. für Alterth., 1886, Heft 3) getrennt von der Kirche auf dem Kirchhof gewesen sein. S. Nüscheler, Gotteshäuser der Schweiz III, 327.

[4]) Die bis jetzt älteste bekannte Version der Sage habe ich in Meiß' Geschlechterbuch (Stadtbibliothek Mscr. E 22) von 1750 gefunden, welches aber auf eine noch ältere Quelle hinweist. Es heißt (Meiß VII, p. 86, 6:)

Sinn der später Lebenden, der dankbaren Gesinnung gegen den Mann, dem ein so großes Verdienst an unserer Reformation zukam. Die Erzählung ist auch poetisch bearbeitet worden; am erhebendsten von Conrad Ferdinand Meyer in seinem ergreifenden Gedicht: „Der Rappe des Comthurs." (S. Beilage Nr. 2.)

Schmids Tod bestimmte auch das Schicksal des Stiftes. Jetzt nahm der Rath „als rechte natürliche Oberhand" dasselbe an sich[1]). Es könnte dies auffallend erscheinen, verglichen mit Bubikon, welches eben damals dem Orden zurückgegeben und erst im 18. Jahrhundert durch den Staat auf dem Wege des Kaufes erworben wurde, und verglichen mit Wädenswil, welches 17 Jahre später auch durch Kauf regelrecht an den Rath kam. Aber abgesehen davon, daß Küsnach (wie schon betont worden ist) freier und selbständiger war unter einem eigenen, reformatorisch gesinnten Comthur, dürfte als erklärendes Moment wohl auch das noch hinzu kommen, daß Küsnach keinerlei politische Herrschaft oder Gerichtsbarkeit besaß, wie Wädenswil und Bubikon, sondern bloße Priestercommende war, aus welcher der Orden als solcher jedenfalls nicht viel zog.

Der Rath regelte dann 1532 das Verhältniß des säculari-

„Sein Roß, so er gen Capel geritten, luff ab der Walstatt dem Zürichsee zu, satzt ennerhalb Küßnacht yn und schwamm hinüber bis an das ander Land mit samt dem Sattel und einem Bulgen (Sack) daran hangend, darin ob 100 fl. währt (Werth) gelts gewesen, luff in das Closter, da ihm dann ein pfrund gegeben ward, besihe in einer besonders zus. getragnen Zürich Chronik, so herr Casp. Heß zu Erlebach byhanden hat. In den Rechnungen des Amtes Küsnach im Staatsarchiv finden sich 1531 nur die Posten: „1 Eimer 3 Vtl. denen, die den Herren sel. bestattet" und: „2 ℔ zu lon, die den Herrn seligen brachtend von capell." Vom Pferd findet sich in den Rechnungen auch nicht eine Spur.

[1]) S. Exkurs Nr. 1.

sirten Stiftes zur Gemeinde[1]), versorgte die Conventherren[2]) und ließ mit den Hinterlassenen des Comthurs eine Vereinbarung treffen über Ausrichtung eines Leibdings und leihweise Ueberlassung von Gütern. Die Gattin des Comthurs wird in Küsnacher Rechnungen von 1531 und 1532 noch genannt[3]); es findet sich in diesen eine Ausgabe für Rathsabgeordnete und Rathsschreiber, als sie „des Herren frowen ußgericht" und eine Einnahme von 128 ℔ 17 ß 6 Heller, von der es heißt, daß „des Herren frow sie gehept". Später hören wir nichts mehr von ihr. 1538 werden noch Kinder des Comthurs erwähnt, in deren Namen ihr Vogt Claus Alder an der Wiltisgasse ihren vom Vater herrührenden Hof, also wohl das alte Eigen der Familie, um 800 ℔ Geldes an das ehemalige Stift verkauft[4]); von 1542 an aber ist nur noch von einer Tochter des Comthurs die Rede: Anna Schmid[5]), welche später einen Dr. Jörg Keller, Arzt von Zürich, heirathete und nach deren Tode, noch vor Ende des Jahrhunderts, die Leibdingsgüter von Küsnach, die sie inne hatte, wieder ans ehemalige Stift fielen[6]). Das Stift selbst wurde 1531, wie alle anderen Klöster des Kantons, in ein

---

[1]) Urkunde Amt Küsnach, Nr. 200.

[2]) Es werden nur noch zwei genannt: Oswald Segesser, welcher Prädikant in Herrliberg und Wettswil wurde, aber mit Sitz in Küsnach (s. Urbar von Küsnach von 1542, S. 169b) und Rudolf Jäckli (Egli Nr. 1911). Laurenz Koler war zu Kappel gefallen.

[3]) Staatsarchiv Zürich.

[4]) Amt Küsnach, Nr. 214.

[5]) Urbar von 1542, S, 55b und S. 141.

[6]) Amt Küsnach, Nr. 285. Einige von diesen Gütern wurden ihrem Vetter Conrad Schmid (wohl einem Nachkommen eines Bruders des Comthurs?) als Handlehen gegeben. Diese Seitenlinie des Geschlechtes Schmid in Küsnach soll vor längerer Zeit schon ausgestorben sein.

(ökonomisches) Amt verwandelt[1]), dessen Zweck neben Ausrichtung von Besoldungen an die Geistlichen von Egg, von Küsnach, von Herrliberg und Wettswil, sowie von Seengen, und neben Abgabe von Leibdingen, besonders die Armenunterstützung war[2]), womit man an das wohlthätige und gemeinnützige Wirken des Comthurs selbst anknüpfte (S. 32).

Wohl durfte der Rath mit Genugthuung auf die Arbeit und Wirksamkeit „des — wie er selbst sagt[3]) — würdigen, wohlgelehrten, unseres lieben getreuen Herrn Conraden Schmid letzten Comthurs unseres Hauses zu Küßnach" zurückblicken. Und auch wir dürfen heute dem Manne, in welchem sich die religiöse Vertiefung und Verinnerlichung des 16. Jahrhunderts so anziehend ausspricht und der als ein so liebenswürdiger Charakter aus jener Zeit hervorragt, ein dankbares Andenken bewahren.

Denn, Alles zusammenfassend, können wir mit Bullinger sagen[4]): „Diser ist ein frommer gelehrter Mann gsin, hat vil zu der reformation geholffen, was ein yfriger dapferer, verrümpter predicant, was den armen und der ganzen kilchhöry

[1]) Die Rechnung von Küsnach verzeichnet 1531 eine Ausgabe von 10 ß „dem Volk im Hus, da der Schaffner hinuskommen was." Es wird wohl der Wegzug des 1525 neben dem Comthur erwähnten Schaffners gemeint sein.

[2]) Belege dafür bieten die Rechnungen der dreißiger Jahre, wo ganze Seiten Ausgaben zu treffen sind für Arme, „Hausarme", Brandbeschädigte, Verwundete, Verletzte, Verpflegung und Versorgung Kranker, „Einbund" von Kindern armer Leute, für Badenfahrten von Kranken 2c. 1535 ist eine Ausgabe verzeichnet „einem armen Edelmann von türgen (Türken) fertriben" (vertrieben). Ueber die Verwendung der Klöster zur Armenunterstützung s. Wirz, historische Darstellung der urkundlichen Verordnungen 2c., Bd. I, S. 496 f.

[3]) In der Urkunde von 1532.

[4]) Reformationsgeschichte III, 147.

beholffen. Und deßhalb von diser siner trüw (Treue) und redliche (Redlichkeit) wägen, menklichem (Jedermann) lieb."

Beilagen.

1. Exkurs zu S. 38 betreffend angebliche Uebergabe der Commende Küsnach.

Schon Bullinger I, S. 231, bringt bei seiner Schilderung der Aufhebung der Klöster von 1524 und 1525 die irrthümliche Nachricht, daß Schmid die Comthurei „der Stadt zur Reformation übergeben"; der Rath habe einen Schaffner hingesetzt, der alle Schulden, Pfründen, Leibding und dergl. abfertige, das übrige dem Obmann bei den Barfüßern abliefere. Das ist nun nicht ganz richtig; Bullinger spricht vom Standpunkt der späteren Zeit (wie denn ja die Einrichtung des Obmannamtes erst aus den 30er Jahren stammt, s. Paul Schweizer in der Theologischen Zeitschrift aus der Schweiz II, Heft 3, S. 176 f.). Es reduzirt sich Alles darauf, daß im Dezember 1524, wo die Klöster eingezogen und neue Pfleger über dieselben ernannt wurden, auch der Comthur vor den Rath kam und „nach Inhalt seiner Burgrechtbriefe" den Rath bat, Pfleger (das heißt neue Pfleger) zu ernennen, was auch geschah (Egli Nr. 599, 608, 1539), und daß der Comthur 1525 einen weltlichen Schaffner an der Seite hatte, der aber ausdrücklich als des Comthurs (und nicht als des Rathes) Schaffner bezeichnet wird[1]).

[1]) Bei Anlaß einer Pfändung wird (Urkunde Amt Küsnach, Nr. 195) genannt „unser Burger Jakob Weber als ein schaffner Herr Comthurs zu Küsnach."

Alles weist auf eine ziemlich selbständige Stellung des Comthurs und auf Fortdauer der bisherigen Verhältnisse bis Schmids Tod hin. 1525 ordnet der Comthur ganz von sich aus die kirchliche Umwandlung, zahlt der Gemeinde die Jahrzeiten heraus, (während sonst für die Klöster 1525 festgesetzt war, daß keine Jahrzeiten herausgegeben werden sollen, s. S. Egli, Nr. 611) verwaltet das Uebrige ꝛc. (s. Vertrag von 1532, Urkunde Amt Küsnach Nr. 200). Beim Vertrag von 1527 (Amt Küsnach, Nr. 196) ist das Haus Küsnach mit seinem Comthur und dem Convent als noch bestehend vorausgesetzt, und dasselbe heißt nicht des Raths, sondern „sin (des Comthurs) Gotzhus"; auch ist der Comthur Inhaber des Patronatsrechtes, das mit dem Hause Küsnach verbunden war, was ja bei einer Säcularisation nicht hätte der Fall sein können. Es heißt am Schluß der Urkunde von 1527: „doch uns (dem Rath) und gemeinen unser Statt und Land, auch dem gemelten Herren Comthur, sinem Convent und Gottshus .... unbeschadet." Im Jahre 1530 (Urkunde Amt Küsnach, Nr. 198) wird bei einer Verleihung als Vertreter des Hauses Küsnach Conrad Schmid, Comthur des Hauses, St. Johannsordens, genannt, und im selben Jahre, bei einem Zehntenstreit, tritt wieder der Comthur als Vertreter des Hauses Küsnach und als Partei auf (Urkunde Amt Küsnach, Nr. 199). Erst 1532, im Jahre nach Comthur Schmids Tod, wird das Haus Küsnach zum ersten Male vom Rath „unser Hus" genannt, und es wird von demselben gesagt, daß es mit aller Zubehör dem Rath „als der rechten natürlichen Oberhand heimgefallen" sei (Urkunde von 1532, Amt Küsnach, Nr. 200). Daß, wie Riggenbach (Herzogs Realencyklopädie, 2. Aufl. XIII, 599) sagt, schon zu Lebzeiten Schmids ein

Antrag auf Säcularisation gefallen und abgewiesen worden sei, kann ich nirgends finden.

2. Der Rappe des Comthurs.

Von C. F. Meyer.

Herr Konrad Schmid legt' um die Wehr,
Man führt' ihm seinen Rappen her:
„Den Zwingli laß' ich nicht im Stich,
Und kommt ihr mit, so freut es mich!"
Da griffen mit dem Herren werth
Von Küsnach dreißig frisch zum Schwert:
Mit Mann und Roß im Morgenroth
Stieß ab das kriegbeladne Boot.
Träg schlich der Tag; dann durch die Nacht
Flog Kunde von verlorner Schlacht.
Von drüben rief der Horgnerthurm,
Bald stöhnten alle Glocken Sturm,
Und was geblieben war zu Haus:
Das stand am See, lugt' angstvoll aus.
Am Himmel kämpfte lichter Schein
Mit schwarzgeballten Wolkenreih'n.
„Hilf Gott, ein Nachtgespenst!" Sie sahn
Es drohend durch die Fluthen nah'n.
Wo breit des Mondes Silber floß,
Da rang und rauscht ein mächtig Roß,
Und wilder schnaubt's und näher fuhr's . . .
„Hilf Gott, der Rappe des Comthurs!"
Nun trat das Schlachtroß festen Grund,
Die bleiche Menge stand im Rund.
Zur Erde starrt' sein Augenstern,
Als sucht' es dort den toten Herrn . . .
Ein Knabe hub dem edlen Thier
Die Mähne lind: „Du blutest hier!"
Die Wunde badete die Fluth,
Jetzt überquillt sie neu von Blut,
Und jeder Tropfen schwer und roth
Verkündet eines Mannes Tod.

Die Comthurei mit Thurm und Thor
Ragt weiß im Mondenglanz empor.
Heim schritt der Rapp' das Dorf entlang,
Sein Huf wie über Grüften klang,
Und Alter, Witwe, Kind und Maid
Zog schluchzend nach wie Grabgeleit.

Der helvetische Censor Rordorf zum dritten Mal.

Von G. Meyer von Knonau.

In den Jahrgängen des Zürcher Taschenbuches von 1888 und 1889 machte ich auf zwei bemerkenswerthe Conflicte aufmerksam, die sich für zürcherische Gesellschaften wegen ihrer Neujahrsblätter auf das Jahr 1803 gegenüber der Censur der helvetischen Republik in Zürich ergaben. Nach dem föderalistischen Aufstande im Herbst 1802, der die helvetische Regierung aus Bern in eine klägliche Flucht geworfen hatte, war durch den ersten Consul die helvetische Ordnung nochmals auf kurze Zeit hergestellt worden, und nun hatte die Hülfsgesellschaft mit dem Censor Rordorf [1]) wegen der von ihr auf Neujahr 1803 gebrachten Biographie des Johann Georg Schultheß, Diakons bei St. Peter, des Opfers des in der Nacht vom 12. auf den 13. September 1802 beim Bombardement Zürichs durch General Andermatt tödtlich Verwundeten, zu kämpfen, und in ähnlicher Weise war die Musikgesellschaft zum Musiksaal, bei der Drucklegung eines Gedichtes für das Neujahrsblatt über „das gerettete Zürich", durch Rordorf in unangenehmer Weise gehindert worden.

---

[1]) Der Censor hieß Salomon Rordorf. Der kürzlich in A. Erb's Schrift: Das Kloster Rheinau und die helvetische Revolution (1895), S. 138 ff. erwähnte Hans Jakob Rordorf, Mitglied der zürcherischen Verwaltungskammer, der vom October 1799 an als Commissär das Kloster Rheinau verwaltete, ist also eine andere Persönlichkeit.

Aber noch ein drittes Neujahrsblatt fällt hier in Betracht. Dabei tritt nur als bezeichnender Unterschied der Punkt in den Vordergrund, daß Bürger Nordorf in diesem Falle blind war und in einer geradezu classischen Weise gehänselt worden ist.

Von der Stadtbibliothek wurde nämlich auf das Neujahr 1803 ein Neujahrsstück herausgegeben, das vielleicht schon bei seinem Erscheinen die in das Geheimniß dieser Publication nicht eingeweihten Empfänger in Verwunderung setzte; denn der Autor selbst sandte einleitend voraus: „Die Ereignisse in der schweizerischen Vorwelt, die wir diesmal zum Gegenstand unserer Unterhaltung mit Euch, Ihr Jünglinge unserer Vaterstadt, ausgewählt haben, fallen in das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts“.

Zuerst erklärt der Text das vorangestellte durch Martin Usteri gezeichnete und von Lips gestochene Bild.

„Der Adler, der hier mit der einen Klaue die Gerechtigkeit zusammendrückt, während daß er die andere nach der Göttin der Freyheit ausstreckt, ist des Reichs Adler“. Dann wird ausgeführt, daß der auf die ihn umgebende Menge herabsehende Reiter Herzog Albrecht von Oesterreich sei, der von der „guten, friedliebenden und standhaften Bürgerschaft von Luzern“ als neuer Beherrscher, „an den sie schändlicher Weise war verkauft worden“, die Huldigung mit „zum gezwungenen Eide aufgehobenen Fingern“ empfangen wolle. „Hinter den eisernen Riegeln im Kerker zur Linken schmachtet, abgesöndert von seinen Mitbürgern, die ihn schätzen und lieben, und denen seine standhafte Vaterlandsliebe stets ein nachahmungswürdiges Beyspiel bleiben wird, einer der wenigen Edeln, die mit Macht und in altschweizerischer Sprache sich der fremden Gewalt zu widersetzen wagten. Er war einer von den Wenigen, welche in diesem für Luzern so entscheidenden Zeitpunkt die Stimme der Pflicht nicht durch die allgemeine, wie man damals glaubte, allein zu redende Sprache der Convenienz übertäuben ließen und die Wahrheit am

lautesten redeten, als den Machtsprüchen des österreichischen Despoten bald jeder Mund verstummte. Er hatte es gewagt zu sagen, daß Sklaverey nicht Freyheit sey, daß der anerbotene und aufgedrungene Schutz des mächtigen Albrechts den anererbten Rechten der Vaterstadt den Todesstoß gebe, daß man umsonst durch Versprechung neuer Freyheiten und Erleichterung bisheriger erträglicher Lasten zu täuschen suchte, während man die Stadt im Genusse ihrer vormals besessenen Vorrechte beeinträchtige und sie unter neuen unerträglichen Lasten und Beschwerden erdrücke, daß ein gezwungener oder durch einzelne wenige Werkzeuge der Tyranney geleiteter oder durch Schreckensmaßregeln zu irgend einer Äußerung gezwungener Volkswille kein Volkswille sey, und ein gezwungener Eid Gott leid thue, u. s. w. Dieser Mann — wie die Geschichte sagt, theilte er seine Grundzüge und sein Schicksal noch mit mehreren Anderen — sieht nun mit zerrissenem Herzen herab auf das Schaugepränge des so geheißenen Festes, das in Luzerns Mauern gefeyert wird, und ist trauriger Zeuge, wie man die Freyheit, die Ruhe, das Glück und den Wohlstand seiner Vaterstadt zu Grabe trägt".

Der Verfasser des Neujahrsblattes sucht darauf die vorausgesetzten jugendlichen Leser genauer in die Situation einzuführen, wie Luzern aus dem Eigenthum des Klosters Murbach in dasjenige des Hauses Habsburg-Oesterreich übergegangen sei, wie 1291 König Rudolf zu Handen seiner Söhne dem geldbedürftigen Abte den Hof Luzern nebst den anderen Murbacher Höfen abkaufte. Während wir nun aber über die Stimmung, die dieser Herrschaftswechsel in Luzern erzeugte, durchaus nicht unterrichtet sind, verfügt der Verfasser des Neujahrsblattes von 1803 merkwürdiger Weise über „einen alten Schriftsteller", den er mitunter in seiner mittelhochdeutschen Sprache redend einführt.

Dieser Chronist muß über die Stimmung, über eine „am Ende des dreyzehnten Jahrhunderts" laut gewordene öffentliche

Meinung vorzügliche Informationen besessen haben, und der Autor des Neujahrsblattes entnimmt seiner Quelle mitunter recht stachlig sich ausnehmende Urtheile.

So ist von einer früheren „glücklichen Verfassung", und wie sich die Bürger dazu verhalten hätten, die Rede: „Nicht daß ihre Verfassung tadellos, nicht daß nicht einige Mängel derselben von Bedeutung und in die Augen fallend gewesen wären; aber zu klug, um den verderblichen Grundsatz zu befolgen, daß man, um einzelne mehr oder weniger bedeutende Theile eines Gebäudes zu verbessern, mit Niederreißung des Ganzen den Anfang machen müsse, war die Bürgerschaft vielmehr auf allmählige Verbesserung der einzelnen Unvollkommenheiten bedacht und suchte in weiser Benutzung des Guten und Vorzüglichen der einmal bestehenden Verfassung für das weniger Gute derselben, so wie auch für das, was daran zu ändern nicht in ihrer Macht stund, einen Ersatz zu finden. Bey dieser Stimmung derselben fanden einige Wenige, welche hie und da, obwohl mit furchtsamer Stimme, jenen eben angeführten Grundsatz, und andere ähnliche zu verkündigen anfiengen, und immer blos von den Mängeln der damaligen Verfassung und der Nothwendigkeit, ihnen abzuhelfen, redeten, kein Gehör. Sie konnten auch um so weniger Gehör finden, da es jedem Hellsehenden auffallen mußte, daß nicht Vaterlandsliebe, sondern Selbstsucht und Eitelkeit, nicht Rücksicht auf das allgemeine Wohl, sondern Eigennutz, nicht höhere Zwecke, die sie ins Auge gefaßt, sondern die kleinlichsten Rücksichten auf Verbesserung ihrer individuellen Lage, auf Erhaltung einer einträglichen Stelle, mitunter auch wohl Haß gegen die damaligen Regenten, welche, wenn auch nicht alle ohne Tadel, doch im Ganzen unendlich besser waren, als sie selbst nie werden konnten — daß diese und andere ähnliche Beweggründe sie vermocht hatten, ihre bisher nur wenig erprobten Talente an der Verbesserung oder Umschaffung der vaterländischen Verfassung zu

versuchen". — Oder es wird von der Lage der Bürgerschaft von Luzern gesprochen, wie sie, betrogen, umsonst ihr Recht zu verfechten suchte und unter der Uebermacht unterlag: „Auch jetzt gab es einige, welche, im Gegensatz mit den Gesinnungen ihrer übrigen Mitbürger, von den Vortheilen schwatzten, unter einem solchen Herren zu stehen, und in damals ungewohnten hochtönenden Ausdrücken das Glück anpriesen, welches aus dieser Wiedergeburt des Vaterlandes, wie sie es nannten, hervorgehen müßte; sie vermeinten auch, man könne nichts Besseres thun, als sich fest und enge an das Haus Oesterreich anschließen, als bey welchem allein Luzerns Heil zu finden sey! Diese luden verdienter Weise den Haß und die Verachtung aller vaterländisch gesinnten Luzerner auf sich". — An einer anderen Stelle wird der Tag der Annahme der neuen Regierungsform geschildert: „Auf hohen Befehl als ein festlicher Tag der Freude und des Jubels für das gesammte Volk ausgeschrieben, war dieser Tag in Wirklichkeit ein Tag der Trauer, wo sich der wahre Vaterlandsfreund von dem Getümmel des Pöbels, von dem Freudengeschrey erkaufter Miethlinge und dem Kriegsgetöse fremder Völker hinweg in die Einsamkeit zurückzog und mit banger Wehmuth sich nach den schöneren Tagen zurücksehnte, welche einst seiner Vaterstadt geleuchtet hatten". — Nochmals findet sich dann ausgeführt, wie einige österreichische Creaturen und einige wenige Selbstsüchtige, die zufrieden waren, ohne Gewalt und ohne einen auffallenden Nachtheil für Personen und Eigenthum an Oesterreich übergegangen zu sein, von der allgemeinen gedrückten Stimmung in Luzern eine unrühmliche Ausnahme machten: „Hingegen erwähnen die Geschichtsschreiber vorzüglich zweyer Männer, welche, mitten unter Albrechts Heeren, es wagten, seine Herrschaft für unrechtmäßig, für Usurpation zu erklären, und sich laut und ungescheut dahin äußerten, daß, wer den Verheißungen solcher mächtiger Herrscher Glauben beymesse,

sein Haus auf Sand baue, daß bey Oesterreich kein Heil zu finden sey, u. s. w."

Der Verfasser wendet sich schließlich unmittelbar an seine Leser: „Hast Du, o Jüngling, hat Deine Vaterstadt auch schon dergleichen Tage gesehen? War es etwa der Tag, an welchem, nachdem, durch die allgemeine Erschütterung von Europa, auch die hohen Bollwerke Deines Vaterlandes zusammengestürzt waren, der unaufhaltsame ....? Doch, was soll ich Wunden wieder aufreißen, welche die letzten Jahre, schmerzlicher als kaum je ein Zeitalter, Dir und uns Allen geschlagen haben, und die, wenn sie noch je zu heilen sind, nur Zeit und Geduld heilen kann. Die Vorsehung kann durch Dunkel zum Licht führen, auf Rosenauen, durch Dornenpfade. Ihr allein vertraue!"

* * *

Wie es aber mit dieser „in das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts" fallenden Geschichte wirklich gemeint war, zeigt ein im Hirzel'schen Familienarchiv liegender, durch Herrn Dr. Paul Hirzel mir freundlichst mitgetheilter Brief des Verfassers des Neujahrsblattes, Professor Heinrich Hirzel — „zum Grünen Schloß" —, vom 30. December 1802. Der Brief ist an den zürcherischen Staatsmann, Seckelmeister Hans Kaspar Hirzel, gerichtet, der seit der ersten Hälfte des Novembers neben anderen Persönlichkeiten, die als ausgesprochene Gegner der wiederhergestellten helvetischen Ordnung galten, Alois Reding von Schwyz, Zellweger von Trogen, auf der Festung Aarburg auf Befehl des General Ney als Gefangener untergebracht worden war. Erst nach der Publication der Mediationsacte im Februar 1803 wurden, nachdem früher andere entlassen worden waren, auch die letzten dieser Geiseln, unter ihnen Hirzel, frei.

Der Verfasser des Neujahrsblattes schreibt in seinem Briefe: „Ich bin so frey, Ihnen, mein hochgeschäztester Herr und Freund!

beygeschlossen und zur gefälligen Mittheilung an Ihre würdigen Herren Collegen, das Neujahrsstück von der Stadtbibliothek zu übersenden, zu dessen Verfertigung ich mich in besseren Zeiten, als die gegenwärtigen sind, hatte engagieren müssen. Zwey andre von der Hülfsgesellschaft und dem Musiksaal waren wegen ihres Bezugs auf die neuesten Ereignisse confiskirt worden. Um nun unsre Gesellschaft ähnlicher Verdrießlichkeiten zu überheben, verlegte ich den Schauplatz von Zürich nach Luzern und stellte statt der Franzosen einen Oesterreicher als Despot auf, da denn Hr. Nordorf den Druck des Aufsazes unverändert gestattete. Ob das: mutato nomine de te fabula narratur hie und da möchte anzuwenden seyn, bleibt Ihrem eigenen Urtheil überlassen." — Heinrich Hirzel hatte augenscheinlich kurz vorher die auf der Festung Eingeschlossenen besucht, da er der dort zugebrachten vergnügten Stunden gedenkt. Dann schließt er: „Da mein und so manches Redlichgesinnten angelegentlicher Wunsch, Sie am Ende dieses Jahres wieder in den Kreis der Ihrigen zurückgekehrt zu sehn, leider nicht in Erfüllung gegangen ist, so ergreife ich diese Gelegenheit, mir auch für das neue Jahr die Fortsezung Ihrer mir so schäzbaren Freundschaft auszubitten".

Es ist nun nach diesem Briefe ganz klar, wen der Verfasser des Neujahrsblattes unter dem „hinter den eisernen Riegeln im Kerker schmachtenden Edeln" versteht, wer die „mitten unter Albrechts Heeren laut und ungescheut dessen Herrschaft für Usurpation erklärenden Männer" gewesen sind. Bei den Luzerner Bürgern, die auf dem Bild „mit entblößten Häuptern und zum gezwungenen Eide aufgehobenen Fingern" vor ihrem neuen Beherrscher stehen, konnte ein jeder Zürcher Leser an die mehrfachen Verfassungen denken, die seit 1798 den Angehörigen der einen und untheilbaren Republik zur Abstimmung oder Beschwörung dargeboten worden waren. Auch sonst waren ganze lange Sätze des scheinbar historischen Textes einfach Schilderungen der Sach-

lage aus dem Jahre 1802 oder der unmittelbar vorangegangenen Zeit, und Professor Heinrich Hirzel wußte jedenfalls am allerbesten, wo der „alte Schriftsteller", der so ausgezeichnet gut über Luzern zu berichten weiß, zu suchen sei.

Aber all das hat der Bürger Censor Rordorf nicht gemerkt. Es war für ihn keine Warnung, daß der schalkhafte Zeichner Martin Usteri zwei Baschkiren — der Text freilich redet von „Mameluken ähnlichen Ungarn" — in Herzog Albrechts Kriegsgefolge hineinsetzte [1]) und so darauf aufmerksam machte, daß es sich eigentlich um eine viel näher an der Gegenwart liegende Zeit handeln könnte.

Wohl selten ist rohe plumpe Dummheit in so köstlicher Weise an der Nase herumgeführt worden, und die eingeschlossenen Herren auf Aarburg hatten jedenfalls eine fröhliche Stunde, als sie ihr Schicksal so um ein halbes Jahrtausend zurückdatirt lasen.

---

[1]) Schon im Neujahrsblatte zum Besten des Waisenhauses für 1888 schrieb ich (S. 10) bei der Würdigung der Neujahrsblätter der Stadtbibliothek: „Bei der Darstellung einer Begebenheit aus Luzern von 1291 ist Usteri schalkhaft genug, dem die Huldigung fordernden Herzog Albrecht neben Rittern auch zwei Bogen und Köcher führende Baschkiren mitzugeben, deren Modelle der Künstler wohl 1799 unter den russischen Bundesgenossen des Erzherzog Karl gezeichnet hatte". Von der ganzen Tragweite dieses Neujahrsblattes von 1803 hatte ich damals freilich noch keine Vorstellung.

Die Dichterin
von „Gold'ne Abendsonne".

Klänge aus der zürcherischen Landschaft vom vorigen Jahrhundert.

Von Pfarrer Urner in Erlenbach.

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung nocheinmal denkt.

Klopstock.

Mit mehr oder weniger Glück haben sich schon Viele in der edeln Dichtkunst versucht; aber nur wenige Erzeugnisse von Wenigen haben den Weg in Herz und Mund des Volkes gefunden. In seltenem Maße ist das Liedlein: „An die Abend-Sonne" bleibendes Gemeingut geworden. So ist es doch vielleicht von allgemeinerem Interesse, die Verfasserin genauer kennen zu lernen.

Ihr Name ist Anna Barbara Welti. Sie wurde geboren den 10. Jan. 1760 als die einzige Tochter des Arztes Dr. Welti-Nägeli im Böndler in der Gemeinde Kilchberg am Zürichsee. Er starb 1790 und muß ein Mann von hingebender Pflichttreue und lebendigem Christensinn gewesen sein. In einem Gedicht:

Andenken an meinen sel. Vater
(ein Jahr nach seinem Tode)

gedenkt sie seiner mit den Worten:

Du, den vor einem Jahre
Die schwarzbehängte Bahre
Von dieser Stelle trug,
O du — noch denk' ich deiner
Mit Kindeslieb', die reiner
In keinem Herzen schlug.

Mir ist, als wär's noch heute,
Da ich an deiner Seite
In stiller Wehmuth saß
Und forschend dir in Blicken
Mit kindlichem Entzücken
Den Seelenfrieden las.

O, daß an deinem Bette
Nur der gestanden hätte,
Dem es nicht Wahrheit ist:
Daß Todesstund' versüßen
Kann nur ein gut' Gewissen
Der Glaub' an Jesum Christ.

In unruhvollen Sorgen
Fand dich kein früher Morgen,
Dich keine Mitternacht.
Mit kindlichem Gemüthe
Vertrautest du der Güte,
Die über Menschen wacht.

. . . .

Aus Blick und Wort und Thaten
Ließ sich der Mann errathen
Befreit von Leidenschaft,
Der nie zu glänzen strebte,
Nur froh und glücklich lebte
Bei stiller Würkenskraft.

Wer Gutes nur erwählet,
Weil Menschenlob er zählet
Wo bleibt der Tugendwerth!
Nie konnt' ein solch' Beginnen
Dein Herz dir abgewinnen,
Von Ruhmsucht unbethört.

Du flohst wie ein Verbrechen
Von deiner Kunst zu sprechen
Nach Arztgewohnter Art.
Doch Worte nur — nicht Kräfte
Hast je du zum Geschäfte
Des Menschenwohls gespart.

. . . .

Gebückt an deinem Stabe,
Den Fuß schon nah am Grabe
War dir's zu mühsam nicht,
Zum Kranken hinzueilen;
Denn der Beruf zu heilen
War Freude dir und Pflicht.

Diesem Vater möchte denn auch die Tochter ähnlich werden an pflichtergebenem Sinn. Er war ihr schon bisher Vorbild und Führer. Sie bezeugt:

Treu hab ich dich geliebet,
Muthwillig nie betrübet,
Das weiß, der's Inn're kennt.
Und noch durchdringt mich Freude
Bei des Verlustes Leide,
So oft mein Mund dich nennt.

Wann du in früher Jugend
Ermunterung zur Tugend
Mir gabest, theurer Mann,
Fuhr wie vom Himmel nieder
Mir was durch Herz und Glieder,
Das ich nicht nennen kann.

. . . .

Jetzt bist du aufgenommen
Zum Sitz verklärter Frommen,
Noch aber weil' ich hier.
Doch werd' ich redlich streiten,
Vom Tugendpfad nicht gleiten,
Dann Vater folg' ich Dir.

Dem Entschluß, ihm noch manche Zähre voll Dank und Liebe zu weih'n, hat sie jedenfalls nachgelebt: Ein Gedichtchen: „Im Juni 91".

„Am Grabe meines Vaters"

lautet:

Staunend sitz' ich dir am Grabe,
O du Redlicher, und labe
Mich an dem Gedank' allein,
Wie du dort wirst selig seyn.

Wie in der Verklärten Reihen
Sich dein sel'ger Geist wird freuen;
Wie er Aug', Gefühl' und Ohr'
Ganz wird seyn im Engelchor;

Wie ins Gräberthal zurücke
Väterliche Mitleids-Blicke
Auf dein Kind du liebend lenkst,
Flehend mein vor Gott gedenkst.

Hohe Ahndung jenes Lebens!
Rühre nicht mein Herz vergebens,
Ziehe von der Erde Bahn
Mächtig du mich Himmelan.

Daß, wenn einst des Lebens Stunden
Alle sind dahin geschwunden,
Ich von Erd' und Sünde frey
Gleicher Freuden Erbin sey!

Unter dem Schutz beider Eltern hat sie eine frohe Jugendzeit verlebt. Ein Wiederschein davon ruht auf dem Gedicht: „Die Gulme". Noch heute heißt Wiese und Ackerfeld, angrenzend an das Gut zum Broelberg „Gulmen". Diesen besingt sie:

Schon in den Kindheitstagen,
Als ich noch hüpft und sang,
Und mit dem bunten Wagen
Durch Wies' und Garten sprang,

Warst du schon meine Freude,
Du liebes, kleines Feld,
An der Gespielen Seite
Zur Lust mir auserwählt.

Auch gieng ich oft alleine,
Voll reger Wißbegier,
Zum grün bemoosten Steine —
Denn man erzählte mir:

Die Ungebornen wären
In seinem Schoos verwahrt.
Nicht konnt' ich mir's erklären;
Der Stein war ja so hart.

Am stillen Bächlein pflückte
Ich mir der Blümchen viel,
Wo ich mein Hütchen schmückte,
Bis es mir wohl gefiel.

. . . .

Und flog an meiner Seite
Ein bunter Schmetterling,
Wie ich mit großer Freude
Ihn dann so emsig fing!

Doch, wenn er ängstlich bebte
Und seine Gliedchen wand,
Dacht' ich, wie froh er lebte
Und ließ ihn aus der Hand.

Beglücktes Kindheits-Leben,
Mit Wehmuth denk' ich dein,
Was gleicht in unserm Leben
Der Jugend Sonnenschein!
. . . .

Das nämliche Bild gibt uns ein Liedchen, das sie auf Wunsch von zwei Freundinnen M. und C. Keller anstimmt, worin sie sagt:

. . . .
Will Euch singen, wie die Tage
Meiner Jugend ohne Klage,
Jeder sanft und froh entwich;
Und wie ich schon da als Kleine
Gern im Stillen und alleine
Hin durch grüne Fluren schlich.

Da schon liebt ich Waldesschatten
Und die bunten Frühlings-Matten
Und im Mai den Blüthenbaum.
Hüpfte froh im Kinder-Kreise
Träumte mir bald laut, bald leise
Manchen süßen, gold'nen Traum.
. . . .

Freilich hat es in spätern Jahren an Schmerzen und Thränen nicht gefehlt. Inneres und äußeres Leid hat sie gekostet. „In langwierigen Glieder-Beschwerden“ betet sie:

In den Staub werf ich mich nieder
Vor dir, meinem Gott und Herrn!
Denn für meine kranken Glieder
Sucht ich bei dir Hülfe gern.

Hast du doch in meinen Nöthen
Oft als Helfer dich gezeigt,
Mir dein Ohr — mich zu erretten,
Wie ein Vater zugeneigt.
. . . .

Sie gelobt aber auch dem Gott, der ihr Gesundheit und ächte Weisheit zu schenken vermag:

O dann sei mein Herz und Leben,
Wenn du hörst — mir gnädig bist,
Dir von Stund an mehr ergeben!
Und bei froh'rer Lebensfrist
Mach' ich kund es meinen Brüdern,
Daß von dir die Hülfe kam,
Die aus meinen kranken Gliedern
Ein verzehrend Übel nahm.

Im Juni 1802 suchte sie in Baden Heilung von ihren Leiden. Am Johannestag befindet sie sich in der dortigen katholischen Kirche unter den Feiernden:

Im bunten Tempel auch wirst du von mir verehrt,
Gott! der an jedem Ort uns kindlich beten lehrt.
Zwar steh' ich da umringt von andern Glaubens-Brüdern;
Allein es schwingt mein Geist beim Klang von ihren Liedern
Auch hier mit frommer Lust zum Himmel sich empor
Und bringet glaubensvoll zu deinem Vaterohr.
Du siehst aufs Herz und nicht aufs Knie'n noch Worte-lallen;
Mögt in dem meinigen die Andacht dir gefallen,
Die demuthsvoll von dir in brünstigem Gebet
Für meinen kranken Leib Genesung sich erfleht.
. . . .

Wenn ihre Bitte nach menschlicher Weise nicht erhört worden ist, so wurde sie es doch vollkommener nach göttlicher. Ihr Heimgang erfolgte nämlich schon im nächsten Sommer 1803. Nur sechs Jahre war sie mit ihrem gleichgesinnten Gatten, Joh. Jak. Urner, Lehrer am zürcherischen Waisenhaus und in Stäfa († 1840) in kinderloser Ehe verbunden gewesen. Lavater, der bei Trauungen zuviel des Persönlichen nicht liebte, wendet

sich in seiner Kopulationsrede über 1. Thess. 5, 16—18: Freuet euch allezeit; Betet ohne Unterlaß; danket um alles, denn das ist der Wille Gottes gegen euch in Christo Jesu, an den Bräutigam mit den Worten: „Deine Frömmigkeit und dein redlicher Charakter, die ich seit langem kenne, die du nie verläugnet hast, da du bei mir warest, da ich dich mit meinem Geiste und meiner Liebe in die Schule am Waysenhaus und nach Stäfa begleitete, lassen mich das Beste hoffen — und nichts geringeres hoffen, ja mit völliger Gewißheit erwarten, läßt mich der bescheidene fromme christliche Charakter deiner verständigen Freundin, die ich auch seit Jahren als eine ausgezeichnete Verehrerin der christlichen Wahrheit und Tugend verehre."

Wie innig sie mit ihrem Gatten verbunden war, lassen uns die Verse errathen:

So lang wir Hand in Hand dem Ziel entgegen eilen,
Geh' Eintracht neben uns! Nur eine Seel, ein Herz,
Laß uns den stillsten Wunsch froh und vertraulich theilen,
Vereint uns freun, vereint verweinen unsern Schmerz!
Und jeder Tag soll Zeuge sein:
Daß wir so keines Glücks als unsrer selbst uns freun.
Der kleinsten Zahl nur ward das sel'ge Loos beschieden
Gemeinschaftlich des Todes Pfad zu gehn.
O würd er uns! giengst du mit mir hinab im Frieden,
Dürft ich nicht dich, du mich nicht sterben sehn! — —
Doch trockne wenigstens mir einst an deiner Baare,
Und an der meinen dir — der Trost die Thränen ab:
„Kein Zwist hat uns getrennt." Nur Stunden sinds, seyns Jahre,
Dann sammelt uns zur Ruh ein nachbarliches Grab,
Mag unsre Hülle selbst im fernsten Raum zerstieben!
Kein Herz hat das gefühlt, und kein Verstand beschrieben,
Wie wir uns überm Grab als Engel Gottes lieben,
Wo du mich dort umfängst, wie wir uns wiedersehn,
Und ewig, Hand in Hand, durchs beßre Leben gehn!

Bei ihrem Hinschied spricht tiefer Schmerz aus den ihrem Gedächtniß geweihten Zeilen des verwitweten Gatten vom Juli 1803, denen ich folgendes entnehme: Nun, sie hats vollendet

unsre theure, ewig theure Freundin! Laßt uns ihr Glück wünschen zu ihrem Sieg durch Jesum Christum! — Sie hat ihn gekämpft, den guten Kampf, ihren Lauf vollendet — die Krone wartet ihr! Niederfallen und anbeten wollen wir im Staube den Hocherhabenen. — Er hat sie gegeben, er hat sie genommen — Gelobet sey sein Name! — Sie ist eingegangen zur Ruhe ihres Gottes in die ewigen Hütten des Friedens — . . . . Wie ihr Leben war, so war ihr Tod, sanft und still — . . . Ich will jetzt nicht erwähnen, was wir verloren haben, meine Seele litte zu viel — wohl uns, daß wir sie einmal hatten . . . Aber ja, die Wunde meines Herzens ist tief . . . . — Gott steh' mir bey, sey mein Tröster.

Die Dichterin, deren Lebensbild sich uns in wenigen, aber ausgeprägten Zügen enthüllte, hat sich selbst nicht überschätzt. Sie erhebt keinen Anspruch auf Dichterruhm. Einem Blatt vom 30. Mai 1791 „An ein Ranunkel-Rösgen" anvertraut sie die Verse:

Liebe, kleine Blume
O wie hold bist du!
Gern säng ich zum Ruhme
Dir ein Liedchen zu!

Aber, Röschen, lache
Nicht, wenn es mißlingt;
Denn nur eine schwache
Junge Dicht'rin singt.

Neben dieser Rose
Bist du zwar auch klein;
Darum o du Lose
Spotte ja nicht mein!

Gibt es doch nicht minder,
Röschen glaub es nur,
In der Dichtkunst Kinder
Wie in der Natur.

Nur sag ich dirs leise:
Selber mancher Mann
Geht im Dichter-Gleise
Schwankend mir voran.

Und auf Dichter Ehre
Thät ich gern Verzicht;
Selbst wenn es nicht wäre,
Daß mir Werth gebricht.

Nur in trauter Stille
Sey der sanfte Trieb
Heimlich, wie der Grille,
Zum Gesang mir lieb.

Und wie meine Töne
Sich der Welt entziehn,
Seh ich hier, o Schöne,
Dich verborgen blühn!
. . . .

Ihr innigstes Wohlgefallen ruht auf dem bescheidenen, in der Zurückgezogenheit lieblichen Blümchen. So sollen ihre Lieder sein. Sich und andere will sie damit erfreuen.

Ihre anspruchslosen Schöpfungen sind nicht künstliche, sondern schlichte, naturwüchsige Erzeugnisse eines unverbildeten Geistes. Weß ihr Herz voll war, deß gieng ihr Mund über. Kunstregeln sind ihr fremd und zuwider. Unter der Bemerkung: „Beim Durchblättern eines Buches, welches mir gütigst mitgetheilt ward, daß es mir über die Poesie einiges Licht geben könnte", leiht sie der Befürchtung Ausdruck:

. . . .
Die kleinen Lieder, die ich schrieb
Aus einem unbekannten Trieb,
. . . .
Würd ich gewiß voll Mängel sehn
. . . .

„Ein andermahl beim Aufschlagen des gleichen Buches", im März 1803, also wenige Monate vor ihrem Hinschied, lehnt sie die kritische Schärfung ihres Auges mit den Worten ab:

Nein! nein! da blick' ich nicht hinein;
Denn wahrlich klüger müßt' ich seyn
Die Hälfte dessen zu verstehen. —

Und mich so spät noch klug zu sehen,
Könnt' ohn' ein Wunder nicht geschehen.
Obgleich ich mir aus dunkelm Trieb'
Zu Versen dies und jenes schrieb,
Und auch (was viele Mütter üben,
Die blindlings ihre Kinder lieben)
Verführt durch gleiche Liebe wähn',
Das eint' und andere klänge schön:
So schwör' ichs doch bei meiner Ehre
Oft glaubt' ich, wenn ich klüger wäre,
Daß alles dieses groß und klein
Längst würd' ins Feur geschmissen seyn.

Daß sie unbeengt geblieben von der Saulsrüstung einer langweiligen Poetik, war auch in formeller Hinsicht ihren Poesieen nicht nachtheilig; die Sprache ist einfach, fließend und sehr wohlklingend. — Sie war musikalisch und hat die mit der Dichtkunst nächstverwandte Tonkunst, namentlich das Klavierspiel, geliebt und geübt. Sie richtet an ihr Instrument u. a. die Worte:

Wenn müde des Truges und Tandes der Welt
Mein Herz zur Gesellschaft am liebsten dich wählt,
Scheinst unter dem Spielen
Du mit mir zu fühlen,
Was dort im Gedränge der Menschen mir fehlt.

. . . .

„An einen guten Komponisten" ergeht die Huldigung:

Theurer Mann! Geläng es mir,
Wie so gerne säng' ich dir
Von der Lust, die ich empfunden,
Wenn du oft in stillen Stunden
Mich bey Sang und Saitenspiel
Hobst zu himmlischem Gefühl.

Aber, nein! nicht hoch genug
Schwingt sich meines Geistes Flug,
Treu und wahr dir auszudrücken,
Wie mein Innres zu erquicken,
Gleich wie nichts auf Erden ist,
Du durch Töne mächtig bist.

. . . .

Die bisher sich kundgebende Geistesart unserer Dichterin, namentlich die eigene Beurtheilung ihres poetischen Schaffens, läßt uns mit Gewißheit erkennen, daß ihr nicht große epische oder dramatische Stoffe nahe lagen. Die Kinder ihrer Muse gehören dem Reich der Lyrik an. Sie sind Gestaltungen eines reinen, gläubigen, von den Schönheiten der Natur, den Wahrheiten der h. Schrift und den Anregungen edler Freundschaft genährten Gemüthes und lassen sich auch leicht demgemäß gruppiren. Ich bringe sie unter die Überschriften: Natur; Tugend und Religion; Freundschaft und Vaterland.

Schon bei einer flüchtigen Durchsicht der

Naturlieder

fällt auf, daß namentlich der Tages- und Jahreslauf auf das poetische Empfinden der Dichterin einwirkte. Der Frühling mit den laulicht warmen Lüften, dem jungen Schmuck der Felder, dem Blumenduft, dem Lustgesang der Vögel erfüllt sie mit Freude und erinnert sie an den, der mit Vatermilde auf die Erde niederschaut. Vom Spaziergang durch die blumenreiche Flur kehrt sie dankbar, und beim Gedanken an die zukünftige Herrlichkeit anbetungsvoll ins stille Haus zurück. In einer frohen Morgenstunde vom Juni 1791 schildert sie ihr geliebtes Feldemoos, das unweit des Nidelbades, etwa 300 Schritte vom bereits erwähnten Gulmen liegt.

Was nur mein Herz erfreut,
Hat diese Einsamkeit —
Herab von dieser Höhe,
Wie viel zur Lust ich sehe!
Hier sanft schattirte Wälder,
Dort bunt gestreifte Felder
Und Bäume und Gebüsche
In traulichem Gemische,
Dort neben grünen Matten
Schon halb gereifte Saaten,
Und rings in ihren Mitten
Die braunen Futterhütten!

Da erfreut sie der Gesang der Vögel, das ferne Quaken der Frösche, das Zirpen des Grillchens.

Durch jener Wälder Lücken
Kann ich nach Bergen blicken.
Wie lieblich sind zu schauen
Die weitentfernten Blauen
Und näher hier die Grauen —
Und dort erscheint dem Blick
Vom See ein kleines Stück.
Nicht wünscht ich dieses größer,
Weil sich darum nur besser
Mein kleines Thal umzäunt,
Das mir so lieblich scheint.
An Wäldern und Gebüschen
Seh ich sich Farben mischen,
Wie selbst ein Maler nie
Sie brächt in Harmonie.

Zu ganzen Stunden hat sie an der geliebten Stelle gesessen und im Buche der Schöpfung gelesen.

Da bietet das Wäldchen Schatten, des Zephirs Flügel Kühlung, das weiche Moos Ruhe. Dort weiden ganze Heerden unter munterem Schellenklang;

Jetzt hör ich ein Getümmel
Und seh ein froh Gewimmel
Von Menschen, die im Schweiße
Mit angestrengtem Fleiße,
Zum Trost in Wintertagen
Sich Torf zusammentragen —

Noch andere, Aug' und Ohr ergötzende Fröhlichkeiten gibt es da oben, unbedeutend freilich nach dem Urteil der Welt, aber

Genug, ich tauschte nimmer,
An keiner Fürstin Schimmer.
Was mir dein stiller Schoos
Gewährt, o Feldenmoos!
. . . .

Diese idyllische Naturbetrachtung aus dem Jahrhundert Rousseau's und Geßner's, aus einer Zeit, wo noch kein Blitzzug Paris-Wien mit schrillem Pfiff die Gelände durcheilte, keine Fabrikglocke im Sihlthal drüben ertönte, kein elektrisches Licht die Ufer am See erhellte, wo noch keine Großstadt ihre geräuschvollen Wellen über die stille Landgemeinde schlug, wo nicht einmal ein Dampfschiff die Wogen durchfurchte, nur etwa ein Fischerkahn sich in den Fluthen wiegte oder das weiße Segel der Marktschiffe sich im Winde blähte, wo gute Lichter zu ziehen, Zeug braun und selbstgesponnenes Garn blau zu färben zur Hausindustrie gehörte, heimelt auch uns moderne, in ein so viel komplizirteres, ruheloseres Leben verstrickte Kulturmenschen an. Stille und Thaufrische des Morgens liegt auch auf den Versen:

Früh, wenn der Glanz der Sonne
Mein Zimmerchen erhellt,
Schau ich mit neuer Wonne
In Gottes schöne Welt.

Vom milden Schlaf erquicket
Fühlt Leib und Seele sich,
Und mehr als je entzücket
Natur dein Anblick mich.

Zum Lobe Gottes stimmt sie ein Morgenlied an. Darüber

In Dank und Lust versunken,
Erwacht der Andacht Glut;
Zur Flamme wird der Funken,
Der unbelebt sonst ruht.

Drauf geht es leicht und freudig
An die Geschäfte hin,
Ist Hand und Herz geschmeidig
Und unbewölkt der Sinn.

Beflügelt fliehn die Stunden
Bei Fleiß und Sang davon;
Der Mittag ist verschwunden,
Da ist der Abend schon.

Jetzt winkt des Waldes Schatten,
Mir winkt das stille Thal,
Wo auf beblümten Matten
Noch weilt der Abendstrahl.

Zufriedner als ein König
Wall' ich durch Flur und Feld,
Und kümmere mich wenig
Um das Geräusch der Welt.

Noch hör ich froh dem Liede
Der Freundin Amsel zu,
Und nun voll Dank und Friede
Kehr ich zur Abendruh.

Friedliche Abendstimmung breitet sich auch aus über den Gesang:

Dankt dem Herrn! Die Abendsonne
Winkt der müden Erde Ruh
Und der ganzen Schöpfung Wonne
Deckt bald heilig Dunkel zu.

Dankt dem Herrn! In kühlern Lüften
Stärket sich der Blumen Flor;
Aus den Feldern, aus den Triften
Steigt ein Balsam-Hauch empor.

Dankt dem Herrn! In unsern Hütten
Wartet unsrer süße Ruh!
O für das auch, was wir litten,
Tön ihm unser Loblied zu!

Kraft- und weihevoll ist das Lied:

An den Schöpfer.

(Bei Nacht am Klavier)

Gott des Tages, Herr der Nacht,
Großer Schöpfer aller Dinge!
Zu dir schwing ich mich und singe
Dir bey dieser Sternenpracht!

Jezo da die Nacht einbricht,
Und die Sonne von uns scheidet,
Blickt mein Aug empor und weidet
Sich am mildern Mondeslicht.

Wunderherrlich ist dein Werk,
Dieser große Bau der Erde,
Einst entquollen deinem W e r d e
Und bis jetzt dein Augenmerk.

Auf dein leicht erschaffend Wort
Stellten Himmel, Erd und Meere
Schnell sich dar und jene Heere
Goldner Stern' am Himmel dort.

Allenthalben bist du groß!
Groß in jenem Glanz dort oben,
Groß, wo Meere furchtbar toben,
Groß im dunkeln Erdenschoos!

Selbst der kühnste Geist erreicht
Dich nicht, hoher Welt-Regierer,
Mächtiger Gestirne Führer
Und deß', was im Staube kreucht.

Schöpfer, wie erheb ich dich,
Dich, den auf zehntausend Weisen
Engel, Mensch und Sterne preisen!
Ewiger, hörst du auch mich?

. . . .

Ich gehe noch auf dasjenige Liedchen ein, das gesungen wird, beinahe soweit die deutsche Zunge klingt. „Goldne Abendsonne" erschien zuerst in J. Bürklis neuer Schweizerischer Blumenlese von 1798 (1. Theil 206 f.)[1]). Das Manuscript trägt die Aufschrift: „An die Abend-Sonne" und die Nachschrift: Im August 88. Als echtes Volkslied charakterisirt sich unser Abendlied durch seine Einfachheit nach Form und Inhalt. Riehl bemerkt: „Der Grundcharakter unseres Volksliedes ist die einfache, sinnige Schönheit; es kann treuherzig, naiv, beschaulich und erbaulich, heiter und schwermüthig, lustig, neckisch, humorvoll, gemüthlich sein: das Bizarre und Gesuchte, das wild und gewaltsam Leidenschaftliche liegt ihm fern, und vom bacchantischen

[1]) Gütigst mitgetheilt von Herrn Prof. Bächtold.

Jubel ist es ebensoweit entfernt wie von verdüstertem Brüten und bodenloser Verzweiflung[1])." In richtiger Übertragung gilt von ihm auch, was Riehl über die Musik urtheilt: „Die rein deutsche Musik erscheint vielen Deutschen heute matt, zahm, spießbürgerlich neben den pikanten, brillanten, klagenden und jubelnden, stürmenden und aufregenden slavischen und magyarischen Weisen, und ein Zigeunertanz dünkt ihnen weit genialer als ein sinniges deutsches Lied[2])." Diese Worte breiten sich gegenüber verständnißloser Geringschätzung schützend auch über unser kleines Lied. Nicht nur um der trefflichen Melodie von H. G. Nägeli, sondern auch um seiner selbst willen hat es im Volksgemüth ein so vielstimmiges Echo gefunden. Es stammt zwar aus einem empfindungsreicheren Jahrhundert als das Unsrige, doch ist es nicht Ausdruck einer sentimentalen Naturschwärmerei, welche Heine in dem bekannten Spottvers über den Sonnenuntergang geißelt. Dazu müßte die Verfasserin ihre zürcherische Art verleugnen. Wohl aber bricht eine ahnungsvolle, religiöse Empfindung durch in den ihr von dem untergehenden Tagesgestirn entlockten Worten:

Schon in früher Jugend
Sah ich gern nach dir,
Und der Trieb zur Tugend
Glühte mehr in mir,

Wenn ich so am Abend
Staunend vor dir stand
Und, an dir mich labend,
Gottes Huld empfand.

In des Herzens Tiefe
Wars oft, als wenn mir
Eine Stimme riefe:
Gott ist nahe dir!

---

[1]) Kulturgeschichtl. Charakterköpfe, pag. 515, Richard Wagner.
[2]) Daselbst pag. 527.

Das baut sich doch auf auf dem Grundakkord des Psalmwortes: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündigt das Werk seiner Hände. Sie haben keine Sprache noch Rede, deren Stimme nicht gehört wird.“

Wir haben uns damit der zweiten Gruppe, den Liedern über

Tugend und Religion

genähert. Frühe hat unsere Dichterin den geheimnißvollen Zug zu und von Gott verspürt. Eine leise Stimme ist ihr nachgegangen nach kaum entflohener Kinderzeit und hat sie freundlich eingeladen:

. . . . . in meinem Reiche
Findst du mehr Glückseligkeit
Als bei schimmerndem Ergötzen,
Als bei Pracht und großen Schätzen,
Als auf Erden weit und breit.

Durch jene Stimme werden ihr bald lehrreiche Enthüllungen, wie niedere Freude zu verachten, in der Tugend und Religion dagegen des Himmels Vorschmack und des Geistes Weide zu finden sei. Doch den Wert der Dinge, das was wahre Ruhe gewährt, lernt sie nur in der Stille schätzen, fern vom Geräusch,

Dort im lauten Weltgedränge
Führen unvermerkte Gänge
Von der reinen Wahrheit ab.
. . . .

Dieser treulich bewahrenden Stimme, die wie ein Schutzgeleite an ihrer Seite blieb, hat auch sie Treue bis ans Grab geschworen.

Das so häufig wiederkehrende Lob der Tugend erinnert an das Zeitalter der Aufklärung. Die Schwestern Tugend und Natur werden gefeiert als geliebte Freundinnen, die auf bedornteren Wegen beglücken und Frieden ins gram- und kummervolle Herz gießen. Doch dürfen wir nicht oberflächlich unter „Tugend“

nur die eigene, sittliche Leistung verstehen, sie ist auch das absolute, dem Guten zustimmende Urtheil, das in Gottesfurcht lebendige Gewissen.

Die Tugend ist kein Wahlgesetz, das uns die Weisen lehren;
Sie ist des Himmels Ruf, den nur die Herzen hören;
Ihr innerlich Gefühl beurtheilt jede That,
Warnt, billigt, mahnet, wehrt, und ist der Seele Rath.
. . . .

Die mit ihr beinahe identifizirte Religion wird nach dem Geschmack jener Zeit in ähnlicher Weise personifizirt. „An die Religion“ macht die Dichterin im Todesjahr ihres Vaters das Geständniß:

Längst hätten mich des Schicksals rohe Stürme
In hoffnungslosen Staub gedrückt,
Traut ich, o Göttliche, nicht deinem Schirme,
Wenn alles um mich her mißglückt.
Oft wär ich in des Kummers Meer versunken.
Das über mir schon wogete,
Hättst du voll Himmelshuld mich nicht entwunden
Dem Abgrund, der mir drohete.
Und immer immer würden neue Schläge
Mich schmettern an des Abgrunds Rand,
Wenn du mir auf gefahrenvollem Stege
Nicht bötest deine sanfte Hand.
. . . .

Ihr, die sicher leitet, bis der Sturm verbraust und die Nächte wieder heiter werden, will sie auch in künftigem Leid dankbar folgen bis dorthin, wo des Kummers Pfade enden.

Wir erkennen in dieser symbolischen Gestalt, übersetzt in unsere religiöse Ausdrucksweise, den unter den Ereignissen des Lebens zur trostreichen Erfahrung gewordenen, über die Welt sieghaften Glauben. Den rationalistischen Zeitgeschmack hat unsere Dichterin immer völliger überwunden. Es ist ausdrücklich ihr Glaube, den sie „nach einem katholischen Kirchenlied mit Abänderung“ in die Worte faßt:

Ich glaube voller Zuversicht
Was Jesus Christus lehret,
So fest, als wenn sein Angesicht
Vor mir sich hätt' verkläret.
Von Gott ist Er wahrhaftiglich
Zum Heiland uns gegeben!
In diesem Glauben sterbe ich,
In diesem will ich leben.

Damit stimmt das Gebet überein, in dem sie sich an Gott wendet:

Will mich die Welt
In eitle Lust verstricken,
Dann laß am Kreuz
Mich deinen Sohn erblicken,
Bedenken, was Er für mich that.

Er hat dem Tod
Für mich sich hingegeben,
Damit ich einst
Ihm folg' ins beßre Leben,
Ihm folg' in seines Vaters Reich.

O welch ein Heil!
Laß mich es theuer achten,
Mich gern die Welt
Mit ihrer Lust verachten,
Weil mein ein ew'ges Leben harrt.

Diese Gedanken führen die Zeilen eines andern Liedes weiter:

Zwar seh ich noch, o Geist des Herrn,
Was auf mich wartet, nur von fern,
Nur dunkel noch im Glauben;
Noch wandl' ich nicht im Schaun: allein
Mein Heil wird groß und herrlich seyn.
Herr stärke diesen Glauben!

. . . .

Am Schluß eines Gedichtchens ermahnt sie sich:

Richte deines Glaubens Blick
Oft nach jener Stadt der Frommen,
Mit dem Ernst dahin zu kommen;
Trachte, weil du hier noch bist,
Nur nach dem, was droben ist.

In einer dunkeln Stunde freilich klagt sie:

Wie oft irr' ich in kümmernden Gedanken,
Ach, unter ruhelosem, bangem Wanken
Umher — und weiß nicht, was ich will, noch thue;
Denn Ach! es fehlet mir des Glaubens Ruhe.

Oft schwärmen meine bangen, düstern Blicke
In längst verflossne Zeiten noch zurücke;
Da quält mein Herz mit Kummer sich und Reue,
Vergißt der Leitung deiner Vatertreue.

Oft wollen künft'ge Zeiten sie durchspähen
Und vor der Zeit schon deinen Rath verstehen.
Zeugt nicht dies alles von des Glaubens Schwäche,
Vom Nichterfüllen, was ich dir verspreche?

O Herz, wie kannst du dich so wahr betrachten,
Und, tiefer Wehmuth voll, dich nicht verachten?
Ach! daß zur Hoffnung, zum Vertraun du kehrtest
Und niemals glaubenslos dich mehr empörtest!

Ach Vater! komm zu Hilf dem schwachen Kinde,
Daß Furcht und Kleinmuth ganz aus mir verschwinde.
Laß mich den Weg, der zu dir führet, finden,
Und sey Vergeber aller vor'gen Sünden!

Selbst angefochten, weiß sie denn auch andere zu trösten. Das umfangreiche Gedicht:

„An eine Unbekannte;

auf eine Klage über Mißmuth und Freudenlosigkeit" — ein kleiner Hilty — beantwortet einem zu Schwermuth neigenden Mädchen die alte und doch immer wieder neue Frage: Wie wird man glücklich? Sie blickt darin auf Zeiten zurück, wo Nebel, ja düstere Wolken ihr den Glanz der Sonne verhüllten, wo langandauernder Trübsinn ihr alle Freuden vergällte und sie den Tod herbeisehnen ließ. Aber endlich hat sich ihre Seele im Gebet aus dem Staube erhoben; dann hat sie angehalten in unverdroßnem, jeden Morgen erneuerten Flehn; und Gottes Ohr stand offen, dank seiner Vatertreu. Da ist Friede und Glück bei ihr wiedergekehrt und ihr Leben ein dankbar frohes geworden.

Zu Gott und seinem Wort weist sie in schwesterlichem Zuspruch auch die Mißmuthige:

Mußt dich im Geiste nahen
Zu Gottes Vater Thron,
Und glaubensvoll umfahen
Den allgeliebten Sohn.

. . . .

Ein Buch, es heißt die Bibel,
Zwar alt und oft verlacht,
Hat Trost für jedes Übel,
Das Menschen elend macht,

Kann den Verstand erheitern,
Erhellen dunkle Bahn,
Die engste Brust erweitern,
Verscheuchen Nacht und Wahn.

Drum Mädchen, geh im Stillen,
Nimm oft dies Buch zur Hand,
Und präge Gottes Willen
Ins Herz und den Verstand.

. . . .

Dieser Wille treibt auch zu festgeordneter, beglückender Arbeit.

Aus der Bibel hat sie selbst ihren immer reiner aus dem Gewölk rationalistischen Allegorisirens heraustretenden Glauben gestärkt. Ihre Liebe zur h. Schrift bethätigte sie auch in dichterischer Paraphrasirung z. B. des Unser Vater. „Nach dem 23. Psalm" singt sie:

Wie des besten Hirten Treue
Sorgsam jeden Tag aufs neue
Schützend seiner Herde wacht,
Also nimmt mich Gott in Acht.

Er läßt mich auf stillen Gründen
Reine Lebens-Quellen finden;
Weidet mich auf grüner Au
Sanft im kühlen Morgenthau.

Meine Seele wird erquicket,
Ganz von Seligkeit entzücket,
Weil mich führet deine Gnad'
Auf der reinen Wahrheit Pfad.

Auch des finstern Todes Dräuen
Fürcht ich nicht, denn ohne Scheuen,
Wie beim milden Sonnenstrahl,
Wandl' ich einst durchs Todes-Thal.

Gehst du nur an meiner Seite,
Dann trau' ich dem Schutzgeleite;
Und gelehnt an deinen Stab
Fürcht ich weder Tod noch Grab.

Sehen sollen, die mich schmähen,
Wie Gott kann und will erhöhen,
Wie des Segens Quelle fleußt,
Ganz sich über mich ergeußt.

Also folgt auf allen Wegen
Mir nur Güte, Huld und Segen;
Und nach kurzem Lebenslauf
Nimmt die Seligkeit mich auf.

„Täglich aus einem gelesenen Kapitel einen Vers ausgeschrieben" — steht auf dem Ersten von sechs noch vorhandenen Büchelchen. Matthäus wurde im Mai 1794 angefangen, Markus im Brachmonat u. s. w., im Weinmonat des nämlichen Jahres beendigt sie in lückenloser Reihenfolge schon den Römerbrief. Die Auswahl der Verse zeugt von Nachdenken und verständnißvollem Urtheil. Markus 9 z. B. war ihr der Spruch wichtig: „Wer ein solches Kindlein in meinem Namen aufnehmen wird, der nimmt mich auf". Sie hat wirklich ein kleines Toggenburger-Mägdlein aufgenommen und erzogen. In einem von ihr sorgfältig kopirten „Auszug aus einem Brief von (Diakonus) Pfenninger († 1792) an eine Freundin aus seinem Religionsunterricht" wird unter Anderem namentlich zu regelmäßigem Bibellesen ermuntert. Wir werden dadurch auf Anregungen geführt, die vom Lavater'schen Freundeskreis ausgiengen. Diesem

gehörte unsere Dichterin an, wie wir aus Lavaters Mund vernahmen, und wie ein Blick in die dritte Gruppe ihrer Lieder, über

Freundschaft und Vaterland,

darthut. Unter diesen Liedern finden sich scherzhafte Verse, mit denen sie etwa ein kleines Geschenk zu begleiten pflegte. Ich beschränke mich auf dasjenige, was sich auf Lavater, mit dem sie in regerem Gedankenaustausch gestanden hat, bezieht. Ihre Verehrung für ihn, dessen Umgang nach dem Ausspruch von Antistes Heß seinen Freunden Belebung, Stärkung, Geistesfreude war, ist beinahe unbegrenzt, wie aus den vom 15. November 1795 datirten Worten erhellt:

An Herrn Lavaters 54stem Geburtstag.
(Als er krank war.)

Ihn, der werth des Himmels wäre,
Vater! laß ihn dir zur Ehre;
Geht gleich Himmelan sein Streben,
Laß ihn länger bey uns leben!

Ach, wo seh ich unter allen
Christen, die auf Erde wallen,
Einen so mit Glaubens-Muth
Vor dir wandeln fromm und gut?

Darum laß zu deiner Ehre
Ihn, der werth des Himmels wäre;
Laß, ein Beyspiel uns zu geben,
Ihn noch lang auf Erde leben!

Schon am folgenden Tag hat er geantwortet mit dem

Seufzer für Lavatern.
(Ein Gegenstücklein zu einem von Jungfrau Barbara Weltin.)

Ihn, wie unwerth er auch wäre,
Herr, erhalt ihn dir zur Ehre!
Läutre täglich all sein Streben,
Soll er — laß ihn dir nur leben!

Fühlt er sich gleich unter allen
Christen, die auf Erden wallen,
Als den Schwächsten aller Schwachen,
Kannst Du dennoch stark ihn machen!

Vater! Laß ihn noch auf Erden
Deines Sohnes Zeuge werden!
Ohne dies würd' all sein Schreiben
All sein Reden — Täuschung bleiben.

„Am Abend eines sehr überraschenden Zusammentreffens mit Lavatern"

„In seinem letzten Lebensjahr" dankt sie Gott für die ihr gewordene Stunde. Wohl möchte sie noch mehr solcher erleben; doch spricht sie ahnungsvoll:

Wärs aber — ach! — zum letzten Mahle,
Eh' Sie zum Herren gehn,
Daß ich in diesem Pilgerthale
Ihr Angesicht gesehn:
So sey Ergebung auch mein Wille;
Allein mit Schmerz und Müh'.
Drum fleht mein Geist jetzt in der Stille,
So dringend, als noch nie,
Herab aus Gottes Lebens-Fülle
Noch Tage viel für Sie.

Dieses Zusammentreffen fällt jedenfalls in jenes an Schmerzen reiche Jahr nach seiner Verwundung vom 26. September 1799, in welchem er an den Regierungsrath von Seckendorf schrieb: „Der Tod liegt auf meiner zermalmten Brust. Mögen meine letzten Tage (gar nahe glaube ich mein Ende nicht) für andere reich gesegnet und für meine eigene, noch sehr ungereinigte Seele recht heilsam sein". Am 2. Januar 1801 starb dieser große, merkwürdige Mann, wie ihn Stilling nennt. „Nach erhaltener Todes-Nachricht unseres theuren, unvergeßlichen Lavaters", herrscht bei unserer Dichterin der tröstliche Gedanke vor, daß er, der wie kaum ein Sterblicher sich bestrebte, Gottes

Reich auszubreiten, endlich ausgekämpft hat und zum Licht durchgedrungen ist.

Folgende, einst von dem Vollendeten gedichtete Arie:

Kolomb' errang Amerika.
Er trugs in seiner Brust
Viel Tag und Nächte, eh' ers sah;
Drum drang ihn Trieb und Lust,
Zu suchen, bis er sah und fand
Und rufen konnte: Land, Land, Land!

findet nun über seinem Grab das Echo:

An Lavatern.
(Kurz nach seinem Tode.)

Wie einst Kolombus lang gerungen,
Eh' seiner Wünsche Ziel er fand,
Von gleichem Trieb warst du bezwungen,
Zu suchen dir ein ew'ges Land.
Und wie es jenem noch gelungen,
Daß freudig er rief: Land, Land, Land!
Ist jetzt dein Geist auch hingedrungen,
Wo sein ersehntes Ziel Er fand.

Lavater war bekanntlich ein feuriger Patriot. Auch seine Verehrerin ist ihrem Vaterlande treu ergeben. Als echte, freie Schweizerin will sie auch keine Sklavin der Mode sein, deren Narrheit sie im Juli 1802 auf einem Morgenspaziergang in Baden beobachtet hat.

Mir kömmt doch wahrlich oft zu Sinn,
Daß ich in einem Lande bin,
Wo Sitteneinfalt einst gewohnt.
Und wenn noch irgendwo sie thront,
So sollte von ihr doch ein Schein
Bei uns noch wahrzunehmen seyn.
. . . .

Ihre reine Vaterlandsliebe hat sie auch zu einem Aufruf begeistert, den sie wahrscheinlich in jener gährenden Zeit verfaßte, als das Stäfener-Memorial im Wurfe war, das wirthschaftliche Gleichstellung der Landschaft mit der Stadt anstrebte.

Er verdient um seines geschichtlichen und moralischen Werts willen mitgetheilt zu werden.

An meine lieben Landes Brüder.

Du Volk am See und freyen Amt
Die ihr von biedern Vätern stammt!
O Volk, schon lang von Gott beglückt,
Und sklavisch wahrlich nie gedrückt!

Mich nährt wie euch das gleiche Land.
Ich bin von eurem Blut und Stand.
Wir theilen jedes Freyheits-Glück
Und jede Last und Mißgeschick.

Drum gönnet mir an meinem Ort
An euch ein wohlgemeyntes Wort:
O treibt, o treibt ihr lieben Leut'
Nur eure Klagen nicht zu weit!

Kein Volk, wo es auch immer sey,
Ist jemals von Beschwerden frey.
O, werft doch nicht mit Ungeduld
Auf die Regierung alle Schuld!

Macht immer euch auf das gefaßt,
Man könne niemals alle Last
Von euren Schultern nehmen — Nein!
Denkt selber — könnt es möglich seyn.

Zwar gab es, wie ich selber sah,
Viel Neuerungen hie und da.
Und völlig stimm ich mit euch ein:
Es sollte manches anders seyn.

Drum stellt in brüderlicher Schaar
Euch unsern Landes-Vätern dar!
Und bringt vereint vor ihrem Ohr
Bescheiden eure Klagen vor!

Und sind zum Hören sie bereit,
So treibts im Klagen nicht zu weit;
Begehret auch nicht allzuviel;
Im Forderen sey Maß und Ziel!

Schränkt klüglich eure Wünsche ein
Auf das, was man euch kann verleihn,
Was mit des Landes Wohl besteht,
Daß größers Glück nicht untergeht!

Bedenkt bey jeder Forderung,
Obs gut sey, wenn der Zweck gelung!
Seht nicht bloß auf den eignen Stand,
Denkt an das Glück vom ganzen Land!

Ob alles billig sey und gut
Und werth, daß es ein Schweizer thut:
Das sey bei jedem Tageswerk
Stets euer erstes Augenmerk!

Ihr Landes-Väter, neigt den Sinn
Dann gern zu eurem Volke hin!
Der edle Väter-Namen schmück
Euch nicht umsonst — nein, uns zum Glück!

O Glück und Heil fürs Vaterland,
Wenn dann der Eintracht goldnes Band
Sich wieder fester um uns schlingt
Und neuen Segen auf uns bringt!

Und Weh, o Weh! wenn jenes Band
Nicht mehr umfaßte Stadt und Land!
O, Väter! Brüder! sorget all',
Daß nie uns treff der Unglücks-Fall!

Indessen war über die Verfasser und Verbreiter des Memorials im Januar 1795 das Urtheil ergangen und die über die alten Freiheitsbriefe sich Aufschluß erbittende Gemeinde Stäfa am 5. Juli unter General Steiner bei strömendem Regen mit Truppen besetzt worden. Gerade acht Tage später, Sonntag, den 12. Juli, hat unsere Dichterin nach einer Arie von Rolle „Ein Gebet am Klavier" eingerichtet, in welchem sie fleht, daß der Gott des Friedens in den bangen Zeiten,

Wenn der Himmel sich bewölkt,
Wenn Gefahren drohen,
Wenn der Zwietracht Toben,
Schon zu unserem Ohre bringt,

unserm Lande seinen Schutz und Segen angedeihen und aufs Neue den holden, süßen Frieden möge erblühen lassen.

Kilchberg am Zürichsee hat in unseren Tagen die Augen der ganzen gebildeten Welt auf sich gezogen als Wohnort eines unserer größten Dichter, Konr. Ferd. Meyers, der seine Art in den Worten schildert:

In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht
Das große, stille Leuchten.

Bescheiden frägt er:

Was kann ich für die Heimat thun,
Bevor ich geh' im Grabe ruhn?
Was geb' ich das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines, stilles Leuchten!

Ein Strahl reinen, stillen Lichtes grüßt uns auch aus den hier in gemessener Auswahl vorgeführten Liedern, welche eine schlichte Dichterin vor hundert Jahren am nämlichen Gestade über Natur, Tugend und Religion, Freundschaft und Vaterland gesungen hat. Möge die Gesinnung, die noch schöner als der Glanz der Abendsonne aus ihren Liedern hervorleuchtet, in unserem Lande nie untergehen! Ich schließe mit einem Worte des geistesverwandten Claudius, der durch das milde Gestirn der Nacht zu Gott verherrlichenden Liedern inspirirt wurde, wie unsere Dichterin durch die liebe Sonne, mit dem Wort: „Wir haben einen schönen Himmel und eine schöne Erde und eine heilige Religion".

Wanderungen durch zwei Bündner Thäler. 1893.

Von J. R. Rahn.

Als ob die Fülle welscher Schönheit stauen und branden wollte, so stellt sich die Landschaft am Südfuß der Alpen dar. In den reichsten Wuchs und ein stolzes Gefüge haben Fleiß und Zufall hineingebaut und wo die Hänge sich schon mit nordischem Trotze gipfeln, wuchert noch alle Üppigkeit des Südens empor. Leventina, Misox und Blenio, Puschlav und Bergell, alle diese Furchen und Thäler bieten solche Reize dar; man wird nicht müde, in Überraschungen zu schwelgen.

Von Chiavenna ins Bergell geht es fast ununterbrochen bergan. Jenseits der Maira schaut von der rechten Thalseite die zweithürmige Loreto-Kirche herab. Hoch über dem Ufer führt die Straße erst lang und gerade empor. Dann folgen viele Windungen, deren jede einen neuen Ausblick gewährt. Die Abendsonne stand so, daß ihre Strahlen mit voller Gluth die Landschaft malten, satten Kastanienwuchs mit Gold erfüllten und die braunen Felsen aus tiefblauen Schatten hervortreten ließen. Es ist ein Wald, in dem sich die Dörfer Campedello, Santa Croce, Villa di Chiavenna bergen, jedes ein Bild, als ob es Künstlerhand geschaffen hätte. Dazwischen ewig Neues: ein Tiefblick in die Schlucht, wo die silberschäumende Maira über Felstrümmer braust, bald die geheimnißvolle Windung aus dem Grün; ein romanisches Kirchlein wieder über dem Uferhange, oder malerisches Gerümpel von Bruchsteinmauern, die zwischen Riesenblöcken zur Hütte, oder einem Stalle geschichtet sind.

Hinter der Lovero-Brücke von Castasegna fängt Schweizerboden an und wirklich ein neuer Charakter, ächt bündnerisches Wesen prägt sich mit einem Male im Volk und allen Formen des Daseins aus.

Fast kann ich's nicht lassen, alljährlich die Rechnung des Forschers in Bünden abzuschließen, auf froher, freier Fahrt bei Leuten, denen ein ruhig sicheres Wesen und freundlicher Takt in besonderem Maaße eignen, und wie wird Tag für Tag die Pürsch gelohnt.

Diesmal fing sie schon jenseits der Landesgrenze an. Unweit Plurs ist die Casa Vertemati gelegen. Lange hatte sie einer Dame gehört, die standhaft jeden Kaufantrag zurückzuweisen pflegte. Dann hat diese alte Hüterin das Zeitliche gesegnet und Erben hinterlassen, die Fühlung mit dem Markte haben. Aus Chiavenna war vor Jahresfrist ein prächtiges Werk, der Zimmerschmuck des Pestalozza-Hauses, unter die Obhut des schweizerischen Landesmuseums gelangt. Mochte ein neuer Erwerb aus der weiland bündnerischen Grafschaft winken? In jedem Falle wollten zwei Fahrende wissen, wie sich die Ausstattung der Casa Vertemati zu dem ihr gespendeten Lobe verhält.

Gemeiniglich wird dieser Bau nach Plurs versetzt. Er ist aber weit von dem 1618 verschütteten Flecken und zudem so hoch über dem rechten Ufer der Maira gelegen, daß er von dem Sturze unbetroffen bleiben mußte.

Wenig ist von Plurs bekannnt[1]). Einen Prospekt des Fleckens hat Merian seiner Topographia Helvetiæ 2c. beigegeben. Nun genügt aber schon eine flüchtige Umschau an Ort und Stelle, um sich davon zu überzeugen, daß derselbe ein nur vom Hören-

---

1) Vgl. J. A. v. Sprecher, Donna Ottavia, Chur 1878, S. 13. E. Lechner, das Thal Bergell, Leipzig 1865, S. 8. Allgemeine Schweizerzeitung 1880, Nr. 236. P. Nicolaus v. Salis-Soglio, die Familie v. Salis, Lindau 1891, S. 27.

sagen diktirtes Machwerk ist. Ein Gebiet, dessen Umkreis manche Kilometer beträgt, ist zu einem stadtähnlichen Komplexe zusammengezogen und jeglicher Höhenunterschied zwischen den einzelnen Theilen außer Acht gelassen. Die hochgelegene Kirche S. Abbondio ist fast auf gleichen Plan mit dem Flecken gestellt und das Vertematische Haus in dessen unmittelbare Nähe gerückt. Dieselbe Kühnheit der Phantasie spricht sich in der Darstellung des Einzelnen aus. Keiner, der die Villa Vertemati sah, wird sie bei Merian wieder erkennen, und doch hatte sie in ihrer jetzigen Gestalt schon mindestens 41 Jahre vor der Katastrophe bestanden. Ein Irrthum hinsichtlich des Objektes ist ausgeschlossen, denn zu dem Lustschlosse steht „Vertema's Palast in Roncaglia" geschrieben. Alle Achtung vor Merian's meisten Blättern, aber dießmal hat ihn sein Zeichner schlecht bedient.

Volle Bedeutung als topographische Quelle kommt dagegen einer anderen Ansicht zu, einem großen Ölgemälde, das in der Villa Vertemati hängt. Hier ist Plurs in einer Umgebung dargestellt, die correct die örtliche Beschaffenheit zur Anschauung bringt. Stets sind bei Merian die polygonen Schlösser, Wohn- und Lusthäuser aufgefallen. Nichts dergleichen ist auf dem Vertemati'schen Prospekte zu sehen, der lauter mögliche und gewiß nach der Natur gezeichnete Veduten giebt. Es ist Schade um dieses Bild, das dem Zerfalle entgegengeht und zudem noch unveröffentlicht ist. Dem historischen Verein von Graubünden stünde es zuvörderst zu, dasselbe der Nachwelt zu retten.

Des folgenden Tages ging es in biederer Postkutsche zu Thal. Ein herrlicher Morgen hatte sich aufgethan und so viel Leben, wie wir sahen, mag da selten treiben. In Villa di Chiavenna wurde Viehmarkt gehalten. Thal auf und ab strömte die Menge herzu, wobei es eine malerische und burleske Scene nach der anderen zu schauen gab: hier die Panik, die unser Vehikel in einer Schaar von Vierfüßlern erregte, die Flucht nach

allen Seiten; Verzweiflung der Treiber und der Frohmuth derer, denen sie nicht zu Herzen ging; dort die Menge, die in malerischem Aufzuge, Kopf an Kopf, die Auslagen umstund und Menschen und Thiere, die sich rastend im Schatten von Häusern und Bäumen bargen.

Bei Prosto zweigt der Weg nach „Cortinaccio" ab; so nämlich wird im Volksmunde die Villa Vertemati genannt[1]). Er steigt zwischen Mauern zu einem Kastanienwalde hinauf, in welchem zerstreute Höfe und Häuser liegen. Nach zehn Minuten ist die Villa erreicht. Wer von einem prachtvoll ausgestatteten Hause hörte, würde niemals glauben, am Ziele zu sein. Die einzige Auszeichnung besteht in den hohen Mauern, welche die Anlagen in weitem Bereiche umziehen, einem stattlichen Portal und dem terrassenförmigen Aufbau des Gartens, in welchem eine Kapelle vor der Villa steht. Diese aber unterscheidet sich kaum von einem Landhause nüchternster Art. Nur das Rusticaportal mit dem Wappen darüber zeigt eine gewisse Vornehmheit an. Sonst fehlt Alles, was italienischen Villen ihre Reize verleiht; kein Thurm ist vorhanden, keine Loggia, weder Pilaster noch Gesimse sind verwendet. Man muß die Runde machen, um sich von dem Reichthum zu überzeugen, der ehedem hier herrschte. Noch sieht man im Garten große aus Kupfer getriebene Kübel, in welchen Zierpflanzen wuchsen. Ein ovaler Fischteich vor dem Hause ist von einer steinernen Dockenbalustrade umschlossen; zur Seite steht, malerisch der Terrasse vorgebaut, die barocke Kapelle und von Ökonomiegebäuden ist der polygone Eiskeller beachtenswerth.

Alle diese Zeugen eines reichen und satten Daseins treten aber zurück neben der Pracht, die das Innere des Hauses

[1]) Strenggenommen ist Cortinaccio die Bezeichnung einer Fraction des Dorfes Prosto, das etwa dreiviertel Stunden oberhalb Chiavenna an der Landstraße liegt.

schmückt und auf den Eintretenden eine verblüffende Wirkung übt. Vom Erdgeschoß bis zum Dachboden haben alle Räume den Zauber ihrer ursprünglichen Ausstattung bewahrt.

Ein Corridor theilt den quadratischen Plan in zwei ungleiche Hälften ab, daher die auffallende Erscheinung, daß das Hauptportal nicht in der Mitte der Façade liegt. Rückwärts steigt das Terrain beträchtlich an. Es ist deßhalb in dasselbe ein kleiner Hofraum geschnitten, der zur Beleuchtung der Parterre-Räume dient. Der Aufbau ist zur Rechten und Linken des Flures verschieden. Hier nimmt ein großer Saal die Höhe des Erdgeschoßes und eines Halbstockes ein und wieder so reicht der entsprechende Prunkraum im folgenden Stocke über die Höhe des Flures und der rückwärts anstoßenden Zimmer in den Dachboden hinein. Die zweite Hälfte zur Rechten dagegen ist in drei annähernd gleich hohe Stockwerke getheilt.

Eine seltsame Mischung nordischen und welschen Charakters stellt sich dar. Italienisch sind Grundplan und die weiträumigen Dimensionen; nach südlichem Brauche sind alle Räume im Erdgeschoß gewölbt, und wieder so weist der Wandschmuck der meisten Zimmer mit Fresken, ihr Stil und Inhalt auf italienische Vorbilder hin. Nordisch dagegen erscheint die durchgängige Anwendung hölzerner Decken, auch vollständige Wandtäferung ist wenigstens in einem Zimmer durchgeführt. Es ist zu ebener Erde gelegen, ein heimlicher, malerisch geschmückter Raum mit einem Eckverschlage, der das Bureau des Hausherrn war. An der Zimmerthüre ist in eingelegter Arbeit das einzige Datum angebracht, welches in dem Hause zu finden war. Mit dieser Jahrzahl 1577 stimmt der Stil der übrigen Theile überein, woraus erfolgt, daß um diese Zeit die gesammte Ausstattung vollendet worden ist.

Es muß ein reicher Herr gewesen sein, der sich einen solchen Sitz bereiten konnte, denn kein Raum ist ohne Schmuck geblieben:

mit reichen Holzdecken und Wandmalereien, die farbenfrisch auf weißem Grunde antike Geschichten und Allegorien, bald schon an's Barocke streifende, aber flott und kraftvoll componirte Grotesken darstellen.

Zur höchsten Pracht ist die Ausstattung der Fest- und Repräsentationsräume gesteigert. Der Saal zu ebener Erde ist auf zwei Fronten durch doppelte Fensterreihen erhellt und jede Fläche des Spiegelgewölbes und der Wände mit Fresken verziert. Ein entsprechender Saal im folgenden Stocke ist mit einer Holzdiele bedeckt, einem Werk von aufwändigster Pracht. Auch das folgende Zimmer hat wegen des Intarsienschmuckes der Decke eine Berühmtheit erlangt.

Allein wer Kunstwerke beurtheilen will, darf augenblickliche Eindrücke nicht auf sich wirken lassen und scharfes Zusehen hat uns über den Werth dieser Maxime auch hier wieder belehrt. Wir hatten, mein College Hans Auer und ich, ein jeder nach eigener Methode die Besichtigung vorgenommen und erst nach mehrstündiger Arbeit uns zur Kritik für befähigt erachtet. Sie lief auf die Sentenz hinaus, daß Reichthum und Kunstfleiß zwar überall sich zeige, daß in keinem Falle aber der hohe Werth zu anerkennen sei, der insgemein diesen Zierden zugeschrieben wird. Wie bestechend das Ganze in seinem Zustande von seltener Vollständigkeit der Erhaltung wirkt, es drängt sich Schritt für Schritt die Überzeugung auf, daß ein provinzialer Zug diesen Aufwand beherrscht. Es hat in Bünden Werke gegeben — die Zierden im Schlosse Haldenstein und im weiland Capol'schen Hause zu Flims — die sich füglich mit tüchtigen Arbeiten der italienischen Renaissance vergleichen laßen. Von dieser Frische und Genialität sind die des Vertemati'schen Hauses weit entfernt. Es haben sie Meister geschaffen, die brave Schreiner, aber keine Künstler waren. Erinnerungen an klassische Muster geben sich insbesondere an der Decke des oberen Saales kund; aber das

Verständniß für dieselben ging dem Reproducenten ab. Es fehlt ein richtiges Rahmwerk, das Tektonische tritt überall hinter dem Ornamentalen zurück, in Allem herrscht überhaupt mehr Reichthum als Gefühl. Auch das Einzelne hält scharfer Kritik nicht Stand. Die Ornamente aus Flims und Haldenstein sind mit einer Liebe geschaffen, die kein Theilchen unberücksichtigt ließ. Volles Leben herrscht in dem Wuchse, der sich in den elegantesten Windungen entwickelt; jedes Blättchen, jede Ausladung ist individualisirt. Hier umgekehrt ist alles geistlos, hart und spröde, das Figürliche gering und die Ausführung des Blattwerkes vom Kerbschnitt kaum zu unterscheiden. Auf engen Bahnen hat sich die Phantasie bewegt. An den correspondirenden Stellen kehrt gleicher Zierath wieder, ja so genügsam ist der Meister gewesen, daß er in vier entsprechenden Cartouchen genau dieselbe Dame wiederholte, die auf einem Taubengespanne fährt. Keine höhere Bedeutung kommt der kleineren Decke des folgenden Zimmers zu. Auch sie ist trotz der Fülle fleißig durchgeführter Intarsien ein kleinlich nüchternes Werk, an dem ein Paar gute Flötner'sche Motive eben nur zeigen, wie zufällig des Meisters Bekanntschaft mit dem damaligen Reichthum mustergültiger Vorlagen war.

Wir hatten nichts einzuwenden, als die Anspielungen einer Dame auf die nahe Colazione in der Belehrung gipfelten, es scheine ihr nun doch des Zeichnens genug und außerdem fraglich, was der abwesende Hausherr zu unserem Messen sagen würde. Auer hatte den Grundriß vollendet und ich das Übrige unter Dach gebracht.

In Castasegna gab es friedliche Rast. Hoch und steil steigen hüben und drüben die Hänge empor zu Kämmen, aus denen sich die seltsamsten Zinnen und Zacken erheben. Sie sind schon den Alten aufgefallen. Leu [1]) berichtet, „daß einige dieser

[1]) Lexikon XIV. 650.

Spitzen den Einwohnern anstatt der Uhren dienen, indem die gegen Mittag gelegenen so genau darnach gerichtet sind, daß man die Tagesstunden an dem Schatten, den sie von sich werfen, genau abzirklen kann, wie dann ein solcher Fels darin ist, den man il Sasso delle nove, oder il Sasso di mezzo giorno, das ist der Stein der 9 Uhren, oder Mittags-Felsen nennt."

Castellazzo heißt eine lange und schmale Staffel, die sich über Castasegna aus dem nördlichen Bergmassive vorbaut. Sie ist eine Burgstelle, auf welche ältere Geschichtsschreiber den Stammsitz der Salis verlegten. Der Aufstieg fängt gleich hinter dem Dorfe an. Nach zwanzig Minuten ist der Fuß der Terrasse erreicht, von der ein Thürmchen herunterschaut. An der Felswand ist eine Treppe angelegt, auf der man bequem die Höhe erreicht. Zwischen ihr und dem Bergmassive bettet sich eine Mulde ein, die östlich mit jähem Absturz endigt.

Castellazzo, Castellaccio und Castellatsch sind öfters wiederkehrende Bezeichnungen. Den letzteren Namen führen gebrochene Thürme bei Clugien im Schams und bei Celerina im Engadin; Castellaccio heißt ein solcher bei Casaccia im Bergell und bei Monticello im Misox; Castellazzo endlich wird eine angeblich römische Trümmerstätte bei Giornico genannt. In jedem Falle weist der Name auf das ehemalige Vorhandensein eines festen Platzes hin und ein solcher muß auch unser Castellazzo gewesen sein.

Nicht so unbestritten sind dagegen die Beziehungen, in welche dasselbe zu der Geschichte der Salis gebracht werden will. Der neueste Biograph seines Hauses, der Beuroner Benedictiner P. Nikolaus v. Salis-Soglio zählt drei geschichtlich nachweisbare Zweige auf, deren jüngster die bündnerische oder rhätische Linie war. Es scheint, daß Bucelin als Erster die Erbauung Castellazzo's den Salis zugeschrieben hat, die ihm zufolge schon 1060 in's Bergell gekommen wären. v. Salis dagegen

setzt die Einwanderung seines Hauses später, in die erste Hälfte des XIII. Jahrhunderts an und weist darauf hin, daß sowohl Urkunden als ältere Geschichtsschreiber nur Soglio als Stammsitz der rhätischen Linie bezeichnen. Erst nachträglich dürfte auch Castellazzo erworben worden sein, das vordem wohl ein Glied der Postenkette an der von Deutschland nach Italien führenden Heerstraße gewesen war. Ebenso unbestimmt ist, was von den weiteren Geschicken verlautet. Lechner meint, daß Castellazzo 1219 mit Soglio zerstört worden sei, doch könnte die Katastrophe auch erst später in der Chiavenna-Bergeller Fehde zwischen 1264 und 1272 eingetreten sein. Urkundlich steht fest, daß das Schloß bis Ende des XIV. Jahrhunderts bewohnt gewesen ist, und Leu hält dafür, daß es allmählig zerfallen sei, nachdem der Sitz der Salis nach Soglio verlegt worden war.

Noch im Jahre 1837 hatten namhafte Überreste von Castellazzo bestanden. Eine damals von dem weiland Churer Zeichnungslehrer Kraneck verfertigte Lithographie[1]) stellt solche von beträchtlicher Höhe am Ostende des Plateaus dar, die seither verschwunden sind. An ihrer Stelle erhebt sich seit 1891 ein kleiner Thurm, als dessen Erbauer eine Inschrift die Reichsgrafen Wilhelm und Heinrich v. Salis-Soglio nennt. Dieser Thurm steht auf der höchsten Stelle des Plateaus, das sich nur mäßig nach Westen senkt. Abschnitte, wie Quergräben und Traversen, sind nicht wahrnehmbar und Reste alter (?) Constructionen nur an der Nord- und Südflanke erhalten. Es sind auffallenderweise Trockenmauern, die sich theils — an der Nordseite — als Überbleibsel der Ringmauer, theils, gegenüber, als Trümmer eines kleinen Wohnhauses zu erkennen geben. Mörtel ist nur an einem Gebäude verwendet, das am Westende

---

[1]) In dem selten gewordenen Büchlein H. Kraneck, Die alten Ritterburgen und Bergschlösser in Hohenrätien. Chur 1837.

liegt. Wer sich den Eingebungen der Phantasie überläßt, wäre geneigt, dieses Gemäuer mit den sorgfältig bearbeiteten Ecken, den Schlitzfenstern und der Thüre, deren Sturz zwei seltsame Kreuze schmücken, für den Unterbau des mittelalterlichen Wohnhauses zu halten. Allein man darf sich durch solche Erscheinungen nicht täuschen lassen, denn ähnliche Fensterchen kommen an alten Ställen und Ökonomiegebäuden in der näheren Umgebung öfters vor, und ebenso der Thürsturz mit dem Kreuze, das an einem Stalle in der Brenta von der Jahrzahl 1526 begleitet ist.

Von Castellazzo führen zwei Wege nach Soglio, ein Fußpfad, der auf einer höheren Staffel fast gerade nach dem Dorfe zieht und der von Castasegna ausgehende Weg. Wir wählten diesen letzteren, weil er durch die Brenta führt. Brenta oder Branden heißt ein Kastanienhain, der zu den schönsten Stellen auf Schweizerboden gehört. Sonst trifft man diese edlen Bäume nur noch in zerstreuten Gruppen an; hier bilden sie einen Wald, der wohl eine Stunde lang und eine halbe Stunde in der Breite sich erstreckt. Er reicht von der Landesgrenze bis gegen Spino und in nördlicher Tiefe fast bis Soglio hinauf. Zwischen uralten Stämmen mit mehreren hundert Jahrringen sproßt immer neuer Wuchs empor. Diese Riesen breiten ihre Wurzeln im saftigen Wiesengrunde aus, in heller Lichtung und dann wieder in heimlicher Waldesdämmerung, durch welche die Sonne nur hie und da einen Blick auf bemooste Sturzblöcke wirft. So mag es in einem Götterhaine ausgesehen haben. Von Menschenhand ist wenig geschaffen, etwas braunes Gemäuer im Grün versteckt, ein Stall, eine Hütte; aber sie sind verlassen. Nur in den Wipfeln regt sich Leben, ein Lüftchen, das vom Berge den würzigen Heuduft herunterträgt.

Es war Mittag, als wir den Wald, ein jeder auf eigenen Pfaden, durchquerten. Sie führten zu der Schlucht, in welcher

die Caroggia mit hohem Falle über eine Felswand rauscht. Aus der Lichtung schaut das Kirchlein von Soglio herab. Wir wähnten, in Bälde droben zu sein, aber die Straße steigt endlos im Zickzack empor. Vor Zeiten ist dieser Aufstieg freilich noch viel beschwerlicher gewesen: „dahin auf — schreibt Leu [1]) — führet ein auch gäher mit etlich hundert steinernen Blatten oder Tritten gleichsam wie eine lange Stägen belegter Weg, der doch auch mit beladenen Saum-Pferden befahren werden kan."

Wie ein Geißhirtendorf breitet sich Soglio mit seinen blanken Häusern und schimmernden Steindächern auf der sonnigen Terrasse aus. Der Hintergrund ist Alpengrün, das hoch oben mit vielen Furchen und Zungen den Fuß der Felskämme bildet. Der Zugang zum Dorfe führt unter den ehemals berühmten Gärten vorbei. Ein Roccoco-Pavillon über der Straße, Trümmer von Zopfalleen, Bassins von Springbrunnen, Terrassen und die jetzt wild wuchernden Zierpflanzen erinnern an die Zeit, wo hier ein stolzes und reiches Leben herrschte. Dieser Garten ist das Vorwerk einer Reihe von Häusern und palastähnlichen Bauten gewesen, die alle den Salis gehörten.

Nach Pater Salis wäre Soglio der älteste Stammsitz des des rhätischen Zweiges gewesen, dessen urkundlich beglaubigte Succession mit dem 1300 verstorbenen Rudolf begann. Die ehedem schwer zugängliche Lage des Platzes mag seiner Wahl zum Sitze eines streitbaren Geschlechtes gerufen haben, doch wird als solcher in der Wende des XIII. und XIV. Jahrhunderts auch Chiavenna genannt. In der Fehde, die zwischen 1207 und 1219 zwischen Chur und Como entbrannte, soll Soglio durch Brand zerstört worden sein. Wohl noch im XIII. Jahrhundert waren die Salis in Lehensverhältnisse zu Chur getreten, aber nicht als Ministerialen, sondern als Vasallen, deren Vertrag mit

---

[1]) Lexikon XVII. 250.

dem Bischofe einen beiderseits kündbaren Lehensnexus stipulirte. Seit der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts zweigten sich die Salis in zwei Linien ab, die ihrerseits wieder zahlreiche Nebenbranchen trieben. Schon im Laufe des XIV. und XV. Jahrhunderts waren solche in Castasegna, Promontogno, Stampa und Vicosoprano und bald auch im Engadin, in Samaden, Zuz und Celerina säßig. Der zukünftigen Größe des Hauses bot das arme und kleine Bergell umso weniger Raum, als noch andere angesehene Adelsgeschlechter, die Castelmur, Prevost und Stampa in dem Thale saßen.

Für Soglio hob die Seite des Glanzes mit dem XVI. Jahrhundert an, als Augustin von Salis seinen mit fürstlicher Pracht geschmückten Palast erbaute. Aber nur von kurzer Dauer ist sein Bestand gewesen. Dem Einfall der Spanier im Oktober 1621 hatte der Bundesoberst Baptista v. Salis mit den Bergellern einen erfolglosen Widerstand entgegengesetzt. Mit knapper Noth vermochte er, sich und die Seinen ins Avers und auf Schweizerboden zu retten. Serbellone rächte sich, indem er am 21. November den Palast auf Soglio plündern und vollständig zerstören ließ. Als Theil der Beute, welche die Spanier machten, wird auch eines prachtvoll gemalten Kachelofens gedacht, ebenso wurden drei Kanonen fortgeführt, welche im vorhergehenden Jahrhundert der Familie von den drei Bünden in Anerkennung der von mehreren Salis in den mailändischen Kriegen bewiesenen Tapferkeit geschenkt worden waren. Salis-Marschlins glaubt, es sei Serbellones Überfall die Rache für die vom Thus'ner Strafgericht verfügte Schleifung von Rudolf Planta's Haus in Zernez gewesen[1]). Das Schlimmste aber, was diese Katastrophe zur Folge hatte, ist der Verlust des Archives gewesen, mit welchem das wertvollste Material für die ältere Familiengeschichte zu Grunde gieng.

---

[1]) V. Salis l. c. 188.

Allein die Salis waren stark genug, den Schaden zu tragen. Schon acht Jahre später hat Gubert ein Haus am Ostende des Dorfes gebaut, welches nachmals die Casa Ruinelli hieß. Die Daten 1678 und 1680 finden sich in der Cas'alta und die Jahrszahl 1695 an der Casa di Mezzo, oder Casa Rodolfo verzeichnet. Mit dieser Letzteren mag die Casa Battista und als jüngstes das fünfte der Salis'schen Häuser, die Casa Antonio erbaut worden sein. Die Namen dieser Häuser und Paläste weisen auf drei Söhne des von Serbellone gemaßregelten Baptista hin, doch können nicht ihnen, sondern erst den Enkeln die jetzt bestehenden Bauten zugeschrieben werden. Auf den 1663 verewigten Friedrich geht die Linie Casa Battista, auf Rudolf † 1690 die Casa di Mezzo und auf den 1682 verstorbenen Anton die Linie der Casa Antonio zurück.

Auf wenigen Stellen der Schweiz hat sich der Glanz eines edlen Hauses in einer Folge so imponirender Bauten verkörpert, und zwar ist der Eindruck dieses Bildes um so überraschender, weil sich dasselbe fast plötzlich aus einer ärmlichen Umgebung enthüllt. Aus der engen und finsteren Dorfgasse auf ein Plätzchen kommend, sehen wir uns mit einem Male vor die drei Haupthäuser gestellt. Ihr Äußeres ist einfach, in den wohl abgewogenen Verhältnissen des Aufbaues jedoch und der kraftvollen Bildung des auf Lünetten weit vorspringenden Kranzgesimses prägt sich eine vornehme Größe aus.

Aus einem Gusse sind die Casa Antonio und die Casa di Mezzo gebaut, doch weist die Erstere keine bemerkenswerten Teile auf. In der Casa di Mezzo sind Flur und Treppe malerisch angelegt und auch die übrigen Teile großräumig gestaltet. Aufwand ist nirgends zu finden. Die aus Arvenholz verfertigten Zimmerdecken sind mit leichten Profilen gegliedert, deren Combinationen an älteres Cassettenwerk erinnern. Im ersten Stocke steht ein Kachelofen mit weiß und blau gemalten Landschaften

und Jagdscenen, der die Inschrift „Daniel und Heinrich die Meyer Hafner in Stekboren 1750" trägt. Höhere Beachtung verdienen die flotten Süperporten; sie stellen Landschaften und Mythologien vor, deren einige gewiß von Künstlerhand gemalt worden sind. Ein Bild von anmuthiger Pracht muß der Festsaal im oberen Stocke dargeboten haben.

Im Gegensatze zu den eben genannten Palästen ist die Casa Battista aus ungleichzeitigen Bestandtheilen zusammengesetzt, aus einem älteren Abschnitte, dem vermuthlich gegen Ende des XVII. Jahrhunderts größere Theile im Norden und Osten zugefügt worden sind. Heute ist sie ein Gasthaus, das den Namen Pension Giovanoli führt und nicht nur der ehrwürdigen Räume, sondern auch anderer Vorzüge willen seinen Ruf verdient. Im Wesentlichen ist der Grundplan der Casa di Mezzo wiederholt. Zu ebener Erde sind alle Räume gewölbt. Neben dem Flure liegt der große Speisesaal; die oberen Stockwerke, soweit sie nicht Theil des alten Hauses bilden, haben lauter nordisches Gelaß, die Holzdecken sind mit wechselnden Combinationen eines schwächlich profilirten Rahmwerkes geschmückt. Ein Prunkbett mag seiner Größe und des autochthonen Schnitzwerkes wegen beachtet werden, Kunstwerth besitzt diese bunte Anstalt nicht. Eine flach gedeckte Laube nimmt die Höhe beider oberen Stockwerke ein. Ihre Dimensionen und die Galerie, welche auf der einen Schmalseite vorspringt, lassen errathen, wie reizvoll dieser Bau in seinem ursprünglichen Schmucke und mit dem Getriebe war, das zeitweilig sich hier entfaltet hat.

Zwischen diesem Hause und der Casa di Mezzo schließen die zu der Letzteren gehörigen Stallungen die Tiefe eines nach vornen offenen Hofes ab. Steinerne Köpfe an der Front, sollen an die Rettung des Bauherrn vor einem räuberischem Anschlage erinnern.

Der ältesten Sitze sei erst noch gedacht. Der eine, die Cas'alta, ist unmittelbar neben der Pension Giovanoli gelegen.

Sie sieht mit ihren kahlen Mauern und den niedrigen Stockwerken mehr einem Bauernhaus, als einem Herrensitze gleich. Gänge und Treppen sind gewölbt, einige Zimmer mit einfach aber wirksam profilirtem Wand- und Deckentäfer geschmückt. Unten ist die Jahrzahl 1678, im ersten Stock das Datum 1680 angebracht.

Endlich weit ab, am Ostende des Dorfes, ist das fünfte und älteste Salis-Haus gelegen. Es wird gewöhnlich Casa Ruinelli genannt. Auch dieses Geschlecht, dem der im Zweikampf mit Georg Jenatsch gefallene Oberst Jakob enstammte, ist in Soglio ansäßig gewesen.[1]) Arme Leute hausen jetzt in den niedrigen Gemächern, deren eines außer dem alten Täfer- und Deckenwerk einen alterthümlichen Ofen mit grünen und figurirten Reliefkacheln enthält. Über der Zimmerthüre sind mit eingelegter Arbeit das Datum 1629 und des Hausherrn Gubert v. Salis und seiner Gemahlin Dorothea Namen verzeichnet.

Als zu Ende des letzten Jahrhunderts das Gestirn der Salis auf dem Zenithe stund, war der Plan gereift, die ganze vor der Südseite der Paläste befindliche Häuserreihe niederzulegen um an ihrer Stelle eine großartige Anlage von Gärten, Terrassen, und Avenüen zu schaffen. Da kam die Franzosenzeit. Als die Sanscülotten aufwärts drangen, fanden sie die drei Paläste auf Soglio verlassen und aller Kostbarkeiten beraubt, man hatte diese noch rechtzeitig in Sicherheit gebracht. Um so wüthender wurde in anderen Besitzungen des verhaßten Geschlechtes gehaust. Man erzählt, daß die erste Frage beim Betreten einer Ortschaft, die nach einem Salis'schen Hause gewesen sei. Auf Millionen wurden die damaligen Verluste der Familie berechnet; sie hat sich von diesen Schlägen nicht wieder erholt.

---

[1]) Lechner. S. 61.

Am Westende des Dorfes, wo die Thalstraße absteigt, ist das Kirchlein gelegen. Das Jahr seiner Erbauung zeigt das Datum 1735 über dem Portale an. Das Innere mit den Salis'schen Epitaphien und dem schlichten, aber hübsch decorirten Chore kann als Muster eines reformirten Gotteshauses gelten. Die frühere Kirche war dem hl. Laurentius geweiht und ihres reichen Reliquienschatzes wegen viel besucht. Nach einer vorausgegangenen Restauration hatte sie der Churer Weihbischof im Jahre 1471 neu consecrirt.

Es dämmerte schon, als wir die Thalstraße erreichten. Jenseits des Maira, über die eine alte Brücke mit giebelförmig übermauertem Bogen führt, ist Bondo gelegen. Auch dort haben die Salis einen Palast. Ich sah ihn nicht. Auer schilderte ihn als einen vornehmen Bau im Stile des beginnenden XVIII. Jahrhunderts, in dem sich Flur und Treppenhaus zu einer großräumigen und malerischen Anlage verbinden.

Auf der Staffel, zu welcher die Landstraße emporsteigt, ist ein prächtiger Platz für das neue Hotel Bregaglia gewählt. Dahinter zwängt sich das Dorf Promontogno in die Thalenge ein. Noch etwas höher schließt ein uraltes Defilee dieselbe ab.

Porta wurde schon im X. Jahrhundert Bellinzona genannt und diesen Namen hat auch der Thalschlüssel bei Promontogno geführt. Promontogno wird von promontorium abgeleitet, weil hier ein Ausläufer des südlichen Bergzuges wie ein Vorgebirge sich quer in die Thalsohle schiebt. Nirgends sonst im ganzen Thale treten die Hänge so nahe zusammen, daß sie, wie hier, nur dem tiefen Strome Durchlaß geben. Es ist deshalb für die neue Landstraße ein Tunnel geschaffen, der durch den gegen die Schlucht am weitesten vorspringenden Felsriegel führt. Dem alten Verkehre hatte bloß der Weg über den Thalschluß offen gestanden und es ist diese natürliche Schranke denn auch

die politische Grenze geworden, welche Bergell in die Gerichte Ober- und Unter-Porta (sopra e sotto Porta) schied.

Ältere, wie Zurlauben, haben diesen Platz mit dem schon in dem Antonini'schen Itinerar erwähnten Murum identificiren wollen [1]) und es ist ja möglich, daß schon die Römer die Vorzüge dieses Engpasses erkannt und denselben zum Thalschlüssel ausgebaut haben. Eine sichere Erwähnung desselben kommt aber doch erst in der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts vor; sie findet sich in einer Urkunde, mit welcher Otto III. die von seinen Vorgängern Otto I. und II. verfügte Übergabe des Bergells an den Bischof von Chur bestätigt. Hier kommt der Ausdruck «Bergallia vallis cum castello et decimali ecclesia» vor und dieselbe Bezeichnung findet sich in den Bestätigungsurkunden Heinrichs II., III. und IV. wieder. In dem muthmaßlich noch aus dem XI. Jahrhundert stammenden Einkünfterodel des Bisthums Chur wird zum ersten Male der Ausdruck Porta Bergalliæ gebraucht.

Man versteht, daß ein Platz von solcher Bedeutung der ständigen Hut bedurfte. Über die Porta mochten die Reisigen wachen. Der Sitz der Befehlshaber ist das Schloß gewesen, das diese von dem Bischof von Chur zu Lehen hatten. Ein Rudolf von Castelmur, der 1179 als Reichsvikar erscheint, hat für den ältesten Repräsentanten dieses Hauses gegolten. Die Ächtheit der bezüglichen Urkunde, die nur in einem deutschen Auszuge vorliegt, ist aber bezweifelt. Ein sicheres Document liegt erst in dem Friedensvertrage vor, den der Bischof von Chur 1219 mit Como schloß. In dieser Urkunde werden ein Tirisentus et Albertus de Castello muro erwähnt und gleichzeitig die Grenzen des Bisthums Chur usque ad castellum

---

[1]) Muro oder Murum ist nicht zu fixiren. Berger, Jahrb. f. Schweizer. Gesch. XV. S. 12.

murum festgestellt. 1270 und 1285 kommt die Benennung der Burginhaber als Dominus de Porta de Castelmur und Miles de Castromuro de Porta auf.

Es scheint aber, daß die Verpflichtungen der Burgherren nicht bloß örtliche waren, sondern daß die Hut des Postens, der für den Hauptschlüssel des Thales und des Septimerpasses galt, auch gleichbedeutend mit der Aufsicht über die Sicherheit und die Unterhaltung der ganzen Straße war. So wird es erklärlich, daß ein Jakob von Castelmur[1]) im Jahre 1387 dem Bischofe von Chur gegenüber für sich und seine Nachkommen die Verpflichtung übernahm, gegen Entgelt gewisser Zölle (weglösi)[2]) die Septimerstraße von Tinzen bis Plurs zu einem fahrbaren Wege aufzubessern und zu unterhalten. Der Bischof und der Pfleger des Gotteshauses zu Chur, heißt es in den beiden Urkunden, „habent angesehen den großen kumber und presten, und die manigfaltig großen arbeit und sorg, die man alzit lident und duldent ist in dem land, von sorglichen wegen und straßen, und sunderlich über den berg, den man nempt Septman, das da kofslüt und ander lüt große sorg haben und liden müssent won derselb weg über den perg ze disen ziten also nit geschaffen noch geordnet ist . . . . und das si all zit sorg haben müßent lib und gut da ze verlierent won nu götlich rech das wiset und leret, das man straßen, steg und weg beßren buwen und machen sol. Darumb habent sich min . . . . gnädigen Herren gotlich und gnädeklich bedacht . . . . dem lande ze nutz und allen kofflüten und och andern lüten ze trost und ze Hilf . . . . und darumb siend si mit mir obgeschriben Jacoben von Castelmur des in ain

[1]) Vgl. über denselben Jahrb. I. c. XV. S. 169.

[2]) In Vicosoprano bezog der Bischof das pedagium, d. h. den Zoll von Allem was geht, in Castelmur das telonium, d. i. Waaren- und Transitzoll von und nach der Lombardei. Lechner S. 28. Vgl. auch Jahrbuch I. c. S. 155 u. f.

und überain komen, das ich ainen weg und lantstraß über den vorgenempten perg von Tinzen untz gen Plurs machen sol und buwen, also das man mit wegen (Wagen) wol und sicher daruber gevaren und gewandlen mug, und solch ain wagen hin in wert (fährt?) über den perg und uff der straß, sechs und drißig Rub swer wol getragen, und heruß wert die großen varbel[1]) och wol damit gevertigt werden. Haben — heißt es weiter — Castelmur und seine Nachkommen diese Verpflichtungen übernommen und denselben nachgelebt," so sol ich oder min erben . . . . eweklich von derselben straß ze rechter weglösi nemen von kaufmanschaft und von andren Dingen als hie nachgeschriben stat, minen vorgenannten gnädigen Herren Byschoff Johansen sinen nachkomen und dem Gotzhus an schaden: des ersten von ainem engelschen wollsak vier schilling bilian . von einem tützschen wolsak dri schilling bilian . von einem großen varbel och vier schilling bilian . von einem kleinen varbell dri schilling bilian . von einem gespalten som der ze gelait gat welicherlay gutes das ist sechs pilian und von ainem jeklichen Roß und Maiden (Mähne?)[2]) besunder och sechs pilian".

Über die ferneren Geschicke ist wenig bekannt. In einer Fehde, welche die Adeligen von Cleven und Plurs mit den Bergellern führten, wurde Castelmur im Jahre 1268 von den Ersteren eingenommen und bis zum Friedensschlusse besetzt gehalten. 1285 verkaufte Jakob von Castelmur das Schloß an Ulrich Praepositus (Prevosti) von Vicosoprano. Nach 1322 theilten sich die Castelmur in zwei Linien, die Schüler (Scolares) und Corn

---

[1]) a. v. „varbel" bemerkt Herr Stadtarchivar F. v. Jecklin in Chur: Fardello heißt im Italienischen Bündel = Last und auch im Bündner Dialekt wird der Ausdruck „fardel" noch jetzt für diesen Begriff verwendet.

[2]) „Mäne" nach gefl. Mittheilung des Obigen in Bünden noch jetzt als Bezeichnung eines eingespannten Zugthieres, besonders eines Ochsengespannes gebräuchlich.

(Manusa oder Minüsch) ab. 1341 verpfändete der Bischof Ulrich von Chur „unseres Gotzhus vesti Castelmur mit dem alten Burgseß" an die Planta; später 1430, nachdem wieder ein Castelmur auf dem Schloß gesessen hatte, wurde es an die Salis verliehen. Im Schwabenkriege, oder wahrscheinlicher schon 1453[1]) wurde das Schloß zerstört, worauf die Castelmur nach Vicosoprano übersiedelten. Noch im XVI. Jahrhundert hatten diejenigen, welche das Defilee begiengen, ein „steinernes Thor" zu passiren.[2]) 1538 schrieb Tschudy „der Fleck zu Mur hat noch den Namen, ist doch zum teyl abgangen. Zunächst darob am berg stat ein Burgstall heißt Castellmuro"[3])

Auf die Wahl und den Ausbau natürlicher Vesten haben die mittelalterlichen Kriegsarchitekten sich aus dem Grunde verstanden; ihre Lehren zu beachten, dürfte noch heute sich lohnen. Auch hier ist ein Meisterwerk strategischer Kunst geschaffen, nächst Saillon und Bellinzona wohl die schönste Sperre, welche die Schweiz aus dem Mittelalter besitzt. Und doch hat die Porta, wie Viele Jahr für Jahr an ihr vorüberziehen, noch nie die Aufmerksamkeit des Forschers erregt; es dürfte auch kaum mehr über dieselbe gehandelt sein, als schon 1812 gesagt worden ist.[4])

Dem südlichen Thalgebirge legen sich drei parallele Erhebungen vor, schmale Felsriegel, durch Furchen getrennt, die mit nordwestlicher Biegung gegen die Maira münden. Aus dem Fuß der nördlichsten Parallele schiebt sich gegen den Fluß ein geräumiges Plateau, die eigentliche Porta, vor. Der mittlere Riegel, auf dem sich das Schloß erhebt, ist der höchste. Er

---

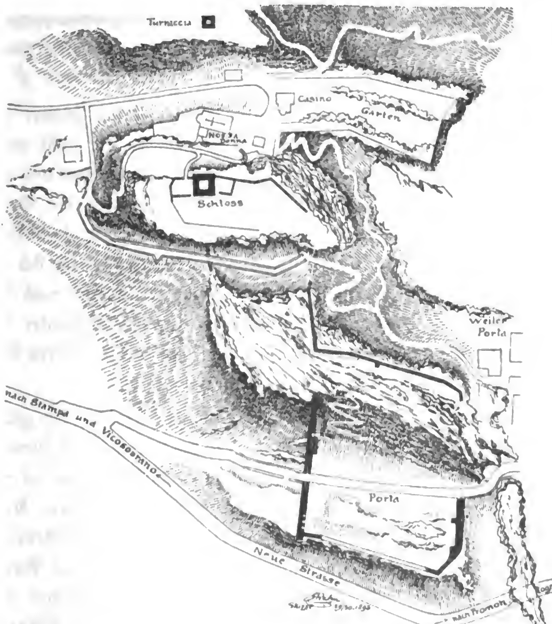
[1]) Der neue Sammler, ein gemeinnütziges Archiv für Bünden. Herausgegeben von der ökonomischen Gesellschaft daselbst. Chur 1812. S. 244. Note.

[2]) Campell c. 32. p. 252.

[3]) Jahrb. f. Schweizergesch. XV. 147.

[4]) Der neue Sammler. 1812. S. 241 u. f.

springt thalaufwärts staffelförmig aus den beiden andern vor, so daß am entgegengesetzten Ende eine breite Mulde entsteht, die mit steiler Gabelung gegen die zu beiden Seiten des Burghügels befindlichen Furchen emporsteigt[1]).



Diese von der Natur geschaffene Festung hat die Kunst zum vierfachen Treffen ausgebaut. Die erste Staffel ist die Porta im

[1]) Das vorstehende Plänchen, dem in der Hauptsache die im Casino von Nossa Donna befindliche Aufnahme von Demetri Tarchini von 1880 zu Grunde liegt, will keinen höheren Anspruch als den einer orientirenden Skizze erheben.

eigentlichen Sinne, ein rechteckiges Plateau von annähernd 69 Meter ost-westlicher Länge zu 48 Meter Breite, das nordwärts gegen die Maira abfällt. Hier führte die alte Thalstraße hindurch, und wenn die Porta, wie Campell berichtet[1]), ein Oppidum war, so kann nur hier dieses Städtchen gestanden haben, für welches das Plateau und der südlich aus demselben ansteigende Hang des ersten Riegels hinlänglich Raum geboten haben würden.

Drei Seiten des Plateaus waren mit einer Ringmauer bewehrt. Sie ist bis auf das westliche Thor, das sich nicht mehr reconstruiren läßt, stellenweise noch fünfeinhalb Meter hoch und am besten die Ostfronte erhalten, welche südwärts noch ein Stück weit an dem Felshange emporsteigt, um sich alsdann an demselben todt zu laufen. Auf der südlichen Hälfte dieser Ostmauer zog sich ein drei Meter breiter Wallgang hin. In der Mitte sind noch die Wandungen des Thores mit den Falzen für das Fallgatter erhalten und am Nordende derselben Front, an der Innenseite drei hohe rundbogig überwölbte Nischen ausgespart.

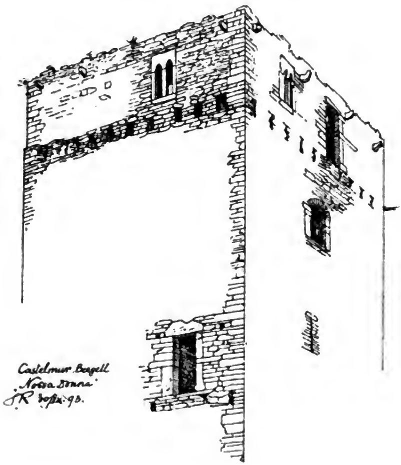
Die südliche Deckung bildet der erste Felsenkamm, der gegen die Porta mäßig abfällt und sich beträchtlich über deren Ostfronte hinaus verlängert. Noch sind die Spuren eines Weges zu erkennen, der von der Porta im Zickzack auf die Höhe führte. Auch diese war mit einer Mauer bekrönt, von welcher am Westende eine Traverse in die Mulde hinab und wieder hinauf zum Burgfelsen lief. Sie schloß einen Engpaß ab, der sich zwischen der östlichen Verlängerung des Kammes und dem Burghügel befindet. Durch diese Furche nämlich war eine zweite Straße geführt. Sie stieg mit Umgehung der Porta zu jener ersten Traverse

---

[1]) Campell: Ræt. alp. topogr descr., ed. Kind c. 31, p. 246. Tschudi dagegen spricht nur von einem „Fleck zu Mur". Jahrb. f. Schweizergesch. XV. 147.

hinauf und durchlief sodann die Kehle, an deren Ostende wieder ein Thor den Ausgang deckte.

Das erste Treffen ist die Porta, das zweite ihre südliche Deckung, der erste Felsgrat gewesen und die dritte Staffel hat der noch höhere Burgfelsen gebildet. Er hat die Form einer langgezogenen Kuppe, die durch eine ziemlich breite Mulde mit dem südlichen Bergmassive verbunden ist, sonst aber steil und felsig abfällt.



Von der Burg, die ohne Zweifel einen großen Umfang hatte, sind wenige Reste erhalten. Der bedeutendste ist der Thurm, der in seiner malerischen Gruppirung mit der tiefer gelegenen Kirche das weithin sichtbare Wahrzeichen des Thales bildet. Auf quadratischem Grundrisse von 11,70 Meter äußerer Seitenlänge baut er sich mit 1,75 Meter Mauerdicke bis zu einer Höhe von 20 Meter auf. Er besteht einschließlich des fenster=

losen Erdgeschosses aus fünf Stockwerken, die durch flache Balkendielen getrennt gewesen sind. Die Mauerkrone schließt waagrecht ab, woraus zu folgern ist, daß sie das Auflager eines Zeltdaches gebildet habe. Der Ausfall des Zinnenkranzes war durch anderweitigen Ersatz gedeckt. Nach außen springen hart unter der Mauerkrone steinerne Consolen vor, und tiefer sind am Fuße des obersten Stockwerkes wieder auf allen vier Seiten eine Reihe von Balkenlöchern durch die Mauerdicke geführt. An der Ostseite ragen noch Balkentrümmer daraus hervor und an der Südseite ist eine viereckige Thüre geöffnet. Man versteht nun, welche Einrichtung bestand: jene Fußbalken waren zur Aufnahme einer hölzernen Galerie bestimmt, auf welche die an der Südseite befindliche Thüre führte und deren Bedachung die unter der Mauerkrone vorspringenden Consolen trugen. Wahrscheinlich jedoch ist dieses „Überzimmer" nur eine provisorische Einrichtung gewesen, denn an der West- und Südseite sind Fenstergruppen geöffnet, deren sorgfältig gearbeite Spitzbögen zwecklos gewesen wären, wenn jene Galerie oder Hurde sie bleibend verdeckt haben würde. Dieser Bau ist überhaupt ein Donjon, d. h. ein Wohnthurm gewesen; es zeigen dies außer der zierlichen Form jener Fenster die Überreste zweier Kamine an, die sich an der Nordwand des ersten und zweiten Stockes befinden. Fraglich ist es allerdings, ob der Thurm als ständiger Wohnsitz der Burgherrschaft benutzt worden sei, denn östlich und westlich schließt sich demselben ein Rechteck von Mauern an, Reste von Bauten, deren jede durch eine hoch gelegene Thüre mit dem Turme in Verbindung stand. Von dem westlichen Anbau geht eine lange Mauer aus, welche die Südflanke des Burghügels deckte. Sie ist der einzige Überrest, der von dem Beringe erhalten blieb.

Der südlich folgende Riegel ist in seinem ganzen Umfange bewehrt, doch wird versichert, daß diese Constructionen moderne Gartenmauern sind. Am Ostende dieses Grates, wo die Ein-

sattelung zwischen Burgfelsen und Bergmassiv beginnt, sind das Casino und die Kirche gelegen. Ersteres hat die 1892 verstorbene Freifrau Anna v. Castelmur[1]) erbauen lassen, die durch letztwillige Verfügung den ganzen Burgcomplex nebst Gärten und Ausgelände der Thalschaft vermachte. Die Bergeller sind stolz darauf und man darf ihnen das Zeugniß ausstellen, daß sie das Erbe pietätvoll hüten. Casino und Garten sind wohl gepflegt, alles sieht proper aus und der Stand der Schloßruinen ist so, daß man wünscht, es möchten in Bünden nur alle Denkmäler solche Beschützer haben.

Die Kirche ist die schon im X. Jahrhundert erwähnte decimalis ecclesia. Im Volksmunde wird sie «Nossa Donna»

---

[1]) Geb. Castelmur von Vicosoprano † in Coltura 30. April 1892. Ihr Gemahl, Baron Giovanni de Castelmur hatte in Marseille ein bedeutendes Vermögen erworben. Er ließ in Coltura das ehemals Rodolfi'sche Haus Foröla schloßartig umbauen und kaufte von dem Hochgericht Bergell die Trümmer des Schlosses Castelmur samt der Kirchrunine Nossa Donna, an deren Stelle — mit Beibehaltung des alten Thurmes und der alten Glocke, er einen Neubau errichten ließ. Er starb 1871 in Nizza und wurde in der Kapelle Nossa Donna auf Castelmur beigesetzt, (gef. Mitthlg. d. Hrn. Posthalter T. Ganzoni in Promontogno). Die sinnige Inschrift, mit welcher die hinterbliebene Gattin 1879 auf einem neben der Kirche befindlichen Felsen ihre Stiftung documentierte lautet:

Tali che foste nomate da scrittori antichi
Tali che vi trovai nomate — o rocche care —
In documenti tanti — Murum — a Castromurum
A Castelmuro — a Porta — a S^ta^ Maria de Castelmur
A Castelmur — (Vulgo) Nossa Donna
— Tali siete tuttora —
Iddio vi guarda! col sacro Tempio
l'alta antica romana torre — la gentile
abitazione e tutto quanto —
Destinate siete a pia memoria
— a Dio siete —
La V^va^ del Barone de Castelmur
1879.

— Nostra Donna — genannt. Ihr Pfarrherr, den der Bischof von Chur ernannte, hat noch 1471 den Titel plebanus vallis Pregalliæ apud ecclesiam Sanctæ Mariæ de Castromuro geführt. Ihm waren die Priester und Capläne aller übrigen Thalkirchen untergestellt und die Kirche, für welche Meister Ulrich von Chur im Jahre 1492 zwei Glocken gegossen hatte, wurde bei gewissen Anläßen von allem Volke von Chiavenna bis zur Maloja besucht[1]). Hier wurde auch im Jahre 1552 der Anfang mit der „Reinigung von dem Götzendienste" gemacht, indem man unmittelbar vor dem Hauptfest der Kirche ihre zum Theil sehr werthvollen Zierathen und Cultusgegenstände nach Plurs und das Gnadenbild nach S. Croce bei Chiavenna schaffte, wo es noch heute sich finden soll[2]). Nur bei besonderen Anläßen, wenn ein Potestat oder ein Salis begraben wurde, pflegte forthin noch die große Glocke geläutet zu werden. Die Kirche selber blieb dem Verfalle überlassen, bis sie im Jahre 1839 der Baron Johann von Castelmur für 2000 Gulden von der Thalschaft kaufte und sie — leider nur allzusehr im Stile seiner Zeit — wiederherstellen ließ. Der Thurm ist ohne Zweifel ein posthumromanisches Werk. Die Gliederung zwar zeigt Formen, die schon im XII. Jahrhundert galten. Aber sie sind mit anderen vermischt, die unverkennbar auf spätgothische Abkunft weisen; es fehlen auch die charakteristischen Würfelkapitäle. Die Kirche vollends ist ein moderner Bau, von welchem höchstens die Fundamente als Überbleibsel einer älteren Anlage angesprochen werden dürften.

Zur Thalhut hätten die Porta, die sie beherrschende Höhe und das Schloß darüber hingereicht, und doch scheint dieser dreifache Aufbau nicht genügt zu haben. Man wollte weiter

---

[1]) G. Leonhardi. Vierteljahrsschrift für das reformirte Bündnervolk. II. Jahrg., 2. Heft. Chur 1852. S. 37.

[2]) V. Salis S. 117.

schauen. Als ich die Studien schon abgeschlossen wähnte, kam der Bericht, daß noch weiter oben eine Ruine, Turraccia genannt, sich finde. Ich stieg hinauf und fand in der That auf einer Staffel, die etwa siebenzig Meter über der Burg aus dem Bergmassive sich vorbaut, das vierte Werk, die allerdings nur noch einen Meter über dem Waldboden emporragenden Trümmer eines kleinen quadratischen Thurmes. Er ist recht eigentlich das Auge der Festung gewesen, denn besser hätte die Stelle einer Warte nicht gewählt werden können, von Villa di Chiavenna bis Borgo nuovo hinauf reicht von hier der Einblick in's Thal.

Von der Porta steigt die Straße im weiten Bogen empor. Er nimmt die Staffel, auf der eine neue Zone beginnt. Und wirklich keine schroffere Wandlung läßt sich denken, als der Übergang, der sich mit einem Male in dem Bilde der Landschaft vollzieht; er lenkt fast unvermittelt aus dem Süden in den Norden ein. Nun sind die Kastanien- und Nußbäume verschwunden, der Wuchs ist Lerchen- und Tannengrün.

Es folgen die Dörfer Stampa und Borgonuovo. Coltura, das zu Stampa gehört, ist auf der rechten Thalseite gelegen. Röder und v. Tscharner wollen von einem Schlosse Sur Stampa wissen, das auch Faroela hieß. Einen Hof Farolo hat die Siegfrid'sche Karte über der Schlucht des Vallsero verzeichnet, aber den Thalbewohnern ist eine Ruine dieses Namens nicht bekannt. Vielleicht hat Lechner Recht, indem er sie in dem Schlosse sucht, das Baron Johann v. Castelmur um 1830 in Coltura hatte erbauen lassen und von welchem der hintere Theil, ein ehemals Rodolfi'sches Haus, noch älteren Datums ist.

Vicosoprano, war das nächste Ziel. Das Dorf ist seit alter Zeit der Hauptort Bergells und der Sitz des Podesta, den der Bischof von Chur aus drei ihm von den Thalleuten vorgeschlagenen Männern wählte[1]). „Vespran" kann seiner äußeren Erscheinung

[1]) Lechner. 27.

nach als der vollendete Typus eines Bergeller Dorfes geachtet werden, denn nirgends stellt sich bestimmter die Mischung italienischen und bündnerischen Charakters dar. Alles sieht ehrenvest, solid und hablich aus. Der Italiener pflegt einmal zu bauen und dann sein Haus in Gottes Gnaden zu befehlen. Was Zeit und Menschenhände geschädigt haben, bleibt fürderhin unberührt. es sei denn, daß etwa gemeißelt oder mit unglaublichen Farben gepinselt wird. Auf dieser naiven Verlotterung beruht zum großen Theil der malerische Anstrich, den die welschen Nester haben. Der Sinn des Bergellers ist in diesem Stücke deutsch geartet: An der Ordnung soll man erkennen, wie der Herr sein Haus regiert. Etwas Anziehendes haben diese Dörfer doch und allerlei Interessantes hat auch Vicosoprano bewahrt: hier die Gruppirung mannigfaltig und zufällig geformter Bauten, dort ein Wappen, das über der Hausthüre gemeißelt ist, oder sonst ein Wandschmuck, den eine mehr oder weniger geübte Hand geschaffen hat. Sgraffito ist im Bergell ein besonders beliebter Zierath gewesen und einige Proben, wenn freilich nicht klassischer Art, sind auch in Vespran zu sehen, die älteste an einer Façade, die hinter dem Schulhause steht. Zwei Bilder, durch schwer zu entziffernde deutsche Reime erläutert, stellen hier eine musizierende Dame und zwei fechtende Fußsoldaten vor. Fälschlich werden diese rohen Machwerke, welche das Datum 1577 tragen, dem Haus Arbüser zugeschrieben. Nicht viel vornehmer stellen sich die Kniefiguren der Justitia und der Temperentia dar, mit denen muthmaßlich um 1584 die Straßenseite des Rathhauses geschmückt worden ist.

Der größte Theil des Dorfes liegt auf der linken Thalseite, wo 1761 eine neue Kirche erbaut worden ist. Das alte Gotteshaus steht auf dem rechten Ufer, zu welchem eine steinerne Brücke hinüber führt. Diese ehemals dem hl. Cassian geweihte Kirche ist im XV. Jahrhundert wiederhergestellt und zu Anfang der

sechsziger Jahre durch einen abermaligen Umbau ihres mittelalterlichen Charakters beraubt worden.

Zwei Burgen sollen bei Vicosoprano gestanden haben; Castellaut oder Castelsur und Castellsott. Die Erste, über S. Cassiano gelegen, wird für den Stammsitz der Prevosti ausgegeben, die sich für Abkömmlinge der römischen Fabier gehalten wissen wollten. Die Bezeichnung Castellaut ist nicht mehr bekannt, die Burgstelle, ein Felskopf mit etwas Gemäuer darauf, wird heute Castellatsch geheißen. Die zweite Ruine, deren Röder und v. Tscharner gedenken, scheint überhaupt nicht existirt zu haben; Sott Castell ist einfach ein Flurname, den ein unterhalb Castellatsch gelegenes Wiesland führt.

Weiterem Fahnden nach diesen zweifelhaften Posten steckte der Umschlag des Wetters ein Ziel; es hatte mir schon bei der Porta das Spiel verdorben. Im Dorfe selber drängte sich dafür ein merkwürdiges Thema auf. Noch ist bekanntlich die Quadratur des Kreises ein ungelöstes Problem; der Schlüssel zur umgekehrten Formel sollte sich in Vicosoprano finden. In dem sonst vorzüglichen Büchlein Lechner's über das Bergell steht Seite 106 zu lesen: „in Vicosoprano steht der Senwele-Thurm, d. h. jetzt umgebaut und viereckig gemacht." Auf so was war ich gespannt und darum zuvörderst auf der Suche nach einem viereckigen Thurme begriffen. Ein solcher wurde auch bald gezeigt. Er ist wenig abseits von der Gasse gelegen, die nach Borgonuovo führt, wird schlechtweg «la Torr» genannt und für einen ehemaligen Sitz der Salis ausgegeben. Seine Höhe mißt volle 21 Meter, früher sollte er noch ein weiteres Stockwerk getragen haben. Man hat es 1821 geschleift und hiebei auch die Einrichtung des Inneren samt allen Fenstern verändert.

War nun aber, so mußte ich mich Angesichts dieses Bestandes fragen, wirklich so radical gehandelt worden, daß aus dem Kreis ein Viereck entstand? Kein Anzeichen sprach dafür, wohl aber

sollte der „senwele“ d. h. der wirklich runde Thurm ganz wohl erhalten sich zeigen; Lechner hat eben einfach zwei Bauten verwechselt.

Schon vor der Ankunft in Vicosoprano hatte ich von dem Rathhause mit dem Folterraume und seinen unheimlichen Kerkergelassen gehört. Der bescheidene Bau, welcher der Kirche gegenüber am Hauptplatze liegt, ist von Alters her der politische Mittelpunkt des Thales gewesen. Hier in der «Curia vallis Brægaliæ» fand sich jeweilen am Neujahrstage eine Abordnung von Wahlmännern ein. Man zeichnete einen Kreis auf den Tisch, schüttelte zwei ungleiche Haselnußstäbchen in einem Hute und warf sie auf den Kreis. Derjenige, dessen Stäbchen im Zirkel lag, ward Podestà, lagen aber beide drinnen oder außerhalb des Kreises, so wurde das Verfahren wiederholt[1]).

An der Außenseite des Rathhauses ist der Pranger erhalten. Der Delinquent mußte sich auf einen Findling stellen, dann wurde er in das Halseisen geschlossen, das an einer Kette hängt. Über dem Lästersteine war unter dem Dach das Armensünderglöcklein angebracht. Die jetzige Gestalt des Rathhauses rührt von einem 1584 unternommenen Umbau her. Den vorderen Theil des Erdgeschosses nimmt als Remise eine gewölbte Halle ein. Unter der Treppe, die zum ersten Stocke führt, ist eine kleine, licht- und luftlose Gefängnißzelle ausgespart. Der Sitzungssaal hat ein einfaches, aber kräftig gegliedertes Täfer- und Deckenwerk, die übrigen Räume sind dürftig ausgeausgestattet.

Nun aber zur Hauptsache und diese ist die Bekanntschaft mit dem „Senwelen-Thurme“ gewesen. Er ist in das Rathhaus eingebaut und springt aus der Rückseite in vollem Dreiviertelkreise vor. Campell meldet, daß er zuerst den Torriani und nachher den Castelmur gehörte[2]). In der That tritt urkundlich ein

---

[1]) Lechner. 64.

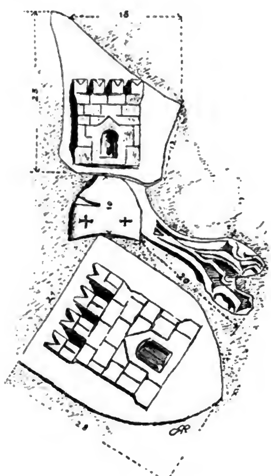
[2]) Lechner. S. 34, Note.

Perlin von Castelmur auf, der 1314 mit dem kleinen Zolle von Vicosoprano auch die «turris rottunda» übernahm und dieselbe bewohnte[1]). Indessen hebt Juvalta in seinen — ich möchte fast sagen fürchterlichen, aber doch für den Geschichtsschreiber Bündens unentbehrlichen „Forschungen über die Feudalzeit im curischen Rätien[2])“ hervor, daß feste Thürme auch in Dörfern sich finden, womit freilich nicht gesagt sei, daß jeder feste Ort einem ritterlichen Geschlechte seinen Namen gegeben habe, denn auch zu Meierhöfen hätten Thürme gehört. So ist gewiß auch der „Senwelen-Thurm“ nur ein Wahrzeichen der landesherrlichen Statthalterschaft über Bergell gewesen, denn zur ritterlichen Behausung würde dieser Bau von knapp fünf Meter innnerem Durchmesser doch kaum sich geeignet haben. Nicht in dem Thurme, der nur als Gefängniß und Reduit diente, sondern neben demselben mußte der Sitz des Statthalters gelegen haben.

1314 ist die erste mir bekannte Erwähnung des Thurmes datirt und nicht vor dem XIII. Jahrhundert dürfte derselbe erbaut worden sein. Die ursprüngliche Theilung, welche durch Balkendielen geschah, bestand aus dem Erdgeschoß und vier folgenden Stockwerken. Eine Kuppel schließt das oberste ab. Zur Beleuchtung dienen viereckige Scharten, die sich nach innen erweitern. Es ist anzunehmen, daß ehedem ein größerer Theil des Thurmes frei gestanden habe, denn durch den Umbau des Rathauses wurden mehrere Scharten in der südöstlichen Peripherie verdeckt. Vom zweiten Stocke des Hauses ist der jetzige Zugang geöffnet. Zwei andere Thüren im unteren und dem obern Geschoße sind vermauert. Wann die theilweise Umwandelung des Rathhauses erfolgte, ist unbekannt, vielleicht erst 1584. Aus derselben Zeit dürfte der jetzige Ausbau des Thurmes zu datieren sein, der darin bestand, daß man den Fuß mit Bauschutt füllte

[1]) v. Mohr, Cod. Dipl. II., p. 237.
[2]) II. S. 180.

und das folgende erste Geschoß in drei gegenseitig durch Mauern gesonderte Kerker theilte, welche mit Gewölben bedeckt und bloß durch die in diesen angebrachten Öffnungen zugänglich sind. Man steigt auf einer Leiter in diese Löcher hinab, in denen Alles darauf angelegt war, den Aufenthalt so scheußlich wie möglich zu machen. So hat man eine größere Lucke, die sich aus einem der Gelasse öffnete in wahrhaft raffinirter Weise auf ein Licht- und Luftloch kleinsten Kalibers verengt. Das folgende Geschoß, das auf gleichem Plane mit dem zweiten Stock des Rathhauses liegt, hat als Folterkammer gedient. Noch sieht man den Wellbaum und einen Haken an dem hohen Balkenkreuze, die beide als Vorrichtungen für die „Strecke" dienten. Aus diesem unheimlichen Gemächte geht man gerne wieder anderen Dingen nach.



In der Casa Martini findet sich ein kleines Zimmer mit hübscher Holzarchitektur, welches das Datum 1617 trägt. Bemerkenswerther muß der Albergo Prevosti gewesen sein. Er gehörte den Castelmur, die vielleicht dieses Haus erbaut haben, als sie um die Mitte des XV. Jahrhunderts endgültig aus dem Stammschlosse zogen und nunmehr ihren Sitz nach Vicosoprano verlegten [1]. 1886 fand ein Umbau des Hauses statt, wobei als einzige Erinnerung an den früheren Bestand, das

[1]) Lechner. 37.

Castelmur'sche Wappen gerettet wurde, das jetzt in der Wirthsstube zu ebener Erde eingemauert ist. Spitzschild und Topfhelm dürften als Merkmale eines höheren Alters angesprochen werden; allein man weiß, daß die bündnerischen Heraldiker durchaus nicht immer der Mode folgten, und die faltige Helmdecke stimmt auch noch mit der Auffassung des XV. Jahrhunderts überein.[1]) Dieses steinerne Relief war ehedem über einer dreitheiligen Gruppe von viereckigen Fenstern angebracht, unter der sich am Ende der Façade die rundbogige Hausthüre befand. An ein zweites Geschlecht, das zu den Vornehmsten des Landes zählte, erinnert ein Findling, der vor der Nordostecke der nahen Kirche liegt. Er ist mit dem großen, vertieft gemeißelten Spitzschild der Prevosti geschmückt. Minder ruhmvolles Gedächtniß erwecken die Galgensäulen, die gegen Borgonuovo zu stehen und die in entgegengesetzter Richtung etwa ein Kilometer oberhalb des Dorfes gelegene Ruine eines Hauses, das den Namen Motta führt, und von welchem die Sage meldet, daß sein Inhaber ein wegelagernder Priester gewesen sei.

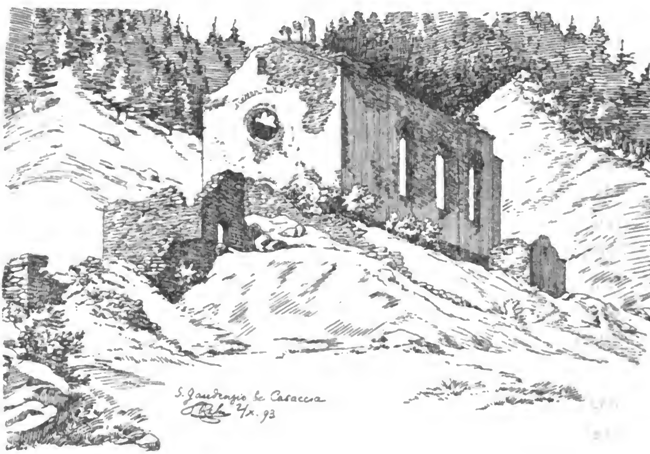
Casaccia ist das oberste Thaldorf, das unmittelbar am Fuß der Maloja liegt. Gewölk und Regen hatte sich verzogen, als ich, von der Postfahrt noch immer frostig gestimmt, meine Recognoscirung unternahm. An der Halde über dem Dorfe steht ein schwanker Mauerpfeiler, der den generellen Namen Turraccia führt. Er rührt von einem Thurme her, der vor Zeiten den Abstieg vom Septimer bewachte. Aber nur ein Winkel hat sich gehalten, an dem man den Ansatz einer hoch gelegenen Pforte erkennt.

Ein Fußpfad führt von da zur Gaudentiuskirche hinüber, die unfern östlich unter dem ersten Bogen der Berg-

---

[1]) Die Möglichkeit ist freilich nicht ausgeschlossen, daß dieses Steinrelief von einem älteren Gebäude, etwa von Castelmur, an seinen nachmaligen Standort versetzt worden sei.

straße liegt. Diese weiland berühmte Wallfahrtskirche hatte noch im vorigen Jahrhundert unter Dach gestanden[1]), jetzt schaut der Tag auf Gebüsch und Dornen herab, die im Schiff und Chore wuchern. Die Sage feiert S. Gaudentius als den Apostel des Bergells. Die Zeit seines Martyriums ist unbekannt; man



nimmt an, daß er es unter Maximian erlitten habe. Heiden sollen ihn bei Vicosoprano mit der Axt enthauptet haben. Darauf nahm der Todte seinen Kopf, trug ihn bis Casaccia, wo er sich niederlegte und dann von einigen getreuen Christen begraben wurde. Auf seiner Ruhestätte erhob sich eine Kirche, deren bereits eine Bulle Gregor's V von 998 als ecclesia S. Gaudentii ad pedem Septimi gedenkt. Sie wird in dieser Urkunde unter den Besitzthümern von Pfävers genannt. Indulgenzen machten sie als

[1]) Lechner. 45.

Wallfahrtsort berühmt und reich. Jährlich wurde eine Hand des Gaudenzbildes in Bünden herumgesandt, damit, wer wolle, zum Handkuß gelangen möge. Mit der Kirche war ein Spital verbunden, und die Prozessionen zum Leichname des Heiligen trugen die Mittel zum Unterhalte eines eigenen Geistlichen ein. Ohne Zweifel ist es diesem Rufe als Wallfahrtsort zuzuschreiben, daß zweimal binnen anderthalb Jahrhunderten ein Neubau der Kirche unternommen werden mußte. Die Consecration des ersten wurde 1359 durch den Weihbischof von Chur vollzogen; über die zweite Unternehmung berichtet das Rechnungsbuch des bischöflichen Fiskals von Chur. 1514 wurde die Erlaubnis zu einer Translation und dem Abbruche alter Mauern gewährt und sodann zum Behufe eines neuen Thurmbaues fünf Jahre später wiederholt. Damals ist die noch bestehende Kirche errichtet worden, in welcher Wandgemälde das Martyrium des Heiligen schilderten.

Die Herrlichkeit des Gotteshauses ging im Jahre 1551 mit einer wüsten Scene unter. Ihr Anstifter ist Peter Paul Vergerius gewesen, der noch als päpstlicher Legat mit Luther bekannt geworden war. Dann wurde er zum Bischof von Capo d'Istria ernannt, verfiel aber in Zweifel und schließlich den Verfolgungen der Inquisition, denen er sich durch die Flucht ins Veltlin entzog. 1549 in Basel weilend, wurde er als Prediger nach Ober-Porta berufen, wo er alsobald mit Feuereifer das Reformationswerk begann. Schon 1533 hatten es die Protestanten auf die Zerstörung des Gaudentius-Cultus abgesehen. Für einmal konnte der Sturm beschwichtigt werden, dann aber brach er mit vollem Ungestüme los. „Zur Ausführung seines Vorhabens hatte Vergerius die Nacht vor Christi Himmelfahrt gewählt, in welcher alljährlich große Pilgerschaaren sich einzufinden pflegten. Mit einigen verwegenen Gesellen aus Casaccia drang er durch ein gewaltsam geöffnetes Fenster in die Kirche ein; das Reliquiar, welches die Gebeine des Patronen enthielt, wurde erbrochen, die

die Reliquien warf man in die Maira; dann gieng die Verwüstung der Kirche los. Alle Kostbarkeiten wurden geraubt, die Cruzifixe von der Wand und von den Altären heruntergerissen und in bübischer Weise verunehrt, die Statuen und Bilder der Heiligen verstümmelt und zertrümmert. Auch stachen die Bilderstürmer, wohl um ihre Gesinnung der katholischen Familie Salis gegenüber an den Tag zu legen, dem als Stifter eines Altarbildes unterhalb desselben gemalten Ritter Dietegen v. Salis († 1531) die Augen aus."[1]) Dieser Feldzug wäre seinem Führer fast übel bekommen. In einem Schreiben desselben Jahres läßt sich Vergerius unwirsch über einige Mächtige aus, deren Zorn ihm fast das Leben gekostet hätte, aus keinem anderen Grunde, als weil er «il cadaver Gaudenziano» zur Ehre Gottes aus der Kirche hinausgeworfen, die Statuen zertrümmert und die Messe abgeschafft habe.[2]) Im Übrigen scheinen sich des Vergerius Heldenthaten auf die Plünderung des Gotteshauses und die Zerstörung seiner Reliquien und Bilder beschränkt zu haben, denn das Gotteshaus, bei dem der Friedhof lag, hat bis ins XVIII. Jahrhundert zu den Leichenfeierlichkeiten gedient.

Die Gaudentiuskirche von Casaccia ist dem Maloja-Reisenden wohl bekannt, denn wie ein Wahrzeichen baut sie sich auf einem Rasenhügel dem Paßfuße vor. Der Hintergrund ist Tannenwald, von dem sich das helle dachlose Gemäuer weithin sichtbar abhebt. Der Thurm, von dem die Rede war, scheint nicht zum Ausbau gekommen zu sein. Neben dem Chore springt als kleiner Anbau die ehemalige Sakristei nach Süden vor. Mehrere Bauten waren etwas tiefer vor der Westseite gelegen. Hier mögen Hospiz und Pfarrhaus gestanden haben. Eilfertige Skizzen, die ich 1872 und sechs Jahre später entwarf, haben mich abermals

---

[1]) v. Salis. S. 44. Näheres S. 342.

[2]) l. c. S. 46.

über den Werth des Zeichnens belehrt. Wie knapp die Zeit dazu bemessen ist, man sollte die Gelegenheit niemals versäumen, den Befund einer Ruine mit wenigen Strichen anzuzeigen. Von jenen westlichen Bauten, hatte damals noch weit mehr bestanden und von der Vorhalle, die sich der ganzen Westbreite der Kirche anschloß, war soviel erhalten, daß ihre Reconstruction sich wohl hätte bewerkstelligen lassen. Jetzt sind nur noch einzelne Mauerreste aufrecht geblieben und der weite Rundbogen, der sich noch im Jahre 1878 über der südlichen Schmalseite wölbte, ist bis auf einen Ansatz neben der Kirche eingestürzt. Diese Vorhalle war in drei Jochen mit rundbogigen Kreuzgewölben bedeckt. Der Eingang zur Kirche ist ein spitzbogiges Portal, mit Kehlen und Wulsten gegliedert, die sich reich verschränkt zum Scheitel wölben. Darüber ist im Giebel ein kreisrundes Fenster mit achttheiligem Maaßwerke ausgesetzt. Auf der südlichen Giebelhälfte haben sich die Reste eines zweibogigen steinernen Glockenstuhles gehalten. Die Kirche reiht sich der spätgothischen Baugruppe an, die in Bünden durch so viele schmuckvolle Denkmäler vertreten ist. Es ist zweifellos, daß hier ein deutscher Werkmeister thätig war. Auch in Poschiavo hat ein solcher, der in Graubünden wohl bekannte Andres Büchler, die Stiftskirche gebaut. Die Gaudentiuskirche weist stattliche Dimensionen auf — 26½ Meter innerer Länge. Nach landesüblicher Weise waren das Schiff und der dreiseitig geschlossene Chor mit reichen Gewölben bedeckt. Das Langhaus bildete einen ungetheilten Raum. Die Strebepfeiler sind hier nach Innen gezogen, wobei hochschwebende Consolen an den Fronten derselben die Rippen trugen. Im Chore wuchsen sie aus schlanken Dreiviertelssäulen heraus, wobei es auffällt, daß mehrere Trommeln derselben aus einem schönem weißen Marmor gearbeitet sind. An der südlichen Schrägseite springt nach Innen, etwa zwei Meter über dem Boden, ein breites Gelaß von Steinplatten vor. Es

wird von halbrunden Consolen getragen und war mit einem sorgfältig gearbeiteten Gesimse bekrönt. Dieses Behältniß steht jetzt offen und es ist wohl anzunehmen, daß hier die Reliquien des heiligen Gaudentius gelegen hatten.

Auch diesmal hatte das Glück nicht Stand gehalten. Zwei Skizzen und die Einträge waren knapp geborgen, als der feuchte Segen wieder kam. Zum dritten Male bin ich nun allbereits zu diesem Gnadenorte gewandelt und trotzdem war mir die Gunst zu einer Planaufnahme des Ganzen noch nie vergönnt. Ein wahres Sudelwetter hatte sich eingestellt. Was blieb nun übrig, als sich in Geduld zu fassen und dem bösen Spiel mit nützlicher Zerstreuung zu begegnen.

Am folgenden Morgen, man zählte den 3. Oktober, sah es noch interessanter aus. Mit dichten Wolken trieb das Schneegestöber in's Thal, daß Dach und Flur in weißer Hülle starrten, und die Schafheerden mit kläglichem Blöcken unter Fach und Rasen flohen. Schließlich aber mochte gerade dieser Umschlag als ein gutes Zeichen gedeutet werden und wirklich, kaum hatte mein Postwagen die Höhe der Maloja erreicht, da brach die Sonne durch die Wolken hindurch, daß sie ballig und flackernd zum Äther stiegen und die Strahlen eine blendende Pracht beschienen, in welcher die Seen mit magischer Bläue wogten. Die folgende Julierfahrt wird unvergeßlich bleiben. Berg und Thal waren in Schnee gekleidet, auf dem das Abendgold mit azurnen Schatten spielte. Als wir die Paßhöhe erreichten, war die Sonne untergegangen. Man sah noch die Juliersäulen, dunkle Körper, welche die Straße wiesen und sich scharf gegen die kalten Zacken und die Gluth des Abendhimmels absetzten.

Auch nächtliche Fahrten bieten ihre Reize dar. Das Auge, welches so viel schöne und wechselnde Bilder sah, will noch nicht ruhen. Das Zwielicht läßt alle Formen gigantisch erscheinen; wir glauben die seltsamsten Dinge zu sehen und wähnen auch viel

näher am Ziele zu sein, bis etwa die Leuchte, die aus einer Pforte oder den Fenstern eines Stübleins blendet, uns über die Täuschung belehrt. Dann geht es weiter; das trauliche Geklingel, das Stampfen der Hufe, ein gleichmäßiges Rollen und Schieben durch das Dunkel wiegt den Geist in's Träumen ein.

Sonderliche Ideen drängten sich diesmal auf. Wo der Nebel an der linken Thalwand strich, da malte mir die Einbildung eine Felsenklause vor. Wie hoch mag dieselbe über dem Thale liegen; wie mögen die Pfade beschaffen sein, die an dem schwindligen Hang zum Ziele führen; was könnte dort oben das Klettern lohnen? Ein trotziges Felsennest, das einst eine Raubburg war, eine Kluft dahinter, noch höher auf dem Absturz eine Kapelle und das Haus des Burgpfaffen dabei. Immer schärfer und näher stellte mir die Phantasie dieses begehrenswerthe Ziel vor Augen, und wirklich, ich hatte ja schon einmal ganz nahe dabei gestanden und es doch nicht gewagt, den Fuß auf die Bänder zu setzen, welche dasselbe von dem sicheren Standort des Zeichners trennten. Jetzt aber war es ausgemacht, daß das Glück erprobt und Marmels, die schönste Grottenburg im Schweizerlande, genommen werden müsse.

Am folgenden Morgen stand ein handfester Bündner bereit, der die Führung übernehmen wollte.

Oberhalb Mühlen biegt die Straße in weitem Bogen um eine Mulde, die auf drei Seiten von Anhöhen begrenzt und nur westlich, gegen den tiefgebetteten Julier- oder Oberhalbsteiner-Rhein geöffnet ist. Der nördliche, also thalabwärts gelegene Schluß der Mulde wird durch einen Wall gebildet, aus dem sich drei waldige Kuppen erheben. Am Nordfuß derselben fließt der Flixerbach zum Rhein hinab. Auf der mittleren Erhebung, welche die längste ist, steht ein dachloser Thurm. Er wird S p l ü d a t s c h — Spludatsch oder Plitasch genannt. Vielleicht hat hier ein ritterliches Geschlecht gehaust. Ein Wernher de

Pludasches tritt 1160 als Zeuge in einer curischen Schenkungsurkunde auf. Er ist der einzige bekannte Träger dieses Namens, und die Frage bleibt somit offen, ob hier sein Sitz gestanden habe.

In jedem Falle ist Splüdatsch ein guter Posten gewesen. Die jetzige Straße ist neu, der alte Saumweg stieg über dem Rhein von der südlichen Halde in die Mulde hinab, um alsdann am Südwestfuß von Splüdatsch mit einer Brücke über den Fluß zu setzen. Mag nun der Thurm bloß Warte oder Theil eines Schlosses gewesen sein, seine Lage war so gewählt, daß er den Übergang beherrschte und in Verbindung mit einem einfachen Außenwerk auch vollständig zu schließen vermochte, denn eine Umgehung war durch den Einfluß des Flixerbaches unter der Nordwestflanke des Burghügels erschwert.

Der viereckige Thurm ist einschließlich des Erdgeschosses vier Stockwerke hoch. Der Eingang ist an der Westwand des Ersten gelegen. Unter der Schwelle springen drei Balken vor, welche die Plattform der Freitreppe trugen. Das Innere war wohnlich eingerichtet; es finden sich die Reste eines Kamines, von Fenstersitzen vor, und die Deckenbalken, die theilweise noch in halber Länge erhalten sind, bezeugen, daß vor nicht gar langer Zeit noch gehaust worden ist. Spuren anderweitiger Baulichkeiten sind auf zwei Stellen zu sehen: ein Mauerrest an der Südostecke des Plateaus, der auf eine vollständige Umwallung desselben schließen läßt und der Ansatz einer Traverse, welche von der Südostecke des Thurmes in die Mulde hinunterstieg und vielleicht ihre rechtwinkelige Fortsetzung nach dem Flusse fand, so daß dieser Mauerschenkel mit dem Burghügel zur Rechten, den Abstieg des Saumpfades nach der Brücke beherrschte.

Diese Beobachtungen über Splüdatsch hatte ich schon zwei Jahre früher gesammelt und bei diesem Anlasse auch einen Vorstoß auf M a r m e l s gemacht. Damals war ich zufrieden,


Marmels
4/X.93

am Fuß der Felsen zu zeichnen. Freund Jecklin aber war mittlererweile hinaufgeklettert und er brachte die Kunde von einem begehrenswerthen Ziele herab.

Urkundlich kommt 1160 zum ersten Male ein castrum de Marmorea vor, das damals mit den Besitzungen des Hauses Tarasp an das Bisthum von Chur gelangte.[1]) Eine Handänderung hat die Herrschaft Marmels in der Folge nicht mehr erlitten, weil die Familie den Ausgang des Mittelalters überlebte.[2]) Sie theilte sich nach der Verschiedenheit des Wappens in die Seitenlinien der Weißen und Schwarzen Marmels ab. Die spätere Geschichte hat den Namen dieses Hauses mit Ehren verzeichnet. Neben Conrad, der 1499 den Heldentod auf der Calverhaide starb, hatte auch Hans v. Marmels mit Auszeichnung gefochten, er hat sich tapfer an der Luziensteig gehalten und 1531 in dem Sturm vor Morbegno das Leben gelassen. Rudolf v. Marmels, Herr zu Räzüns und Haldenstein, ist Bürgermeister von Chur und der zweite Landeshauptmann im Veltlin gewesen, er hat für einen ebenso klugen Geschäftsmann, wie tapfer im Kriege gegolten.[3])

Vor Zeiten aber sind auch die Marmels eine wilde Sippe gewesen. Als im Jahre 1193 — heißt es in der Translatio S. Bernwardi — der Kardinal-Legat Cincius mit dem Abte Dietrich von S. Michael zu Hildesheim und anderen über den Septimer nach Italien zurückkehren wollten, wurden sie, angeblich auf Grund eines Sperrmandates Heinrichs VI. von dem Ritter Andreas aufgehoben und nach Marmels geschleppt. Man beraubte sie ihrer Habseligkeiten, insbesondere der Briefschaften und behielt den Legaten selbst gefangen. Die übrigen flohen zu Fuß nach Chur zurück, denn selbst die Pferde hatten sie verloren. Es

---

[1]) v. Mohr Cod. Dipl. I. S. 189.

[2]) v. Juwalta, Forschungen II. 196.

[3]) Nach Leu, Lexikon und Kraneck S. 39.

war vergebens, daß der Bischof den Räuber in Bann erklärte, erst als ein præpotens quidam, Rothulfus nomine ex eodem provincia dem Marmels sein Nest über den Haufen zu werfen drohte, sah sich dieser veranlaßt, den Fang herauszugeben.[1]) Jener Rudolf wird bald für einen Planta, bald für einen Vatz gehalten, wahrscheinlich aber ist er ein Castelmur gewesen, weil diesem Hause und den Bergellern die Hut des Septimers am nächsten lag.[2]) Hundertsiebenundvierzig Jahre später, 1340, wurde, wie Kraneck[3]) meldet, die Burg um ähnlicher Ursachen willen durch den Bischof Ulrich von Chur belagert, bis Andreas v. Marmels versprach, seine Räubereien künftig einstellen zu wollen, aber schon 1358 ist wiederum von solchen die Rede, welche die Marmels gegen den bischöflichen Lehensherrn unternommen hatten.[4])

Der Gedanke an solche Streiche drängt sich beim Anblick des Schlosses unwillkürlich auf, denn der Charakter des Raubnestes steht ihm auf der Stirne geschrieben. Oberhalb Splüdatsch lenkt die Julierstraße in eine flache Thalmulde ein, an deren Südende das Dörfchen Marmorera liegt. Zur Rechten steigt ein grüner Hang gegen die Felswand an, die hoch oben eine mächtige Wölbung bildet. Aus dieser schauen weithin sichtbar die Trümmer von Marmels herab. Nichts Trotzigeres läßt sich denken, als dieser Horst, der den Vorüberziehenden unwiderstehlich lockt, die Höhe zu erklimmen und den Geheimnissen nachzuspüren, welche Balm und Mauern bergen.

Ich hatte mir den Aufstieg schwieriger gedacht, als er thatsächlich ist. Immerhin war es gut, einen Führer zu haben, und

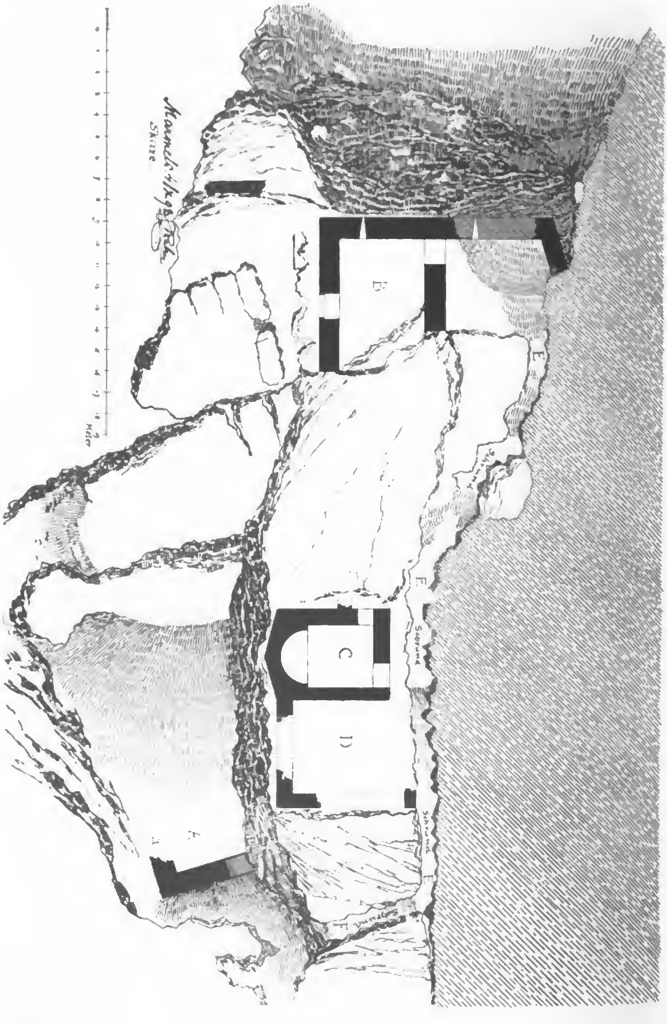
---

[1]) Die betreffende Stelle ist abgedruckt im Jahrbuch für Schweizergeschichte. Bd. XV. p. 93. u. f.

[2]) v. Salis, S. 21. Lechner, S. 31. Kraneck, S. 39. Öhlmann, Jahrbuch für Schweizergeschichte IV. 200.

[3]) a. a. O.

[4]) 21. Jahrbuch für Schweizergeschichte XV. 137, v. Mohr, Cod. dipl. III. S. 109 uf.


C
D
E
F

der Besitzer eines am Fuße des Burgfelsens gelegenen Anwesens wurde ebenfalls willkommen geheißen; denn er kletterte wie eine Katze auf den Felsen und Mauern herum.

Von der Halde, die wir zuerst erstiegen, geht es wieder in eine Runse hinab und von dieser führt nun der Pfad zu dem Felsenneste empor, ein steiler Aufstieg über Felsenstaffeln, die sich zuweilen auf schmale Bänder verringern. Hat man eine gewisse Höhe erreicht, so legt sich dem Wege eine Traverse vor. Vermuthlich ist dieses Vorwerk A ein Thorhaus gewesen, das sich an die Felswand lehnt. Balkenlöcher an der Innenseite deuten auf eine zweigeschossige Theilung hin. Die Nordfronte, welche wir vor uns haben, ist immer noch viereinhalb Meter hoch und es hat sich zuoberst ein viereckiges Fenster erhalten, aus welchem der Aufstieg bewacht und vertheidigt werden konnte. Für den Gegner ist derselbe ein Todesgang gewesen, denn die Pforte, die er passiren mußte, war nicht an dieser Stirnfronte, sondern an der Flanke bei a gelegen. Von jener Lucke konnte der Feind mit sicheren Schüssen empfangen, beim Thore aber mit Wurf oder Stoß über die Felswand hinuntergeschleudert werden.

Nun wird die Felsbank breiter, aber gefährlich war es gleichwohl, sie zu nehmen. Auf der Höhe konnte der Vertheidiger in der Fronte des Gegners eine gedeckte Aufstellung nehmen; links fällt der Felsen lothrecht ab und zur Rechten beherrscht ihn in ganzer Länge eine zweite Staffel, über der sich der Fels in majestätischem Halbbogen wölbt. Ist nun die Höhe erreicht, so führt der Weg in drei Absätzen auf einen mäßig großen Plan hinab, der sich dem ersten Theile der Burg, dem ehemaligen Wohnhause B vorlegt.

Das Bild, welches hier sich zeigt, ist über die Maaßen gewaltig. Links schweift der Blick auf die Tannenwipfel hinab, gegenüber steigt die Felsbank zu der Höhe an, von welcher die Kapelle herunterschaut und diesen wildphantastischen Aufbau um=

rahmt das Riesengewölbe, das sich vom gähnenden Dunkel zum grünen Dämmerscheine des schwindlig hohen Bogens spannt. Und immer noch höher steigt die Felswand empor, bis zu den Wettertannen, über denen etwa ein Vogel treibt.

Was will solchen Scenerien gegenüber das Werk von Menschenhand bedeuten. Und doch, die wetterbraunen Mauern mit ihren Spählucken und Pforten, durch welche die geheimnisvolle Tiefe schaut, der romantische Zauber, der über dem Ganzen waltet, alles das fordert unwiderstehlich zum Klettern und Suchen heraus.

Halten wir aber zuvörderst die allgemeinen Züge fest. Die Anlage besteht aus mehreren Bauten, die sich auf der von Süd nach Norden ansteigenden Felsbank über einander thürmen. Vor uns steht das Hauptgebäude B, welches der Wohnsitz des Burgherren war und rechts davon, etwa zwölf Meter entfernt, die Kapelle C, welche der Volksmund als „Heidenkirche" — chiesa de' pagani — bezeichnet. Ihr Standort ist der höchste, von dem sich die Staffel nur noch ein Stück weit nordwärts erstreckt, um alsdann lothrecht abzufallen. Hier sind neben der Kapelle die Trümmer eines kleinen Anbaues D erhalten, der etwa die Wohnung des Burgpfaffen war, vielleicht aber auch als letztes Reduit diente. Zwischen der Kapelle und dem Wohnhause ist die Felsbank unbebaut, doch ist an der Südseite der Ersteren ein Maueransatz wahrzunehmen, welcher darauf deutet, daß auch dieser Zwischenraum mit einem Hause oder auch nur mit einem zwingerartigen Hofe besetzt gewesen sein möchte. Weitere Anzeichen davon sind nicht mehr vorhanden, weil der wachsende Fels der Baugrund war, und somit kein Fundament gegraben werden mußte, mit dessen Hülfe sich das Bild der früheren Anlage ergänzen ließe. Dieser von der Kapelle absteigende Zwischenbau war so hoch gelegen, daß sein Fuß beinahe an das Dachauflager des Wohnhauses reicht.

Wie mag nun aber die Verbindung zwischen den verschiedenen Bauten beschaffen gewesen sein? Es können dieselben zwei Wege vermittelt haben: Treppen zunächst, die in dem Wohnhause auf die Höhe der Felsbank führten und sodann ein Pfad, welchen die Natur geschaffen hatte.

In seiner ganzen Länge ist nämlich diese Burgstaffel von der Hinterwand der Höhle durch einen Schrund E getrennt, dessen größte Breite ein Meter beträgt. Die Tiefe ist unergründet, denn sie hat sich im Laufe der Zeit mit Schutt gefüllt, der theils aus Bautrümmern, theils aus dem abgefallenen Gestein der Höhle besteht. Von dem Nordfuße des Wohnhauses steigt dieser Schrund bis zur Kapelle steil empor; dann geht es wieder bergab, etwa 9 Meter über die Kapelle hinaus, wo der gerade Lauf sich auf eine Spalte verengt, während ein breiterer, stumpfwinkelig nach Nordosten absteigender Schenkel in eine unterhalb des Vorwerkes A befindliche Runse F mündet, durch welche ein Wasserlauf heruntersickert. In dem Schrunde E steigt man heute vom Wohnhaus zur Kapelle hinauf und gewiß hat er von jeher zu diesem Zwecke gedient. Der Burg kam aber dieses Couloir noch aus einem besonderen Grunde zu Statten, indem es als Schleichweg, der leicht vertheidigt werden konnte, eine gedeckte Verbindung mit der am Fuße des Vorwerkes befindlichen Wasserrunse F gestattete. War somit für hinlänglichen Proviant gesorgt, so mochte die Besatzung getrost dem Feinde trotzen. Das Felsennest war vollkommen sicher gestellt.

Und ganz so hellen Muthes waren meine Mannen und ich gestimmt, als wir auf dem sonnigen Rasen vor dem Wohnhause Mittag machten. Im Angesicht einer herrlichen Weite, hoch über den Tannen und Wiesen wurde ein Imbis gekostet, wie ihn weiland auch die Burgherren genossen haben mochten. Wie schmeckte die eiserne Ration des Bündners, das „Bindenfleisch" zu dem kühlen Veltliner; so befriedigt habe ich selten getafelt.

Nun konnte die Arbeit mit frischen Kräften wieder aufgenommen werden.

Grottenburgen kommen in der Schweiz nicht selten vor. Eine der größten ist Balm bei Solothurn, und Wichenstein bei Oberriet im St. Gallischen Rheinthal noch im vorigen Jahrhundert bewohnt gewesen. Insbesondere hat Bünden dergleichen aufzuweisen: Fracstein in der Prätigauer-Clus, das wie Marmels eine Kapelle besaß und Kropfenstein bei Waltensburg. Sichere Anzeichen deuten darauf hin, daß alle drei als ständige Wohnsitze dienten, wogegen andere Grottenburgen gewiß nur Zufluchtsstätten waren, die in Kriegszeiten die Angehörigen benachbarter Burgherren und ihr Kostbarstes bargen. So ist Grottenstein ohne Zweifel ein Refugium für die Insaßen des benachtbarten Haldenstein, und Rappenstein bei Unter-Vatz die Zufluchtsstätte der Thummen auf der nahen Neuburg gewesen. Mehrere solcher Anlagen sind auch im Tessin zu finden: eine kleine Grottenburg bei Mendrisio und die sogenannten Heidenhäuser im Bleniothale. Mir sind nur die von Malvaglia und Dongio bekannt: dort ein Haus, das sich mit einem halben Tonnengewölbe der Felswand anschloß, während die größere Anlage von Dongio ihre Bedachung durch die vorkragende Balm erhält. So schwindlig hoch ist das Heidenhaus von Malvaglia gelegen, daß seit Menschengedenken nur Einer dieses Refugium zu erklimmen wagte, aber auch die Annäherung an die Grottenburg von Dongio setzt ausgesprochen schwindelfreies Bekenntnis voraus. Ohne Zweifel sind einzelne dieses Balmen von jeher nur mit Hülfe von Leitern oder Seilen zugänglich gewesen und dies weist, zusammen gehalten mit ihrer gegenseitigen Lage, denn auch auf die muthmaßliche Bestimmung dieser Anlagen hin; sie sind nicht als Wohnsitze, sondern, gleich den römischen speculæ, als Wacht- und Meldeposten zur Deckung der Paßstraße errichtet worden.

Allein auch große Grottenburgen sind keine Stätten des

frohen Lebensgenusses gewesen. Als ich Marmels zum ersten Male, Ende September 1891 besichtigte, hatte die Felswand schon drei Uhr Nachmittags im Schatten gestanden. Man stelle sich vor, was das Dasein in diesen Höhlen zur Winterszeit zu bedeuten hatte, wenn die Nässe an den Felswänden zur Eismasse und der Abstieg auf den Bändern ein Unternehmen auf Leben und Tod geworden war.

Wer die letzten Bewohner von Marmels waren, ist unbekannt, es scheint auch nicht, daß Menschenhände die Burg zerstörten. Im Wohnhause sind Balkenlagen so frisch erhalten, daß sie jetzt noch Fach und Boden zu tragen vermochten. Man weiß, wie manche Veste seit dem XVI. Jahrhundert von ihren Besitzern verlassen worden ist, weil diese das städtische Leben oder die heitere Existenz auf dem Landsitze dem düsteren Dasein in der ohnehin wehrlos gewordenen Stammburg vorzuziehen begannen. So mag auch Marmels seine Hüter verloren haben, welche das Haus der langsam aber nachhaltig zerstörenden Naturgewalt überließen. Die Dächer zerfielen, die Wände stürzten, Böden und Treppen faulten ab. Was von Läden und Pforten nutzbar blieb, mag aus der Nähe geholt oder von allerhand zweifelhaftem Volk zum Lagerfeuer benutzt worden sein. Jetzt gähnt da droben eine Öde, in welcher die Raubvögel hausen und schwatzende Dohlen die Felsen umflattern.

An dem jähen Südhang vor dem Hause sind die Reste einer abgestürzten Mauer zu sehen, vielleicht war auch die Ostkante des Vorplatzes mit einer solchen bewehrt, weil dieser den Bewohnern des freudlosen Nestes als einziger Erholungsort und Auslug diente. Für die Anlage des Hauses ist nur eine theilweise Ummauerung nöthig gewesen, weil die Tiefe durch die Felswand der Balm und die Nordflanke durch die staffelförmig aufsteigende Felsbank gebildet wird. Eine Quermauer theilte das etwa 9½ Meter tiefe Gebäude in zwei Hälften ab. Beide

waren einschließlich des Kellers vier Stockwerke hoch, die durch flache Dielen getrennt gewesen sind. Die östliche Eingangsseite ist mit zwei über einander befindlichen Rundbogenthüren und der dritte Stock mit zwei kleinen Fenstern geöffnet. Aus der Mitte erhebt sich der konische Rauchfang eines Kamins, der inwendig auf Consolen vorkragt. Doch muß die Façade noch höher gewesen sein. Ein Maueransatz zur Rechten und zwei lange Balken, welche unter dem Schlothe herausragen, deuten darauf hin, daß ein weit vorspringender Obergaden den Bau bekrönte. Das Mauerwerk besteht aus regelmäßigen Lagen des schieferigen Berggesteines. Die Ecken sind aus Läufern bis über einen Meter Länge construirt, mit denen jedesmal eine Doppelschichte von kleineren Bruchsteinen wechselt. Fischgrätverband, wie ihn das Vorwerk zeigt, kommt hier nicht vor; dagegen war ein Theil der Façade mit Putz bedeckt, in welchen mit der Kelle Lagerfugen eingerissen sind. Noch trotziger stellt sich die Südflanke dar, wo eine hochgelegene Thüre zu einem Erker auf drei noch erhaltenen Tragbalken führte. Sonst sind nur kleine viereckige Fenster angelegt, die sich in den drei unteren Geschoßen auf schmale Außenschlitze verengen. Im Inneren ist zuoberst hart vor der Balm ein Kamin auf rohen Consolen vorgebaut. Die Quermauer ist zur Hälfte abgestürzt, doch sieht man noch, daß beide Theile des Hauses in



sämmtlichen Geschoßen durch viereckige Thüren mit einander verbunden waren. Was außerdem auffällt, ist die ungewöhnliche Höhe der Stockwerke, die zu ebener Erde fast vier Meter beträgt.

Der Aufstieg durch den hinteren Theil des Hauses mag dem Berggewohnten ein Leichtes sein, mir ist derselbe romantisch, aber nicht anmuthend vorgekommen. Es hat schon etwas Grausiges zu dem Höhlenbogen hinaufzublicken, der ein gigantisches Gefüge von lockerem Schiefer ist. Ein Sausen aus der Höhe, ein Prasseln auf den Mauerkanten, ein dumpfer Schlag zu Boden, und die Pygmäen, die auf den Trümmern klettern, sind gemahnt. Zum Glück sind wir von Steinschlägen verschont geblieben, aber unbehaglich war es doch, die jähe Schutthalde zu traversieren, unter welcher an der Südflanke des Hauses eine weite Bresche sich nach der Tiefe öffnet. Nun geht es im Schrunde hinauf. Der Boden ist ein staubiges Geschiebe, wo Schritt für Schritt der Fußstand gesucht werden muß, denn der Aufstieg ist steil und



wenn wir rückwärts schauen, gähnt noch immer die Bresche empor. Nach raschem Klettern sind wir unter der Kapelle angelangt, wo sich der Weg als eine kaum Meter breite Spalte zwischen den Felsen furcht. Es scheint, daß hier ein Dach bestanden hatte, denn aus der Rückwand der Kapelle springen zwei Balken vor, die als Träger desselben gedient haben müssen. Das „Burgpfaffenhaus“ zur Linken ist bis auf wenige Mauertrümmer abge-

stürzt, die Kapelle dagegen in der Hauptsache stehen geblieben. Dieser kleine romanische Bau mag aus dem Ende des XII. oder dem Anfange des XIII. Jahrhunderts stammen, als ohne Zweifel die gesammte Burganlage errichtet worden ist. Das kurze einschiffige Rechteck schließt östlich mit einer halbrunden Chornische ab, die außen stumpfwinkelig hintermauert und mit zwei ungleichen Lichtern, einem Ochsenauge und einem Rundbogenfensterchen geöffnet ist. Wie manche Schloßkapelle, war auch diese zweigeschossig angelegt und jedes der beiden Stockwerke mit flachen Dielen bedeckt. Der Eingang zu dem Erdgeschosse ist über dem Schrund, die Thüre zu dem oberen Stocke am Westende der südlichen Langseite angebracht und der Zugang zu derselben hat in dem Laufgang des Zwingers oder einem oberen Stocke des Flügels gelegen, der zwischen der Kapelle und dem Wohnhause bestand. Die einzige Zierform in dem Kirchlein ist ein wulstförmiges Gesimse, welches das Auflager des Chorgewölbes bezeichnet. Von Malereien, die nicht gefehlt haben können, ist jede Spur verschwunden.

Der Abstieg zum Wohnhause und von da zur Hütte unseres Führers ging rasch und leicht von statten. Dann bin ich froh nach Mühlen gewandert; zufriedener mit seiner Beute mag selten ein Ritter von Marmels geschieden sein. Am folgenden Tage trug der Föhn den Regen in's Thal, und was ich wünschte, noch ein paar Burgen im Rheinthal zu nehmen, kam nicht mehr zu stand. Aber wenn mich der liebe Gott gesund erhält, will ich noch viel in Bünden reisen.

Hartmann

der Dichter des „Armen Heinrich“, ein Dienstmann der Freiherren von Tengen zu Eglisau.

Von H. Zeller-Werdmüller.

Hartmann, der Dienstmann zu Owe, im Mittelalter neben Wolfram von Eschenbach und Gotfried von Straßburg als dritter der großen höfischen Dichter gepriesen, wird jetzt noch wegen seiner, heimatlichem Boden entsprungenen Dichtung „der arme Heinrich“ hochgeschätzt, während der merkwürdige „Gregorius“ («diu seltsænen mæren vom guoten sündære) und die aus dem Französischen übertragenen überspannten Ritterromane Erec und Iwein nur noch in der Litteraturgeschichte Beachtung finden.

Über Hartmanns Herkunft ist schon viel gestritten worden; auf Grund seines Wappens und seiner Stellung als Dienstmann von Owe erklärte ihn der Vater der mittelalterlichen Litteraturgeschichte, unser Zürcher Bodmer, für einen Ritter von Wespersbühl, Dienstmann von Reichenau. Später wurde er von den Württembergern von Ow für einen der ihrigen gehalten und auch vom Breisgau beansprucht. Gegen alle diese Aufstellungen können indessen die triftigsten Einwände erhoben werden. — Professor Dr. Jakob Bächtold bemerkt in seiner Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz (Siehe Seite 86):

„Wenn man früher Hartmann von Aue unter den Zürcher „Herren von Wespersbühl suchte, die Lehen vom Kloster Rheinau „trugen, beruhte das und anderes auf unsichern Vermuthungen. „Indessen ist die Heimatsfrage Hartmanns noch immer nicht zum „Abschlusse gelangt.“

Ich hoffe, dieselbe durch Nachfolgendes ihrer Lösung näher zu bringen.

Zu besserem Verständnisse mag ein kurzer Überblick über den Inhalt des „Armen Heinrich“ dienen.

Herr Heinrich, von Ouwe gebürtig, von vornehmem Geblüte, reich und tugendhaft, wird mitten in seinem Glücke vom Aussatz befallen, jener schrecklichen, unheilbaren Krankheit, welche von Jerusalemspilgern und Kreuzfahrern im XI. und XII. Jahrhundert auch nach dem Westen übertragen worden ist. Die Ärzte von Montpellier und Salerno vermögen ihm nicht zu helfen. In Salerno nennt indessen ein Arzt als unfehlbares Mittel das Herzblut eines reinen, vollfreien Mädchens welches sich aus freien Stücken für den Kranken aufopfert. — Betrübt zieht Heinrich wieder heim, verschenkt Habe und Gut, und begiebt sich auf ein einsames „Gerüte“ zu einem seiner Meier, einem ihm als Lehensträger treu ergebenen freien Bauersmann. Hier lebt er drei Jahre unter liebevoller Pflege von Mann und Frau, und gewinnt die besondere Zuneigung des bei seiner Ankunft erst achtjährigen Töchterleins. Als dasselbe eines Tages erfahren, was den edlen Herrn zu retten vermöge, entschließt sich das inzwischen eilf Jahre alt gewordene Mädchen, ihr Herzblut für die Heilung des Kranken hinzugeben. Heinrich nimmt das Anerbieten nach langem Kampfe an, und die beiden reisen zum Arzte nach Salerno. Als das Opfer vollzogen werden soll, siegt jedoch des Edeln besseres Ich über seine Eigenliebe, er verhindert die Ausführung desselben, und entschließt sich, sein Elend in christlicher Ergebung weiter zu tragen.

Sie kehren heim, auf dem Heimwege „erzeigte der heilige Christ, wie liep ime triuwe ist, Und schied si do beide, von allem irem leide“. Gesund und froh langen die Beiden in der schwäbischen Heimat an. Eine Versammlung der Verwandten und Befreundeten stimmt zu, „es wäre fuoge“ daß Heinrich als

freier Edler die freie Bauerntochter zum Weibe nehmen dürfe. „Da waren pfaffen genuoge", um die Vermählung zu vollziehen und die Treue so zu belohnen. —

Im Jahre 1895 wandte sich ein angesehener auswärtiger Geschichtsforscher an das hiesige Staatsarchiv mit der Bitte um Nachforschungen über Hartmann von Aue, welcher seiner Ansicht nach, wirklich ein, zu Eglisau angesessener, Ritter von Wespersbühl gewesen sei. Da auch ich zu einer ähnlichen Vermuthung gelangt war, setzte ich mich nach Wunsch des Staatsarchivars Herrn Prof. Dr. P. Schweizer mit erwähntem Gelehrten in Verbindung, und es beabsichtigte letzterer, die Ergebnisse seiner und meiner Untersuchungen in einer besondern Abhandlung niederzulegen. Er hat seine Arbeit zunächst in Gestalt eines Vortrages bekannt gemacht, dann aber, wegen anderweitiger Geschäfte und Versetzung in einen Wirkungskreis an der deutschen Ostgränze, auf deren Vollendung und Drucklegung verzichtet. — Auf Drängen des Präsidenten der Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft übergebe ich nunmehr dem Taschenbuch, was ich erwähntem Gelehrten als meine Ansicht in der Sache mitgetheilt habe.

Eingehende Untersuchungen über die mir vorgelegten, auch mir s. Z. selbständig aufgestiegenen Vermuthungen über die zürcherische Heimat Hartmann's von Owe haben mich überzeugt, daß keine irgendwie stichhaltigen Einwendungen gegen dieselben gemacht werden können. Immerhin sind die Beweise nicht zwingend genug, um die Sache als endgültig erledigt betrachten zu können.

Über Hartmanns Leben und Verhältnisse wissen wir nur Weniges:

1. Er war ein „Dienstmann zu Owe" (Armer Heinrich) „von Owe Hartmann" (Gregorius) ein „Owære" (Iwein).

2. Im armen Heinrich behandelt er eine offenbar auf das Geschlecht seines Dienstherren bezügliche alte Sage. Held der-

selben ist Herr Heinrich, von Owe gebürtig, ein durch Abstammung und Reichthum Fürsten gleichkommender Mann.

3. Hartmann hat sich an einem Kreuzzuge betheiligt, welcher nach dem Tode Sultan Saladins zur Ausführung kam. Es ist dies wohl der verunglückte Kreuzzug des Jahres 1197.

4. Er soll schon vorher, in Italien, (andere vermuthen in Nordfrankreich) das Meer kennen gelernt haben, wie man aus seinem ersten Büchlein (Zeile 1 35 uff.) und Erec 7063 – 66, 7791—97 herauslesen will. Vielleicht mit Unrecht, da in dem von einigen für älter gehaltenen Gregorius noch viel mehr vom Meere die Rede ist, und Erec, nach Bächtolds Litteraturgeschichte (S. 91 und Anmerk. S. 28) jünger ist als Zazikofens Lanzelet, also wahrscheinlich erst verfaßt wurde, als Hartmann vom Kreuzzuge zurückgekehrt war.

5. Hartmanns Herr starb im Jahre vor dem Kreuzzuge, also um 1195/96.

6. Hartmann lebte noch im Jahre 1209.

7. Er führte drei weiße Adler oder Habichtsköpfe (2, 1) in schwarzem (Weingartner Handschrift) oder blauem Schild (Codex Maneß), als Helmzierde einen weißen Adlerkopf.

8. Dieß sind alle gegebenen Punkte, von denen eine Nachforschung ausgehen kann.

1.

Hartmann war ein Dienstmann „zu Ouwe“, „von Ouwe“, „ein Ouwære“. — Diese Ausdrücke kennzeichnen des Sängers Wohnsitz und Dienstverhältnis, ohne uns über seinen eigenen Namen Aufschluß zu geben. In gleicher Weise nennt sich Rudolf von Ems in seinem Wilhelm von Orlens „Ruodolf ein Dienstmann zu Montfort“ (Bächtold, Gesch. d. deutschen Litt. in der Schweiz, S. 96). — Da sowohl auf der Reichenau („Ouwe“) als im Städtchen Rheinau („Rinowe“) Dienstleute der betreffenden Abteien wohnten, so ist es begreiflich, wenn Bodmer und Laßberg an einen Dienstmann eines dieser Gotteshäuser dachten. —

Nach der Erzählung vom „armen Heinrich“ muß indessen das Ouwe Hartmanns ein Sitz weltlicher Herren gewesen sein, und es wird auch der um 1195 verstorbene Dienstherr Hartmanns kaum ein Geistlicher gewesen sein. — Es waren vornehmlich diese Erwägungen, welche andere Forscher veranlaßten, anzunehmen, der arme Heinrich habe dem Geschlechte von Au bei Freiburg im Breisgau oder demjenigen von Au in Schwaben (Obernau am Neckar) angehört, ebenso wie Hartmanns Dienstherr. Die Unzulässigkeit dieser Annahme soll im zweiten Absatz nachgewiesen werden.

Es gab indessen noch ein anderes Ouwe, an dessen Vorhandensein bis jetzt noch Niemand gedacht zu haben scheint, weil dessen alter Name seit Mitte des XIV. Jahrhunderts mit einer nähern Bezeichnung zusammengesetzt ist, nämlich das am Rheine im Kanton Zürich gelegene Städtchen und Burg Eglisau (Egli's-Au. Steckt dieser Name schon in demjenigen des auf dem linken Ufer liegenden Seglingens??)

Owe heißt der Ort schon im Jahre 892, als Abt Gozbert Güter daselbst an Rheinau vergabte; als ummauertes Städtchen mit eigenem Schultheiß (oppidum) erscheint Ouwe am 21. Februar 1254. Wie in allen Städtchen, welche sich aus der Vorburg eines bedeutenden Herrensitzes entwickelt haben, wohnten in Eglisau zahlreiche ritterliche und ritterbürtige Dienstmannen des Burgherren. Aus Urkunden und Jahrzeitbüchern des XIV. Jahrhunderts kennt man z. B. die Namen von Wil, am Lee, von Lauffen, zum Thor. — Wenn Hartmann den armen Heinrich von Salerno nach „Swaben“ zurückkehren läßt, so ist selbstverständlich nicht an das heutige „Schwabenländle“ zu denken, sondern an das alte, große Schwaben, zu welchem auch die deutsche Schweiz gehörte. Wir haben aber zudem für Eglisau noch den urkundlichen Beweis, daß es im Jahr 1254 im Gegensatz zu dem «in districtu Burgundiæ» gelegenen Glattfelden zum «ducatus, seu districtus Sueviæ» gehörte.

Hartmann kann nun sehr wohl ein solcher zu Ouwe (Eglisau) angesiedelter Burgmann gewesen sein, und durfte sich in diesem Falle mit Recht einen Dienstmann zu Ouwe, einen Ouwære nennen. Wenn Hartmann, wie man annehmen darf, seine Bildung in einer Klosterschule erworben, und im Gregorius bei der Schilderung, wie dieser das Ritterthum dem geistlichen Stand vorzieht, wohl an ein Stück eigener Jugend gedacht hat, so ist dieß vielleicht in dem nahen Kloster Rheinau der Fall gewesen. Dort hatte ja auch deutsche, geistliche Dichtung eine Stätte, wie die aus dem XII. Jahrhundert stammende Legende von Pauli Bekehrung beweist.

2.

Der von Hartmann in seinem berühmten Gedichte besungene „Arme Heinrich" war:

„ze Swaben gesezzen . . .
„ . . . er hette ze sinen handen
„geburt und darzuo rîcheit
„ . . . sin burt unwandelbære
„und wol den fürsten gelich . . .
„Sin name was gar erkennelich
„er hiez der herre Heinrich
„und was von Ouwe geborn"

Die Standesverhältnisse dieses edelfreien Herren widersprechen der Annahme Lachmanns, Stälins und Schreibers, daß in Heinrich von Ouwe bei Freiburg im Breisgau, einem zähringischen Ministerialen, welcher im Jahre 1111 seinen Hof und sein Haus an St. Peter im Schwarzwald vergabte, eben der Arme Heinrich selbst gefunden sei. Nicht minder widersprechen dieselben der Ansicht derjenigen, welche ihn für einen Sprossen des Hohenburgischen Dieftmannengeschlechtes von Au (Obernau am Neckar) halten. Die Erklärung, daß das Geschlecht eben durch die Heirat des edelfreien Heinrich mit der gemein-

freien Bauerntochter unfrei geworden sei, kann doch nicht einleuchten, um so weniger, als Hartmann in seiner Dichtung auf die Freiheit des Mädchens alles Gewicht legt und nach der Rückkehr aus Italien den Heinrich von Ouwe zu seinen Freunden sprechen läßt.

„Nû ist sî frî, als ich dâ bin
„Nu ræt mir aller mîn sin
„Daz ich sî ze wîbe neme
„Got gebe, daz es iuch wol gezeme . . .
„ . . . Bi unsers herren hulden
„wil ich iuch bitten alle
„daz ez iu wol gefalle

Die Versammlung stimmte der Auffassung des Edeln bei

„Nû sprachen si alle geliche
„bede arm und rîche
„ez wære ein michel fuoge"

Die Heirat eines Edeln mit einer Gemeinfreien war demnach zur Zeit der Abfassung des Gedichtes zu Ende des XII. Jahrhunderts zwar ungewöhnlich, widersprach aber weder der allgemeinen Anschauung, noch wirkte sie standesmindernd.

Die von Au im Breisgau und am Neckar fallen somit außer Betracht, nicht aber die von Au am Zürcher Rhein. Zu einem Heinrich von Ouwe (Eglisau), einem Sprossen oder Ahnherren des freiherrlichen Geschlechtes von Tengen passen alle Angaben Hartmanns vortrefflich.

Auf der Burg zu Ouwe saß ein wirklich edelfreies Geschlecht, mit großem Besitz an Eigengut und Kirchenvogteien. Dasselbe nannte sich schon seit Beginn des XI. Jahrhunderts „von Tengen", doch ist es zweifelhaft, ob der Stammsitz zu Tengen im Hegau oder zu Hohenthengen bei Kaiserstuhl, der Mutterkirche von Eglisau zu suchen ist. Möglicherweise war Städtchen und Burg Tengen-Hinterburg im Hegau eine spätere Gründung, wie Neu-

Regensberg und Neu-Rapperswil. Der Schwerpunkt der Tengenschen Besitzungen lag jedenfalls in Eglisau. Die Freiherren urkunden oft an diesem Orte (so 24. November 1255, 6. September 1264) sie verkauften Tengen schon 1268 und nahmen ihren ständigen Sitz zu Eglisau. Außer Tengen mit Uttenhofen und Büßlingen in Hegau besaßen die Freiherren schon 1188 die Kirchenvogtei Bülach. Ihnen gehörte Eglisau, Rafz, Wil, Hüntwangen, Glattfelden, Dienstleute zu Rümlang, der Kelnhof und Kirchensatz zu Kloten, der Meierhof zu Oberglatt, Höfe zu Winkel und Rüti bei Bülach, Güter zu Rorbas, der Kirchensatz zu Küsnach am Zürichsee. Sie hatten „Geburt“ (edle Herkunft) und dazu Reichthum, ihre Geburt war „unwandelbar“ (mackellos).

Der Name Heinrich ist von 1135 bis 1400 im Hause Tengen geradezu erblich, was übrigens bei den benachbarten freien Geschlechtern zum Theil ebenfalls zutrifft, so bei den Freiherren von Rapperswil, Kreukingen, Schad von Radegg, Kempten, Kaiserstuhl, Humlikon, Laufen. Die drei Letztern waren allerdings den Tengen wohl nahe verwandt.

Heinrich von Tengen wird in einer Urkunde seines Bruders Reinhard, des Domherren zu Straßburg, im Jahre 1238 geradezu Heinrich von Ouwe genannt, so daß es nicht auffallen darf, wenn in einer sagenhaften Erzählung ein Ahnherr des Hauses Tengen als:

herre Heinrich und was von Ouwe geborn

bezeichnet worden ist.

Aber auch die in der Sage angeführten gesellschaftlichen und Standesverhältnisse passen vollkommen zu denjenigen welche noch XIII. Jahrhundert im jetzigen Zürcher Gebiet gäng und gebe waren. Man braucht nur einen Blick in's habsburg-österreichische Urbar zu werfen, um sich zu versichern, wie viele gemeinfreie Bauern damals noch in unserer Gegend lebten. Im Amte Regensberg

z. B. gab es freie Leute zu Schleinikon, Dachslern, im Amte Siggenthal zu Ober-Erendingen und Ober Lengnau, zu Binzikon im Amte Grüningen lag eine Dingstatt der freien Leute, es gab dort Freie zu Hombrechtikon, Dändlikon, Holzhusen, Egg, Vollikon, Uerikon, Mur, Ottikon, Goßau, Wernetshusen, Itzikon, Bertschikon, Walfershusen, Fischenthal, Ettenhusen, im Amte Kiburg zu Tagelschwangen, zu Schalchen, Erikon, Brünggen, Fehraltorf, Freudwil, Madetswil, Neschwil, Ottikon, Eidberg, Hermetswil, Theilingen, Ettenhusen, Bezikon, im Amt Dießenhofen zu Dörflingen, überall trifft man auf freie Leute. Die freien Leute zu Weiningen, Dietikon, Oetwil, Ferrach sind urkundlich bekannt. — Im Verhältnis zu dieser großen Zahl Gemeinfreier stehen auch die vielen kleinern Edelfreien, welche uns im XIII. Jahrhundert urkundlich entgegentreten.

Es fehlt auch nicht der im Armen Heinrich vorkommende Gemeinfreie, welcher dem Edeln nur als Lehensträger und Beamter, Meier, verpflichtet ist. Am 29. August 1245 urkundet zu Erendingen Rogger, der Meier von Siggingen, ein Mann freien Standes (Z. U. B. Nr. 625, Bd. II, S. 131.

Wir treffen also in unserer Gegend noch zu Anfang des XIII. Jahrhunderts die gesellschaftlichen Verhältnisse, wie sie Hartmanns Dichtung voraussetzt.

3.

Hartmann, der Dienstmann zu Ouwe, ist bei einer Kreuzfahrt mitgezogen, wahrscheinlich bei der verfehlten Unternehmung von 1197, an welcher sich Berchtold V von Zähringen hervorragend betheiligt hat. Für einen Burgmann zu Eglisau ist dies nicht auffallend, da die linksrheinischen Besitzungen derer von Tengen im Verwaltungsgebiete der Zähringer lagen, wird ja Glattfelden noch 1254 als in terra districtus Burgundiæ befindlich bezeichnet. Am Kreuzzuge von 1189 hatte Graf Ulrich von Kiburg mit Auszeichnung theilgenommen, wohl auch der sehr

nahe bei Eglisau wohnende Freiherr und Minnesänger Wernher von Tüfen, welcher der Zug Friedrichs Barbarossa gegen Saladin zum Gegenstand eines Heldengedichtes gemacht haben soll. Leider ist dieser Sang nicht mehr aufzufinden.

4.

Wie man muthmaßt, im Hinblick auf gewisse Stellen im ersten Büchlein und im Erec, soll Hartmann schon vor seiner Kreuzfahrt das Meer gekannt haben. Da der Graf von Hohenburg, dessen Dienstmannen die schwäbischen von Au waren, im Jahr 1186 in Italien weilte, bildet dies nach Martin einen Beweis für Hartmanns Abstammung von Obernau am Neckar. Mit ebensoviel oder noch mehr Recht könnte man darauf hinweisen, daß sich der Freie Heinrich von Tengen im Oktober 1184 oder Januar 1185 im Gefolge Friedrichs I. zu Brescia befand (Zürch. Urk. Buch Nr. 350) und daß Hartmann sehr wohl in seinem Gefolge nach Italien gekommen sein kann. Doch möchte ich auf diesen Punkt kein Gewicht legen.

5. 6.

Heinrich von Tengen zu Ouwe, der Dienstherr Hartmanns, kann sehr wohl um das Jahr 1195 gestorben sein. Urkundliche Beweise für und gegen fehlen, die verschiedenen Heinriche von Tengen aus dem Ende des XII. und Anfang des XIII. Jahrhunderts lassen sich von einander nicht unterscheiden, wir wissen nur, daß der Heinrich von 1185/86 damals schon handlungsfähige Söhne hatte.

Über die Familienverhältnisse Hartmanns läßt sich gar nichts beibringen, da er urkundlich überhaupt weder bei Eglisau, noch im Breisgau, noch am Neckar nachzuweisen ist. Der Urkunden aus dieser Zeit sind eben leider nur wenige.

7.

Das Wappen Hartmanns, wie wir dasselbe aus den Liederhandschriften kennen, stimmt völlig mit dem Wappen des Dienst-

mannengeschlechtes von Wespersbühl überein. Es findet sich dasselbe auf einer Reihe von Siegeln dieser Ritter, ganz abgesehen von den Chroniken von Gallus Oeheim und Johannes Stumpff.

* * *

Man sieht aus diesen Zusammenstellungen, daß die Muthmaßung, Hartmann stamme von Eglisau und stehe in verwandtschaftlicher Beziehung zu den Wespersbühl sich ganz wohl sehen lassen darf. Schade nur, daß wir des Mannes selber nicht habhaft werden können. Aber ist doch auch ein Rudolf von Ems urkundlich nicht nachzuweisen.

Soweit dürften ernsthafte Einwendungen kaum möglich sein; doch muß man sich davor hüten, die Abstammung von Wespersbühl allzusehr zu betonen, wie dies in früherer Zeit geschehen ist.

Wespersbühl oder eigentlich Westersbühl lag auf der Gränze zwischen Rheinauer und Kiburger Besitz, gehörte aber zu der alt kiburgischen Herrschaft Andelfingen und nicht zu der erst nach dem Erlöschen der Kiburger an Graf Rudolf von Habsburg gelangten Vogtei über die Besitzungen des Klosters Rheinau. — Die von Westersbühl waren also doch wohl Kiburger Dienstleute, wenn auch Ritter Rudolf der einzige seines Geschlechtes ist, welcher am 24. März 1257 unzweifelhaft als solcher erscheint; daneben wird der gleiche am 10. Mai 1238 als Lehensträger des Kiburger Ministerialen Heinrich von Liebenberg und des Freien Heinrich von Kempten genannt. Am 23. April 1270 ist er auf Burg Laufen bei Freiherr Heinrich vou Laufen (einem Sprossen des Hauses Tengen?) als Zeuge anwesend.

Ist demnach das Abhängigkeitsverhältniß und die Stellung der Westersbühler wenigstens unklar nnd können wir dieselben jedenfalls nicht ohne weiteres unter die Dienstmannen von Tengen zu Ouwe einreihen, so kommt noch dazu, daß der Name Hartmann bei denselben nicht nachzuweisen ist. Die Westersbühler, welche im XIII. und XIV. Jahrhundert urkundlich genannt sind,

heißen Rudolf, Hans Heinrich, aber nicht Hartmann. — Hier spricht also einzig das Wappen für einen Zusammenhang. — Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß sich ein Zweig der Westersbühl im XIII. Jahrhundert als Dienstleute der Tengen zu Eglisau setzte, oder daß ein Burgmann von Eglisau in Besitz der Burg Westersbühl gelangte. — Mehr läßt sich hierüber nicht sagen. —

Eine Prüfung von Hartmanns Werken nach mundartlichen Besonderheiten gibt keine Anhaltspunkte, um ihn auf Grund derselben für einen Angehörigen des Glattthales oder Klettgaues erklären zu können, aber auch nichts, was dieser Annahme widersprechen würde. Einzelne Ausdrücke muthen uns allerdings ganz heimatlich an, kommen aber auch bei andern süddeutschen Dichtern vor.

Soviel ist gewiß, daß bei sorgfältiger Abwägung aller Beweismittel Eglisau mit größerem Rechte Hartmann als den seinigen betrachten kann, als der Breisgau und als Obernau.

Bessere Belehrung vorbehalten, betrachten wir folgende Sätze als kaum widerlegbar, wenn auch nicht als endgültig erwiesen.

Hartmann hat als Dienstmann der Freiherren von Tengen zu Eglisau gelebt. Er war ein Schildvetter und wahrscheinlich ein Stammverwandter der Dienstleute von Westersbühl.

In seinem „Armen Heinrich“ behandelt er eine Sage aus der Vergangenheit seiner Dienstherrschaft, in welcher sich auch die noch zu Hartmanns Zeit in unserer Gegend geltenden Standesverhältnisse der Edelfreien und der gemeinfreien Bauern wiederspiegeln.

Die Wiege eines der besten der deutschen höfischen Dichter hätte demnach am Zürcher Rheine gestanden.

Briefe
von Obmann Martin Däniker an Pfarrer Andreas Wolf. 1792—99.

Mitgetheilt von Paul Ganz.

Die vorliegenden Briefe bieten weder einen stilistischen Kunstgenuß, noch Aufschlüsse über berühmte Zeitgenossen, sondern sie enthalten in einfacher Aufzählung alle die nöthigen und unnöthigen Neuigkeiten, die schon anno dazumal einen Zürcher in der Fremde interessiren konnten. Der erste Brief ist in vollem Wortlaute abgedruckt, um die Manigfaltigkeit der Nachrichten zu zeigen, die übrigen sind gekürzt und enthalten nur die Berichte über Politik und Begebenheiten von größerem Interesse. Leider bilden diese wenigen Briefe einen kleinen Bruchtheil der langjährigen und regelmäßigen Korrespondenz zwischen den beiden Schwägern, während die große Masse vor etlichen Jahren vernichtet worden ist.

Der Schreiber der Briefe, Joh. Martin Däniker, wurde geboren den 20. Dezember 1766 als Sohn des Rathsherrn und Zunftpflegers Heinrich Däniker und dessen zweiter Frau Anna Magdalena Nüscheler. Schon früh zeigte er besondere Anlagen zum Zeichnen, zur Geometrie und zum Rechnen und war, vermöge seines Fleißes und seiner geistigen Fähigkeiten stets der Erste in der Zürcher Kunstschule. Nach dem Willen des Vaters

[1]) Genealogie der Familie Däniker. Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft. 1868 p. 786. Monatschronik. 1820 p. 153.

erlernte er den Glaserberuf, den Vater und Großvater getrieben, setzte aber daneben die mathematischen Studien mit Erfolg fort und bildete sich zum tüchtigen Planzeichner aus. Den 15. Dezember 1789 wurde er in ehrenvoller Anerkennung seiner Leistungen und Kenntnisse als Ober-Lieutenant ins Zürcherische Ingenieurcorps aufgenommen. 1794 erwählte ihn die Innung der Glaser zum Obmann. Im selben Jahre heirathete er Anna Regula Simmler, des Herrn Hauptmann Peter Simmlers Tochter, eine schöne und geistreiche Frau, mit welcher er ein glückliches und zufriedenes Familienleben führte. 1796 ward er Zwölfer zum Kämbel. 1799 trat er der neu gegründeten Hülfsgesellschaft bei und gehörte zu ihren thätigsten und tüchtigsten Mitgliedern. Nach dem 1806 erfolgten Hinschiede seiner Gattin verheirathete er sich mit Elisabeth Heß, Tochter des Herrn Pfarrer Johannes Heß von Fehraltorf. 1803 wurde er zum Siebner der Schützengesellschaft am Platz, 1816 zum Mitglied des größeren Stadtrates erwählt und starb am 7. Juli 1820 in Folge einer dreijährigen abzehrenden Krankheit.

Von seinen Kindern haben sich verheirathet:

1. J. Heinrich Däniker, Kaufmann in Rio Janeiro, mit Caecilia Haller von Bern. 2. Anna Magdalena, mit Posamenter Leonhard Wirth. 3. Anna, mit Goldschmied Konrad Wirth.

Andreas Wolf, an den die Briefe gerichtet sind, wurde den 11. Mai 1760 geboren. Sein Vater war Herr Johannes Wolf, Pfarrvikar zu Höngg, und seine Mutter Susanna Wolf, geb. Pestalozzi. Aus freier Neigung ergriff er den geistlichen Stand und ward 1784 ins zürcherische Ministerium aufgenommen. Bis zum Jahre 1787 bekleidete er die Vikarstelle zu Seengen im Kanton Aargau. Im Juli heirathete er Anna Barbara Däniker, die Schwester Joh. Martins.[1]) An ihrer Hand und sie im

[1]) Stammbuch der Familie Wolf. Monatschronik. 1821 p. 69.

Herzen zog er als neuerwählter evangelischer Prediger nach dem württembergischen Dorfe Bärenthal bei Wurmberg (Oberamt Maulbronn), wo er neun Jahre[1]) lang seinem Amte mit Treue und Eifer vorstand, bis er 1796 als Pfarrer nach Hedingen berufen wurde. 1806 starb seine geliebte Gattin, welche ihm zehn Kinder geschenkt hatte. Er starb den 4. Dezember 1821.

* * *

Zürich, den 7. Januar 1792.

Lieber Schwager und Schwester!

Viel Glück, Heil und Segen mit diesem neuen Jahr und noch vielen folgenden; was Ihr Euch selbst Gutes wünschet und für Euch das Beste ist, fiat!

Wir wollen hoffen und wünschen, noch lange und immer mehr liebe Geschwister-Freuden mit einander zu genießen; möge dieses Jahr viel freudige Anlääse dazu mitbringen!!

Es wird Euch ja recht sein, wenn ich Euer Neuheitenkrämer von Zürich zu seyn fortfahren werde? So will ich nun in diesem Fall wieder ins alte Gleis rütschen.

Gestorben ist Herr Pfarrer Schinz von Dietlikon. Weiß nicht, wer dahin Pfarrer wird. Man hat von vielen gesagt, aber dann wieder nein. Herr Professor Schinz wills nicht, sein Schwager auch nicht, Præc. Tobler auch nicht, der jüngere Fäsi, Thorgaß, auch nicht; itzt sagt man von Zwingli oder Herrn Waagmeister Toblers Sohn; oder den Lump zu Martalen könnte man dahin thun, weil seine itzige Gemeind ihn gar nichts mehr achtet.

Am Silvester begrub man unsern Herrn Nachbar Seebach[2]); die Enge hat ihn seither stark geplaget, daß er 14 Tage nicht

---

[1]) Wurmberg, Lucerne, Bärenthal bildeten eine evangelische Gemeinde, welche von vertriebenen Waldensern gegründet worden war. Es mußte abwechselnd in deutscher und französischer Sprache gepredigt werden.

[2]) Freihauptmann Hans Rudolf Seebach. (1734—1791).

mehr ausgehen konnte; doch hat er noch den letzten Mittwoch auf den Kämbel nübergeschaut und getrauert, daß er dort am Spieltischlein fast unentbehrlich sey; hofte aber das künftige Mal wieder dorthin gehen zu können; aber in der Nacht gegen den Morgen ist er in eine andere Welt übergegangen. Er war bey seinem Reichthum gar hauslich und geitig; doch hatte er letzthin der Gesellschaft auf dem Kämbel versprochen, ihr einmal etwas zum Besten zu geben (wegem Erb von seinem Bruder sel.), das schon viele andere auch gethan. Man mahnte ihn daran. Nach seinem Tode fand man im Calenderli ein Vermächtniß von 12 Neu-Thalern, das itzt die Gesellschaft schon empfangen. Er hatte einen förchtig diken Todtenbaum, und doch soll der Bauch noch bey etlichen Zollen oben angestoßen haben.

Mehr gestorben: Frau Decan Eßlingeri zu Embrach, Frau Decan Kellerin von Thalweil, Frau Zftmeister Steinfelsin, der Frau Nannette Escher Bübli plötzlich zum größten Leidwesen, Frau Pfarrer von Stäfa, Frau Pfarrer von Maschwanden, Mad. du Bois, die junge Albiswirthin.

Hochzeiter: der zweite Sohn Herrn Melchior Römers vorm Thor mit der zweiten Jungfer Eßlingerin im gelben Haus; Junker Grichtsherr Escher von Berg mit Ratsherrn Schulthessen im Thalgarten Tochter, ætatis 16 Jahr.

Herr Amtm. Werdmüller von Stein hat bey dem kaiserlichen Hof das Diplom als Reichs-Baron zu erhalten gesucht, das einem seiner Vorfahren, Herrn General Werdmüller, noch hatte sollen ausgefertigt werden; er hatt' es mit ein paar tausend fl. Kosten erhalten. Dieser Titel ohne Kittel wird den Zürcher Ein viel nützen.

Die Chorherren von Annecy haben den Genfern ihre Gefälle, die sie daselbst haben, verweigert; die Genfer schickten auch einen Gesandten gen Zürich, und von Seite der Stände sind nun hierüber dem französischen Hof Vorstellungen gemacht worden.

Wegen dem Zimmerleuthen-G'schäft, das ich letzhin schrieb, ist der Weiß beim Finken um 40 ℔ gestraft worden, andere um 5 ℔, und etwas ward der Frau gesprochen.

Das Jacobiter-Pfarrhaus[1]) hat Frau Räuchlin um 4000 fl. gekauft; der neue Herr Pfarrer wird den Zins von diesem Capital bekommen.

Der Helmhausbau, bis itzt anfangs ein förchtiger Steinhaufen, geht brav fort; letzthin entdeckte man dabei noch einen Gallbrunnen oder Sixstern[2]), der aber weiter nicht wichtig war, auch fand man wieder eine neue Quell und etliche ℔ alt Mösch, Bücherb'schläg 2c. Bey den Gnädigen Herren ist wegen der Quell kein starker Trieb; aber der Burgerschaft und auch vielen Herren scheint dieser Schatz immer noch so köstlich, daß es sich der Mühe lohne, alle Sorgfalt, Arbeit und Kösten darauf zuverwenden, und wird auch geschehen müßen, sonst gäb's Feuer. Die nicht daran wollen, suchen ihre Eigenschaften zu vernüthen, und kann man doch itzt schon viele herrlichen Curen zählen. Vom neuen Helmhaus weiß ich dir keinen genauen Abriß zu machen. Vor etwa einem Jahr hab' ich Modell und Plan gesehen; weiß mich des Details nicht mehr zu erinnern. Genug, es gibt ein geräumig anständig symetrisches Gebäude, keine Eggeten mehr, sondern die First und die Face mit der Wasserkirche égal. Ge-

---

[1]) St. Jakobs Hus, auf der Südseite des Münsterhofs zwischen dem Haus zum Psalter und der Abteischule. Vögelin. Das alte Zürich. Band I.

[2]) Weinmonat 1791. In den letzten Tagen zeigten sich bei Grabung des Fundaments zu dem neuen Helmhaus auf der Insel, worauf die Wasserkirche stehet, auf Seiten gegen das Kornhaus verschiedene Öffnungen, aus welchen das vor einigen 100 Jahren weitberühmte Wasser des sogenannten heiligen Brunnens hervorgesprudelt. Der ehemalige Gesundheitsbrunnen soll trüb und schwefeligen Geruches gewesen sein, geschwollene Schenkel geheilet und Sand und Gries ausgeführt haben. p. 109. Monatl. Nachrichten.

gen der Laternen wird weiter n'aufgefahren, und dem Uhrmacher Zeller für Schadloshaltung, was man ihm verbaut, 1500 fl. gegeben werden. Der Platz vor dem Kaufhaus wird größer, indem das alte Gebäude weiter innen als eh' dem anfängt und die Stiegen innwendig am Gebäude sind. Die Brücke bleibt, wird nicht fahrbar. Unter dem Helmhaus giebt's ein steinern Gewölb, wo das Wasser durchlauft; die untersten Lichter am Gebäude werden große Bögen, und dann noch zwei Etagen. Ja! die Fremden beim Schwert werden dann bey Bewunderung der Aussicht auch da ein schön Gebäud vor Augen sehen.

Die neue Steig[1]) ist trefflich ausgefallen und hat dem Ingenieur Witteler deswegen und wegen seiner guten Oeconomie dabey Ehr und Ruhm gemacht; sie soll 7000 fl. gekostet haben. Von unsern Gnädigen Herren bekam er 200 fl. und von Kyburg 100 fl. Honoranz. Die Straßen, wo Weggeld erkennt ist, sind noch nicht durchgängig gemacht; doch wird mit allem Eifer itzt gearbeitet, wo Verbeßerung und Erneuerung nöthig ist. Zwischen Breiti und Steig wird jetzt auch eine grädere gemacht ꝛc.

Der Heiri Högger profitirt brav im Waysenhaus; er war Neu-Jahr und Becheltag bey uns; es ist zu hoffen, daß er bey seinem Verstand und itzt guten Anlaas das Böse und Schlechte, das er schon eingesogen hatte, einsehen und ein braver Mensch abgeben werde. Es ist in den meisten Sachen eine vortreffliche Einrichtung und Ordnung unter diesem Herrn Verwalter. Freüden und Aufmunterungen haben sie gar viel; die schiklichsten Belohnungen und Straffen. Am Becheltag haben sie auch die Wilhelm-Tell-Comedie gespielt, und 6 Mann in selbstgemachten Harnisch haben Stubenhitzen auf die Zünft gebracht.

Das Liseli Högger ist krank und presthaft am Aermli, aber dabey so geduldig und gut, daß man ihn's deßwegen im Waysen-

[1]) An der Straße von Winterthur nach Bassersdorf.

haus behält. Hoffentlich wird es bey ihm nach und nach zum Sterben gehen; denn es wäre doch ein armes Tröpfli. Der alte Högger, Patient im Spithal, wird wahrscheinlich auch zur letzten Abreise rüsten. Wenn ihm was Gutes geschieht, erkennt er itzt seine Unwürdigkeit und bettet mit Thränen tausendmal um Verzeihung.

Begehrtes werdet Ihr erhalten. Den Andreas Wolf laß' ich selber antworten, weil ein Brief von ihm mitkommt.

Frau Baas Rheinacherin[1]) hat itzt ihren Laden unter der Laternen, ist aber nicht mit zufrieden; er sey zu dunkel und so löse sie nicht viel. Jungfer Baas ist immer gleich. Der Heiri auf Dorf ist letzte Frohn-Fasten G'sell worden, will aber glaub' noch nicht gerade in die Fremde; er ist nicht viel, vermuthlich würde er zuerst gen Calb kommen. Das Meyeli ist uns nicht anständig; es ist gescheid, aber voll Compliment und alt-Klugheit.

Deine Buben hätt' ich so gern gesehen mir Stubenhitzen auf den Kämbel bringen, hätt' ihnen ein ganzen Haufen Leckerli gegeben (mußte austheilen als Tafelussetzer). Ich denke oft, sie könnten gewiß auch dem Kleinen auf dem Kämbel helfen Bradtwürstli essen, wenn er bey uns ist. Er hat immer sein Vogel, wenn er bey uns ist; er kann sich auch gut vertragen mit den Kindern und ist gar lustig mit ihnen; aber er bleibt ein kleiner Kegel, wächst wie ein Rebschwänzli; er ist nicht dumm; er glaubt wenig vom St. Claus, merkt die Sachen fast eher, als sein Geistlicher Namensbruder.

Vetter von Weiningen[2]) ist nun den 4. dies heim gereist. Jetzt sind wir ihm erst recht lieb und er uns. Der Abschied

---

[1]) Anna Reinacher-Nüscheler, Gattin des Spezerei- und Ellenwaarenhändlers Joh. Ludwig Reinacher und Mutter des Obersten und Schanzenherrn Jakob Christoph Reinacher, vide Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1879.

[2]) Heinrich Däniker, Sohn des Pfarrers Salomon D. in Weiningen. Er war Vicar seines Vaters bis 1807.

von fast fünfjährigem Aufenthalt war doch nicht ganz gleichgültig. Die Freundschaft ist erneuert, und die Stürme, die es etwa gegeben, die aber immer bald aufhörten, hat der Wind nun ganz zerstreut, und jeder wünschte immer gut Wetter. Schöne Pläne seines künftigen Fleißes und Studirens hat er entworfen, auch natürlich gehören dazu Freudenpläne. Sehr nöthig hat er aber sich auf seinen neuen Stand mit allem Fleiß und Macht zu appliciren; doch er hat Euch selbst auch geschrieben. Ein schiklich Vicariat wäre ihm wirklich angetragen, das er aber wahrscheinlich doch nicht annemmen wird.

Die Comedie am Becheltag war sehr artig. Am Sonntag oder Neu-Jahr war Probiertag. Da stand jederman frey ohne Billet (außer Knecht und Mägd) hineinzukommen. Es konnten aber nicht alle Leute hinein, so viel waren da; man wurde fast erdrückt und war ein scheulicher Lerm; denn man thate erst nach 3 Uhr auf. Am Haupttag[1]) mußte man Billet haben. Jeder Knab in der Gesellschaft bekam 3, die Herren Aufseher 6—8. Sie wurden aber sehr rar, und viele Leüthe hätten gerne bezahlt, wenn sie hätten bekommen können. Wir hatten das Glük genug zu bekommen, daß wir mit ein paar vorigen noch aufwarten konnten, wenn wir wollten; haben's aber niemandem gesagt. Gemeine Leüthe, wie Herrenleüthe waren in der Commedie, Stadthalter, Zunftmeister und andere. Die Einrichtung ist gar artig, und Leuthe, so viel im Schopf Platz hatten. Wo wollte man auch gar für alle Liebhaber genug Platz haben?

---

[1]) Zur Kurzweil der Knabengesellschaft wurden am Bächtelitag Schauspiele aufgeführt, „nicht weil man überzeugt sei, daß Theater und Schauspielerkunst zu einer guten Erziehung nöthig sei. Im Gegenteil wünschen wir, daß Sehnsucht nach eigenem Theater in unserm Zürich eher abnehme, als wachse."

Broschüre über die Zürcher Knabengesellschaft von Zunftpfleger Escher.

Der kleine Rath nimmt einen Professor auf die Kunstschul. Herr Hptm. Hofmeister redte am Meistertag[1]) auf die XIIer Wahl des Herrn Major von Orellen in französischen Diensten.

Das Brod bey uns ist auch wohlfeil, kostet 5 ß. Es würde noch wohlfeiler werden, aber unsere Gnädigen Herren kaufen viel Frucht und halten es im Preis, damit man die Frucht bringen könne. Der Wein ist ziemlich theuer, das Obst mittelmäßig, eher theuer, doch kann man genug haben.

Schon lange ehe Euere letzten Briefe ankamen, hat eine Jungfer von Wiedikon gar oft bey uns angefragt, ob kein Leder wir für sie erhalten, oder ob wir von Euch kein Bericht haben, es sollte unter unsrer Adresse für sie Felle aus dem Schwabenland kommen; wir konnten ihr aber nie bestimmten Bericht geben.

Den 8ten.

Heut ist der Praetendent auf's Amt Töß, Herr Rittmeister Geßner, im Sihlhof gestorben. XIIer ist Herr Schultheß im Thalgarten (Tochtermann Herr Ratsherr Lavaters) worden.

Gestern war's wieder wegen der Quell vor Rath, und ward erkennt, man solle in der Wasserkirch 16′ lang, 6′ breit und tief graben. Wenn dann sich etwas vorzeiget bey dieser Oefnung, wird alsdann das weitere verfügt werden. Also das nächste Mal bestimmtere Nachricht hievon. Eben habe vernommen, daß man gegraben und noch nichts entdeckt.

Herr Freyhauptmann Seebach hat den Armen in der Gemeind und im Spithal zum Austheilen vermacht, weiß aber noch nicht wie viel; an gleichem Ort noch, wo ersteres Vermächtniß, seiner Magd 200 fl.

---

[1]) Meistertag wird in der Stadt Zürich gemeinlich genannt der Sonntag, an welchem vor St. Joh. Baptist und St. Johann Evang. Tag alljährlich auf den Zünften die Zunftmeister von den Zünften erwählt oder bestätiget werden. Leu, Helv. Lexicon.

Der David Füßli hat sollen das Meisterstück machen, nahm's auf und fing daran an. Just noch vorher haben die Buchbinder eine Abänderung und strengere Aufsicht betreffend die Meisterstück bey ihrem Handwerk gemacht. Nun mußte es gerade diesen zuerst treffen; er hat's noch nicht machen können, indem er sich wieder fortgemacht, da er die Zuschaumeister zuerst ein wenig gevoppet.

Herzlich gute Besserung wo's fehlt. Bey uns ist G. L. in der Hauptsach alles gesund. Kleinigkeiten hatte doch fast jedes; lieber Vater eine böse Hand, das Regeli[1]) pflastert schon lang an einem Ueberbein (es balget mich, daß ich's geschrieben). Ich hab 4 Finger wegen G'frörne verbunden; und doch das beste, der Kopf und der Magen, sind G. L. immer wohl: Ersterer braucht zwar die Zeither oft alle Anstrengung zur Thätigkeit, eine Wunde will ihm manchmal alle Lust nemmen, doch auch er ist's, der wieder den besten Balsam zuträgt.

Nun, glaub' ich, darf ich mit Recht einmal enden.

Viele Grüße; behaltet lieb

Euern getreuen Bruder

Hs. Mart. Däniker.

* * *

Zürich, April 1792.

Lieber Schwager und Schwester!

Auch mich hat dein letzter Brief nicht ganz erbaut[2]). Warum? weil wir beyde einander etwas letz verstanden haben. Aber zum Trotz will ich itzt noch viel Neuheiten schreiben.

Zu Unter-Lunkhofen sind 24 Häuser verbrunnen, traf 39 Haushaltungen. Zu Würenlos ist auch ein großes Haus verbrunnen.

---

[1]) Dänikers Gattin Anna Regula Simmler.

[2]) Pfarrer Wolf klagte über seine Stellung, die ihm große Mühe koste, welche aber nicht anerkannt werde.

Es werden zwei neue Zollstuben erbaut, eine bey der Niederdörfler- und eine bey der Kronenporten, zur Erhebung des Weggeldes. Die Zöller kommen dann in die Wohnungen, wo dato die Wachtmeister sind, wann selbe sterben. Die Bauern, die meisten verstehens unrecht und raisonniren, daß man ihnen neue Auflagen mache, da dies gerade zu ihrer Erleichterung errichtet worden, indem nur die Fremden bezahlen müssen und daraus dann der Straßenbau bezahlt wird. Die Zeit wird sie klüger machen.

Vorgestern ist der Camp[1]) angegangen im Hard, der 10 Tag dauert. Es ist eigentlich ein Instruktions-Camp, und haben aus allen Quartieren Leute kommen müssen und Offiziere, um alles wieder auf den gleichen Fuß zu setzen, auch Dragoner, Pörtler und Jäger; Summa über 1400 Mann. Herren Ingenieur Fehr und Breitinger müssen dabey seyn, weil diese dato auf dem Piquet sind. Sie hatten viel Vorarbeit; auch ich mußte noch helfen bei Aufnehmung der Gegend. Auch da der Hauptplan durch Ungeschicklichkeit verderbt worden, mußte ich ihn anderst machen und noch 4 gleiche kleinere. Ferner bis das Lager aufgeschlagen war, mußte ich mithelfen am Auszug-Tag ꝛc. Jtzt gehts lustig und fröhlich im Lager zu, wenn's gut Wetter ist und sie nicht frieren; es ist zwischen Höngg und Altstetten. Herr Pfarrer zu Altstetten ist Feldprediger und wird morgen predigen über Luc. III V. 14. Man fand am Donstag morgen an etlichen Bäumen daselbst Pasquillen angeschlagen, worin über Bedrückungen des Landvolks geschmählt wird, wegen Weggeld, Camp, Handel ꝛc., man wird aber von selbst wieder schweigen.

Man redt immer stark, daß Volk fort müße gen Basel, die Grenzen zu besetzen. Es sind Repräsentanten von Zürich: Herr Rathsherr Hirzel (alt Landvogt von Baden), Sekretair Herr

---

[1]) Im untern Hard wurde ein Übungslager errichtet. Neujahrsbl. der Feuerwerker. 1868 p. 762.

Stethrichter Landolt im Burghof. Auf den 13. hujus ist eine Tagsatzung gen Frauenfeld ausgeschrieben. Die Berner haben 1000 Mann an die Grenzen gegen das Neuenburgische marschieren lassen. Da die Franzosen Bruntrut eingenommen und der Bischof sich geflüchtet, sind die Kayserlichen in bester Ordnung wieder durch das Baslerbiet gezogen. Der französische Kriegsminister hat in einem Schreiben den Schweizerständen, die Kriegserklärung dem Haus Oesterreich berichtet, auch die Schweitzer aufgefordert, daß sie die strengste Neutralität beobachten werden und keine kaiserlichen Truppen durch ihr Gebiet passieren lassen, da sie den Krieg deßwegen erklärt, weil man sich in ihre Angelegenheit mischen wolle, die sie allein betreiben wollen. Von unsrer Seite ist etliche Mal schon an den König und Minister geschrieben worden wegen der mißlichen Lage unseres Regiments, da es in Lyon war und sich vor den Marseillanern zu fürchten hatte [1]). Auch schrieb man, daß man unsere Truppen nirgends brauchen werde, die uns Nachtheil von andern Mächten zuziehen könnten 2c. In verschiedenen Antworten ist jederzeit alles Gute versprochen, und daß man nichts, das wider Verträge und Capitulation sey, thun werde. Das Regiment hat gen Toul in Lothringen marschieren müssen, von da gen Landau, ist dato schon dort. Zeither ist viel geheimen Rath und Räth und Burger [2]).

---

[1]) Das zürcherische Standesregiment in französischen Diensten stand damals unter General Steiner von Uitikon. Bis 1792 hatte das Regiment seine Garnisonen in Südfrankreich und durchlebte die erste Entwicklungszeit der Revolution in Grenoble. Im Mai 1792 wurde es nach Landau verlegt, im September nach Kolmar, von wo es mit militärischen Ehren gen Basel ziehen durfte.

[2]) Es ist hier zu unterscheiden zwischen dem geheimen Rate, dem Kriegsrate, dem Rate (kleiner Rat) und Rät und Burgern (dem großen Rate).

Die Toggenburger rumorten auch wegen dem Weggeld dem Abte zu St. Gallen und zogen vor das Schloß Lichtensteg. Es wird aber gütlich verglichen werden, mittels Zürich und Bern.

Weil landwirtschaftliche Neuheiten Dir intressant sind, will ich auch noch etwas beysetzen.

Letzthin sind auf der Meisen die Preisschriften [1]) im Auszug verlesen worden, und die Original in der Gesellschaft umgeboten worden, 18 sind eingesandt worden, 9 als concurrierend befunden worden, 7 Preis ausgetheilt. Den ersten Preis erhielt Heinrich Müller von Rudolfingen, seßhaft an der untern Straß (alt Baumeister im Spital). Die Fragen betreffen den Rebbau: I. Was der Brenner und Fleck sey. II. Woher er komme. III. Was die besten Verwahrungs- und Hilfsmittel seyn möchten. Unter andern war eine eingesandte Schrift da, die jeden lachen machte, der sie in die Händ bekam; ich fand es auch so. Nämlich der Styl war bäurisch, und dann auf die III. Frag war die Antwort: Das beste Mittel dagegen wäre ein gläubiges Gebeth, das aber leyder bey der jetzigen Zeit so selten ist; und die meiste Schuld hätten die Herren Geistlichen, die man mit einem Schleifstein vergleichen könne, der, so lange man ihn treibe, gehe, so bald man aber aufhöre, still stehe. So die Herren Geistlichen; wann die Obrigkeit ein Büß und Bättag ausschreibe, stellen sie dem Volke ihre Sünden vor und geben sich Mühe; hernach fahren sie im alten Gleis fort und lesen ihre Predigten wie gewöhnlich wieder ab. Die unschuldigen seyen aber nicht gemeynt, indem sie einen braven Pfarrer hätten.

---

[1]) Eine der segensreichsten Einrichtungen, deren sich die schweizerische Landwirtschaft des vorigen Jahrhunderts zu erfreuen hatte, waren die „Bauerngespräche", welche seit 1763 von der naturforschenden Gesellschaft alljährlich abgehalten wurden. Durch Preisausschreiben suchte sie das Interesse an der Landwirtschaft zu heben und den Bauern teils mit mündlichem Rathe, teils mit schriftlichen Anleitungen an die Hand zu gehen. F. Rudio. Festschrift der Naturforschenden Gesellschaft. 1896.

Die neuen Aufgaben betreffen wieder andere Krankheiten der Reben.

Es sind auch Pläne genehmigt worden, die man bey der Preisaustheilung am Maytag den Landleuthen vorlegen und empfehlen wolle: nämlich ein Plan für Errichtung einer Viehseuch-Cassa, ferner, da der Fasel [1]) dies Jahr so theuer war, werde man ihnen Beyspiele von Gemeinden, die selbst solchen gezogen und Nutzen dabey gefunden, zur Nachahmung empfehlen.

Genug wieder für einmal. Lebet gesund und wohl, wünsche herzlich bald guten Bericht, diesmal habt ihr lang gewartet; (wie wär's gegangen, wenn ihr so lange auf unsre warten müßtet) Viele Grüße und alles Guts, und beurtheilet nicht mehr, als wenn so lieblos wäre

Euer getreuer Bruder, Martin Däniker.

* * *

Zürich, den 23. Maji 1792.

Lieber Schwager und Schwester!

Vor 8 Tagen brachte mir ein Spitalcourier die freudige Nachricht, eure Schwester sey eine Kindbetterin. Wünsche von Herzen euch und euerm Kleeblatt Buben viel Glück und Segen.

Zwei Offiziere von unserem holländischen Regiment [2]) sind

---

[1]) Fasel, junges Vieh.

[2]) Standesregiment Hirzel, vide Anmerkung über Gertrudenburg. Die beiden Offiziere waren:

Hans Jacob Escher, Sohn des Hans Jacob und der Margaretha Hirzel geb. den 28. August 1766, Lieutenant in niederländischen Diensten, gieng nach Amerika und starb auf der Rückkehr in London, den 6. Februar 1803.

Heinrich Meiß von Teufen, Sohn des Hans Jacob und der Regula Escher von Glas, geb. den 6. Oktober 1765, ward 1780 Fändrich im Regiment Escher, 1785 Unter-Lieutenant im Regiment Hirzel bis 1792. Hernach ward er 1798 Secretair beim helvetischen Finanzminister bis 1800. Hierauf ward er 1807 Secretair des Stadtraths in Zürich und starb den 23. October 1808.

desertirt und zur französischen Armee übergegangen; nemlich Escher vom Grundstein, der ältere Meis von Teufen; beyde müssen Lumpereyen in unserm Regiment gehabt haben.

Lieber Bruder und ich, haben wie vorl. das Regeli gemeldet, den Eydgenößischen Gruß auf der extraordinairen Tagsatzung [1]) zu Frauenfeld mit angehört. Die Gesandten waren zahlreich, nemlich aus allen Kantonen, vom Abt und Stadt St. Gallen, Biel und Wallis. Herr Burgermeister Ott machte den Vortrag und sagte, wie gegenwärtige wichtige Zeit-Umstände, da zwei der angesehensten Mächte Europas einander den Krieg erklärt, des nahen unser Vaterland und seine Gränzen in gefahrvolle Lagen kommen könnte, den hohen Stand Zürich bewogen haben, eine gemeine Eydgenößische Conférence auszuschreiben und sich gemeinsam zu berathen, was zum Besten des Vaterlands dienen werde; er an seinem Ort habe den Auftrag von seinen Gnädigen Herren die Versicherung zu geben, daß sie bereitwillig seien, kraft gegenseitigen Bundesverträgen, alles zu leisten, was zur Sicherheit des Vaterlandes jederzeit für gut befunden werde, und wünsche Segen zu ihren Berathschlagungen. Alle Gesandten, einer nach dem andern (von jedem Stand der erste) äußerten, wie geneigt ihre Gnädigen Herren gewesen, der Aufforderung des Vorortes zu entsprechen und auf dieser Conferenz sich einzufinden; alle versicherten, daß die Gesinnungen ihrer Voreltern auch in ihren Söhnen fortleben und sie nach Ihrem Beyspiel in jeder Gefahr für's Vaterland, Leib, Ehr, Guth und Bluth aufzuopfern bereit seyen. (Jeder trug's nach seiner Art vor). Der Basler (Burkhardt) redte der schönste, auch der Bieler [2]), er sagte, wie nahe die Gefahr bey ihnen sey, wie ihr lieber Bundesgenoß, der Bischof von Basel, sich habe flüchten müssen und bey

---

[1]) Außerordentliche Gemeineidgenössische Konferenz zu Frauenfeld. 14.—30. Mai 1792.

[2]) Johann Jakob Haas, Stadtvenner.

ihnen Aufnahme gefunden; ja in einer halben Nacht könnten die Feinde vor ihren Thoren seyn 2c. Der zweite Gesandte [1]) von Zug, Ammann Blattmann, ist zu Frauenfeld plötzlich gestorben.

Sonntag Abends bin von einer schönen Reise wieder heimkommen. Die militärisch-mathematische Gesellschaft auf der Meisen macht alle Jahr eine Reise, die Grenzmarchen unseres Lands aufzusuchen und allerley Beobachtungen zu sammeln. Ich wurde aufgefordert mitzukommen. Es waren unser 9: Jkr. Ratsherr Meis, Herr Ratsherr von Orell, Herr Obr. Escher in der Froschau, Herr Zunftseckelmeister Usteri, Herr Major Meyer, Herr Escher im Seidenhof, Herr Ingenieur Fehr und ich. Die Gesellschaft theilte sich oft, die einten übernahmen diese Geschäfte, die andern andere. Meist hatte ich mit Herrn Fehr den Tour auf die Berge, wo wir den Barometer-Stand zu Bestimmung der Höhe der Berge 2c. beobachteten, auch Winkelmessungen vornahmen 2c.

Den ersten Tag giengen wir auf den Hasenberg und waren in Bremgarten übernacht; den zweiten über Lunkhofen, Ottenbach, Maschwanden, Knonau, und waren die einten zu Baar, die andern zu Cappel übernacht, den dritten auf Menzingen, Finstersee, auf den Gutschellenberg, über den Grath desselben auf den hohen Rhone ob der Richtensweiler Egg bis zum 3 Länderstein (dies ist eine 3eckige March, wo Zürich, Schweiz und Zugerbieth zusammenstößt, hat auf jeder Seite einen dieser Schilde), von da giengen die einten auf Richtenschweil, andere gegen Hütten zu übernachten. Am vierten Tag gieng noch ein Theil auf den Zimmerberg ob Horgen, auf Boken alle zum Mittagessen, wo auch noch 2 Gutschen voll von der Gesellschaft von Zürich aus dahin kamen. Die einten fuhren Abends in den Gutschen, die übrigen im Schiff heim. Das war lustig und schön, alle die

---

[1]) Franz Joseph Blattmann, Alt Ammann von Zug.

herrlichen Gegenden und Aussichten. Nach 10 Uhr gieng man in's Beth und um 4 Uhr war man wieder alert.

Lebet wohl und gesund!

Euer Euch liebende Bruder

H. M. Däniker.

* * *

Zürich, Martini-Tag 1792.

Lieber Schwager und Schwester!

Diesmal, dünkt mich, wolle mit Schreiben immer eines bräver weder das andere seyn. Mich freut das Schreiben wieder besser, da ich itzt ein paar mal zur Antwort keine leere Ausflüchten zu lesen hatte. Das Interesse an den französischen Nouvelles trägt viel hier zu bey. Man sagt, Frankreich hätte Herrn Pestalutz [1]) zu Birr das französische Bürgerrecht und die Aufnahme zum Mitglied in die National-Convention angetragen. Ich wüßte ihnen auch einen, der mit Leib und Seel der neuen Constitution aufhelfen, Freyheit, Gleichheit und Menschen-Rechte mit Eifer vertheidigen würde; er beschäftigt sich glaube itzt schon im engen Zirkel Tag und Nacht mit diesen Aussichten von wahrem Völker-Glück, im Geiste freut Er sich seiner muthigen Kleinen, daß sie in so glückliche Zeiten kommen. Aber! Aber! es gibt Zweifler, denen solche Zeiten für die Menschenwelt viel zu vollkommen scheinen, es giebt zu viele Böse unter den Guten, der allgemeine Vortheil im Grunde bringt wenigen Nachtheil; dennoch arbeiten jene immer dem Guten entgegen. Ueberhaupt, glaube ich, können die scharfsinnigsten Politiker den Zustand Frankreichs nach dieser Revolution nicht voraussehen. Ihre Lage verändert sich

[1]) Heinrich Pestalozzi wohnte damals noch auf seinem Gute im Birrfeld bei Brugg.

immer und bekommt dann wieder ein anderes Aussehen. Bald sieht es für die Schweiz ganz ruhig aus und man tadelt hier, daß man den Franzosen Unrecht thue, wenn man nur Verdacht hege. Dann kommen wieder Wolken, die Stürme und Ungewitter drohen 2c.

Wie ich letzthin gemeldet, haben unsere Truppen von Genf bis den 1. Dezember heimkommen sollen. Montesquiou [1]) hat versprochen mit seinen Truppen bis 10 Stund von Genf sich zu entfernen, der französische Ambassador ist in Genf wieder eingezogen, itzt erwartete man nur noch die Ratification dieser Unterhandlung von Paris, und gleich wären denn unsere Truppen heimgezogen. Die französische Republik hat der Schweitz ein Bündniß angetragen. In der gegenwärtigen Lage hat man es abgelehnt, da man die strengste Neutralität beobachten werde. Auf die Ratification wartet man schon lange vergebens. Die Soldaten unter Montesquiou sind unzufrieden, daß er diese Punkten mit den Schweitzern eingegangen, sie hätten lieber in Genf Winter-Quartiere gemacht, sie sollen ihm gedrohet haben. Auch hieße es schon er habe sich flüchten müssen. Unsere Truppen haben es nicht so gut in Genf: Anstatt ihrer warmen Oefen daheim haben sie hier Kamine, schlechte und theuere Kost 2c.

In Bern soll es nicht gar so richtig seyn. H. Schultheiß Steiger und Herr Rathsherr v. Wattenweil sollen Briefe mit den französischen Prinzen gewechselt haben, denselben die Verhandlungen der Tagsatzung zu Aarau u. a. berichtet haben. Von diesen Briefen werden auch unter den Schriften seyn, die die Franzosen

---

[1]) Als Montesquiou Savoyen eingenommen hatte und Genf bedrohte, schickten Zürich und Bern den Genfern 1500 Mann Zuzug, gemäß der Neutralitätsverträge. Darüber war man in Frankreich sehr ungehalten, denn die Besetzung Genfs war für seine Machtstellung von größter Wichtigkeit. Dändliker III. p. 278.

in Verdun von den Prinzen naher gefunden. Diese beiden Berner haben, heißt's, Haus-Arreste.

Solothurn hatte 3 von seinen heimgekommenen Offizieren eingestekt, weil sie wider den Willen und Befehl der Eydgenoßschaft dennoch in Frankreich Clubs besucht haben; man sagt, Frankreich hab' sich bey den Solothurnern für ihre Freilassung verwendet und im Falle es nicht geschähe erklärt, daß es dieß für einen Friedensbruch halten würde. Jtzt seyen sie wieder auf freyem Fuße aber bey ihrer Parole, daß sie nicht außer Lands sich begeben sollen (Man erzählt viel und kommen dann immer neue Zusätze dazu). In Basel sind etliche eingesteckt, die falsche Assignate gemacht haben, ein Licenciat Brenner und sein Sohn, letzterer sei ein Papeyrer; dann ein Uhrmacher von Aarau, der die Stempel gemacht; es kam aus, daß sie einen beträchtlichen Handel mit Uhren von Locle gegen Assignate geschlossen ꝛc. Die Genfer wollen ihre Stadt-Garnison verstärken und auf 1200 Mann setzen, sie begehrten im Zürcher- und Berner-Gebieth die Werbung; Bern hat's erlaubt, aber Zürich nicht.

Vetter von Weiningen hat die Lehrer-Stell gen Küßnacht nicht angenommen; seine Mutter that entsetzlich dawider, vornemlich wegen dortigem Wirthshaus, das von jungen Leuthen so häufig besucht wird, und dann wegen den Jungfern, die er im Pfarrhauß den Anlaas hätte kennen zu lernen. Diese Gründe waren nicht unwichtig, wenn man den jungen Herrn kennt, und just diese Punkten animirten ihn am meisten.

Das Rad auf der Obern Brugg ist eingerichtet worden, daß es den Gesundheits-Brunnen an der Wasserkirch treiben muß, ferner Seewasser in den Münsterhof-Brunnen; es wird ganz eingefaßt und bedeckt, daß es im Winter nicht gefriere.

General Custine habe dem Herzog von Braunschweig auf sein Manifest aus der Schrift geantwortet, nemmlich im I. Buch

der Weish. Cap. VI Vers 3 bis 10 [1]). Zu Mainz habe er predigen lassen aus d. I. Buch der Maccabäer Cap. VI Vers 57—59 [2]).

Es giebt wieder eine schöne Straße zwischen Breiti und Steig.

Herzl. Grüße von uns allen
an Euch und Euere l. Kleinen
Euer Euch liebender Bruder
H. Martin Däniker
Glsr.

* * *

Zürich, 8bris 1792.

Lieber Schwager und Schwester!

Bey diesen wichtigen Zeitumständen, der wahrscheinlich vielen wahren und falschen Nachrichten, die Ihr von euerem Vaterland höret und vernehmet, denk' ich, werdet Ihr euch nach meinen realen Berichten sehnen und diese Euch willkommen seyn.

Daß eine Extra-Tagsatzung auf September zu Aarau war, werdet ihr wohl schon wissen, ebenso die Ablösung der Basler Truppen. Neuer Commandant für immer Herr Rathsherr Felix v. Orelli. Bis zur folgenden Ablösung soll's 4 Monat seyn. Hauptleuthe: Herr Zunftmeister Schinzen 2ter Sohn, Herr Rathsherr und Doct. Hirzels jüngster Sohn, Herr Conr. Escher

[1]) Nehmet zu Ohren, die ihr über vieles herrschet, die ihr euch erhebet über den Völkern, denn euch ist die Obrigkeit gegeben vom Herrn, welcher wird fragen, wie ihr handelt und forschen, was ihr ordnet. Denn ihr seit seines Reiches Amtleute, aber ihr führet euer Amt nicht fein und haltet kein Recht und thut nicht nach dem, was der Herr geordnet hat. Er wird gar greulich und kurz über euch kommen und es wird ein scharf Gericht gehen über die Oberherrn 2c. 2c.

[2]) Darum eilete er weg aus Judäa wiederum ins Königreich, und sprach zum Könige und zu den Hauptleuten: Wir leiden hie Not und haben nichts zu essen und verlieren viele Leute, und dieser Ort ist sehr fest, so wir doch daheim nötigere Sachen zu thun haben, Frieden im Königreich zu erhalten.

aus dem Seidenhof. Herr Diac. Heß [1]) hielt wieder eine herrliche Rede vor der Eydsleistung. Die heimgekommenen Truppen waren gut exercirt auf preußische Manier. Die Basler gaben einem Gemeinen zum Abschied ein Thaler mit der Stadt, den Unteroffizieren einen doppelten dito, einem Lieutenant ein 5 Ducaten-Stück, den Hauptleuthen ein 10 Ducaten-Stück, Herrn Obrist ein dito à 24 Ducaten.

Zeither kommen Courier über Courier von Bern und Genf. Genf begehrt Truppen; von hier sind 640 Mann dahin, die ersten verreisten den 30. September in 3 Abtheilungen 3 Tag nacheinander. Obrist: Herr a. Landv. Salomon Landolt; Hauptleuthe: Herr Jac. Meyer v. Stadelhofen, Herr Kornmeister Füßlin's Sohn, Herr Zunftschreiber Christoph Bodmer im Windegg, Herr Obervogt Brunners Sohn im Niederdorf, Herr Hauptmann Nägeli im Schoren und Herr Hauptmann Schneider von Pfeffikon; Lieutenants: Herr Ehgerichtschreiber Escher, Herr Casp. Weiß vom Streit, Herr Hartman bey der Kerzen, Herr Thomann im Zeltweg, Herr Zunftmeister Otten 2ter Sohn; Fähnrich: Herr Math. Bürkli v. Katzenthörli.

Die Truppen sind aus 73 Piquet-Compagnien gezogen worden, also durch's ganze Land. Viele Freiwillige gab's, andere auch mit Müh' und Muß. Was für ein Lärmen das zu Stadt und Land war, könnt Ihr euch vorstellen, wann man's dazu nur ein Tag vorher weiß und dann fort muß, so geschwind ging's zu. Herr Diac. Heß hielt jeden Abend vor der Abreise 3 herrliche Reden an die marschfertigen Truppen unter einer schrecklichen Menge Zuhörer in der Fraumünster-Kirche. Am Samstag nach der Predigt copulirte er noch einen Soldaten mit seiner Halbfrau (NB. sie blieb zurück).

---

[1]) Joh. Jakab Heß. geb. 1741. Diakon zum Fraumünster. 1795 Antistes.

Die Franzosen machten Miene auch Truppen in Genf zu legen kraft der Verträge von 1782. Die Berner sind dort 940 Mann, Summa mit den Unsern 1600. Der Berner Landvogt schrieb an den französischen General, meldete ihm die Absicht unserer Truppen, daß gar nichts feindseliges man vorhabe, sondern man nur die Gränzen bewache und die strengste Neutralität jederzeit beybehalten werde. Montesquiou soll wieder sehr höflich geantwortet haben; aber doch ziehen sich Truppen nahe Genf zusammen, Cannonen werden vorgestellt rc. Die französische National-Convention soll ihrem General Erlaubniß gegeben haben, durchzumarschiren und durchzudringen, wo sie nöthig finden. Den Bernern will bald die Katz den Bukel n'auf kriechen, sie haben von Zürich einen Represententant begehrt, Herr Rathsherr Hirzel v. Rech [1]), der als solcher auch zu Basel war, wird heut dort anlangen. Genf begehrte auch einen. Von Zürich ist darzu erwählt Herr Rathsherr Pestalutz, von Bern Herr Rathsherr Frisching. Diese Stellen sind nicht begehrt. Wenn neue gefährliche Berichte kämen, müßten 4000 Mann fort. Unsere GHn. und die Canzley rc. haben schreklich viel zu thun. Im Zeughauß wird über Kopf und Hals gearbeitet. Jeder Auszug bekam schöne gleiche Flinten aus dem Zeughaus, die eignen stellten sie ab.

Unsere Gnädigen Herren haben in der Schweitz bey der dermaligen Lage den Ruhm weiser Vorsicht, Mäßigung rc. Alle Vorfälle werden von hier den Mittständen communicirt. Unsere beiden Repräsentanten sind von sanfter Gemüthsart. Bern ist dermalen gar freundschaftlich. Geheimer Rath, Kriegsrath, Rath, und Räth und Burger ist häufig. Von Basel ist dermalen die Gefahr wieder entfernter. Herr General Steiner und Herr Zunft-

[1]) Hans Kaspar Hirzel beim Rech; ein Führer der Opposition gegen die Helvetik; 1802 Mitglied der prov. Regierung. Er wurde zu Aarburg 6 Monate lang gefangen gehalten.

meister Frieß sind dermalen in Basel, unser abgedanktes französisches Regiment [1]) zu empfangen, Flinten, die Ihnen dort abgenohmmen werden, bekommen sie von hier, und dann grad mit gen Zürich. Ob sie bey der jetzigen Lage etwa noch gebraucht werden, weiß man nicht. Alle Tage wird ihre Ankunft weiter n'aus gesagt; daß sie dato schon in Basel seyen glaub schwerlich.

Der Herr General Steiner hat eine Bittschrift vorgelegt vor Rath und Burger vor [für] das Regiment; sie haben aber wenig Freund im Rath, noch weniger bey der Bürgerschaft; sie werden mit wenigem vorlieb nehmen müssen. Mancher abgedankter Offizier wird wohl s. Zeit einem meritirten Burger im Weg stehen.

Die meisten der Schweitzer Garden in Paris bestand aus Freyburgern und Solothurnern. Fremde Kutschen kommen zeither in Menge, viele Genfer.

Man glaubt nicht, daß der Wein heuer gut werde, die unreifen Trauben fangen schon an faulen und doch ist er immer theuer im Preis. Obs gibt's ziemlich, das Brod ist Gott Lob noch nicht theuer.

14 Tag hab ich schon zu Schlieren in Ingenieur G'schäften gearbeitet und war im Pfarrhaus wohl logirt. Wegen dem schlechten Wetter und itzt der vielen Professions-Arbeiten mußt ich aufsteken und auf den Frühling versparen.

Nun wieder einmal genug geschrieben. Lebet gesund und wohl! Viele herzliche Grüße

Euer Euch liebender Bruder

H. Mart. Däniker

Glsr.

---

[1]) In Habsheim (Elsaß), einer 5 Stunden von Basel entfernten Ortschaft, mußte das Regiment v. Steiner die Gewehre abgeben, wogegen ihm auf Schweizerboden solche aus der Heimat zugestellt wurden. Den 14. Oktober traf es in Basel ein, den 18. Oktober 1792 in Zürich, wo die Entlassung am folgenden Tage erfolgte. Neujahrsblatt der Feuerwerker.

Zürich, den 28. November 1792.

Lieber Schwager und Schwester!

Wenn die Lage der Schweitz mit Frankreich je gefährlich gewesen, so scheint's es dermalen zu sein. Couriere über Couriere kommen, der G'heime Rath muß sich oft versammeln. Letzten Montag und heut wieder ist Räth und Burger, aber ich weiß die heut zu verlesenden Neuheiten noch nicht. 30,000 Franzosen unter Kellermann sollen gegen das Pays de Vaud im Anzug seyn; ferner soll eine andere Armee gegen das Münsterthal anrücken. Dem Pays de Vaud traut man nicht. Unsere Truppen werden den ersten Dezember aus Genf alle abgereist seyn, den Franzosen zu zeigen, daß man friedfertig gesinnt sey. Man sagt, die Franzosen werden dann gleich in Genf einrücken; ferner, Genf sey schon auf französischer Seite. Man überläßt [es] sich selbst. An die französischen Generäle gehen Schreiben ab, ihre Gesinnungen gegen uns zu erforschen und die unsern ihnen zu melden. Bern wünschte, daß unsere Genfer Truppen in ihrem Gebiet Halt machten, aber schwerlich; doch redt man stark, als wann 5000 Mann fort müßten den Bernern zu Hülfe. Ob dies, wie die ersten Male, freywillig geschähe, glaub [ich] nicht, denn Burger und Landmann ist über die Berner aufgebracht, und viele reden, daß sie nicht gegen die Franzosen stehen wollen. Wir wollen hoffen, es werde nicht nöthig seyn und das Ungewitter werde, wie schon manchmal, sich wieder aufheitern und vertheilen. Letzthin haben die Winterthurer ein Schmaus beim wilden Mann gehabt, wegen ihrer Freude über den Sieg der Franzosen bei Jammaque [1]) [Jemappes], sie sollen da der Zürcher und ihrer Oberkeit Gesundheit getrunken haben, dann [die] der französischen Nation mit stärkstem Jauchzen. Einem Rathsherrn, der dabey war, dörfte

[1]) In den Niederlanden. Sieg des Generals Dumouriez über die Oesterreicher am 6. November 1792.

man nicht anderst als Burger sagen. Es waren in ca. 80. Man hat sich erst in Zürich stark hierüber aufgehalten, doch bey näherer Nachricht kann man es nur als eine friedliche Freuden-Mahlzeit ansehen.

Zwei eh'dem französische Offiziere, ein Ziegler vom Pelican [1]) und Hirzel [2]) (Herr Sekelmeisters) die im Frühjahr schon vom Regiment heimkamen, weil sie allein der Nation nicht schwören wollten, suchten nachher bey der combinirten Armee Dienste, wurden von den Oestreichern angestellt und dienten als Wachtmeister bei der Belagerung Ryssels, itzt sey dies Regiment über die Grenzen zurückgezogen.

Ende dermalen nebst freundlichen Grüßen von

Uns allen Euer Euch liebender Bruder

Hr. Mart. Däniker, Gls.

* * *

Zürich, den 15. December 1792.

Lieber Schwager und Schwester!

Just wie ich meinen letzten Brief an Euch schrieb, waren schlimme Nachrichten angelangt, die sich aber G. L. bald wieder verlohren. Die Abreise unsrer Truppen von Genf ist erkennt gewesen und geschehen den 1. December. Bey den Bewegungen und Anrücken der Franzosen fördteten sich die Berner wegen ihrem Pays de Vaud; sie verlangten von Zürich, daß unsre

---

[1]) Jakob Christoph Ziegler, geb. 1768; trat 1785 in französische Dienste, weigerte sich aber, wie sein Kamerad Hirzel, der französischen Nation den Eid zu schwören, verließ 1791 mit demselben das Regiment, trat 1792 in kaiserliche Dienste; 1814—29 General-Major in niederländischen Diensten. Biographie: Neujahrsblatt der Feuerwerker 1884. 1885.

[2]) Hirzel, das achte von vierzehn Kindern des Seckelmeisters Salomon Hirzel, trat mit Ziegler 1792 in kaiserliche Dienste und fiel im Oktober 1799 vor Ancona.

Truppen in der Watt halt machen möchten zu ihrer Disposition und Sicherheit. Den 8. hujus war Räth und Burger deswegen bis Abends 5 Uhr. Es wurde pro et contra viel geredt; einige wollten sie den Bernern nicht lassen; weil diese Truppen bey ihrem Auszug nur für Genf bestimmt gewesen, könne man sie nicht thun, wo man wolle, und dann seye die ganze Eydgnoßschaft mit Bern verbündet, es müssen alle dran. Die mehrern redten dafür, sagten, man könne dies den Bernern nicht wohl abschlagen, da sie gegenwärtig so viel auf Zürich halten, so freundschaftlich und nachgebend seyen; wie es uns im Fall der Noth gienge, wenn die Berner uns nicht beystühnden; wie die alten Geschichten Proben ihres kräftigen Beystands aufwiesen ꝛc. Summa: unsre Herren wünschten, daß die Truppen ihnen einmüthig bewilligt werden möchten; doch kam's noch zum Mehr, und wurden sie ihnen mit 122 gegen 18 Stimmen überlassen, nemmlich so, nicht als Hülfstruppen der Berner, sondern unter diesem Namen: zur Sicherheit der Eydgnößischen Grenzen. Es war den Bernern auch hauptsächlich darum zu thun, ihren Unterthanen zu zeigen, wie gut sie mit Zürich stühnden und auf ihren Beystand im Fall der Noth zählen könnten. Sie versicherten zwar, daß es im Pays de Vaud gut stühnde und ihre Unterthanen Treu und Anhänglichkeit an die Schweitz versprechen, auch, daß sie ihr Land mit Gut und Blut verfechten wollten und kein Spann breit verlieren wollten. Herr F. Barthélemi [1]), der französische Ambassador in der Schweiz, der zu Baden residirt, war hier, versicherte, daß man gewiß nicht glauben solle, daß seine Landsleute gegen die Schweitz was im Sinne hätten. Von hier reiste er nach Bern, gab die gleichen Versicherungen. Nach der Abreise unsrer Leute von Genf haben

---

[1]) François de Barthélemy, Gesandter v. Frankreich in der Schweiz 1792—1797. Papiers de F. de B. par Jean Kaulek. 1886.

sich die Franzosen weiter von der Grenze fortgezogen. Unsre Truppen hielten in Nyon et Roll (Herr Barthélemy wird schon lange von unsren Herren als ein rechtschafner Mann geschätzt). Nach diesen Vorfällen verlohr sich die Furcht der Berner, sie dankten sehr höflich und freundschaftlich für die Ueberlassung unsrer Truppen, welche sie wohl gefreut, und nun dieselben nicht weiter nöthig hätten, auch die ihren selbst abdanken werden (sie hatten in allem etwa 15000 Mann auf den Beinen). Künftigen Montag wird wieder die Ankunft dieser Truppen in Zürich seyn; sie werden in die Wirthshäuser vertheilt, ein Theil wird in den Bürgershäusern schlafen (die Piquet-Offiziere werden vorerst bekommen); 4 von unsern Leuten sind in Genf gestorben, 10 liegen im Bern-bieth noch krank aber nicht gefährlich. Herr Freyhauptmann Brunner (Herrn Obervogts Sohn) ist krank heimgekommen, am Fieber (weiß aber nicht was für eins; Summa: er könnt eine reinere Aufführung haben).

Herr Syndic Rigaud von Genf ist hier gewesen und hat im Namen seiner Herren für die ihnen erwiesene Freundschaft höflich gedanket.

Herr Rathsherr und Repräsentant Hirzel wird itzt nächstens auch von Bern wieder heimkommen. Herr Rathsherr Pestalutz ist da von Genf. Die letzten Nachrichten von Genf lauteten, daß sich schon dort ein Aufstand ereignet; die Bürger liefen meist mit rothen Mützen durch die Stadt, vor dem Rathhaus stellten sie den Freiheitsbaum auf, und es drohte ein Blutbad. Die Obrigkeit nahm zu sanften Mitteln Zuflucht, frug nach ihrem Begehren, um ihnen zu willfahren und Gefahr wo möglich abzuwenden. Sie begehrten mehrere Gleichheit, daß in Zukunft alle Bürger Zutritt und Stimm im Conseil général bekommen sollten, der dato etwa aus 1500, dann aus circa 5000 bestühnde, ferner Befreyung von etlichen Abgaben ꝛc. Die Antwort unsrer Gnädigen Herren auf dies Schreiben war: sie wünschen, daß sie bald

Ruh und Einigkeit wieder herstellen könnten und alles Unglück verhüten möchten. Wie es ferner gehen wird, wird die Zeit lehren.

Der Bischof von Basel hat sich aus seinem Land geflüchtet über Zürich nach Constanz. Ein Theil seines Landes wolle sich unter den Schutz Frankreichs, ein anderer unter Biels und ein dritter in der Berner Schutz begeben.

Solothurn hatte auch vorläufig um gemein Eydgnößische Assistenz gebeten, im Fall die Franzosen im Leimenthal [1]) vorrücken würden.

Letzten Sonntag ist Meistertag gewesen; die schöne bürgerliche Freyeit wurde da benutzt und fast auf allen Zünften waren Anbringen. Auf dem Widder dankte Herr Chorherr Kramer in einer schönen Rede dem Herrn Bürgermeister und der Obrigkeit für ihre große Bemühungen, Sorgfalt und Treu in den Gefahren des Vaterlands rc. Das gleiche geschah noch auf mehrern Zünften. Ferner hatten ähnliche Anbringen auf der Safran Herr David Vogel beim gelben Hörnli [2]); auf der Schmiden Uhrmacher Zeller, älter; auf dem Widder Herr Pfarrer Meister und Herr Eisenherr Wieser; auf dem Rüden Herr Tuchherr Tobler rc. Sonderheitlich auf der Safran wollte es anfangs Feuer geben, das Bott dauerte bis nach 3 Uhr. Herr Vogel behauptete, es stühnde im Libell, wenn es um Krieg und Frieden zu thun sey, müße dies vor eine ganze Bürgerschaft gebracht werden; nun sey man bey den diesjährigen Auszügen nach Basel und Genf in ähnlichem Fall gewesen, aber nur die Obrigkeit habe da befohlen; der Bürger und Landmann, der sein Weib und Kind und Leben

[1]) Das Leimenthal erstreckt sich von der Blauenkette des Jura bis nahe an Basel, gehört aber theilweise zum Elsaß.

[2]) David Vogel zum gelben Hörnli, 1798 Mitglied der zweiten Landesversammlung, Kantonsrichter, 1803 des großen und kleinen Raths, Vater des Historienmalers Ludwig Vogel.

preiß geben mußte, hätte nichts dazu zu sagen, die Truppen mußten nur folgen, ohne zu wissen, was man all's mit ihnen vor hätte; sie halten ihre Räth und Burger Verhandlungen zu heimlich; man seye bey den Auszügen nicht ganz dem Piquet-Tour gefolgt, sondern habe meist die Offiziere durch freye Wahl ausgewählt. Herr Vogel wurde von Herrn Hauptmann Rordorf [1]) auf dem Münsterhof unterstützt. Natürlich wurde von den Herren vieles gründlich wiederlegt, es sey weder um Krieg anfangen, noch Frieden schließen nie zu thun gewesen, sondern nur um Bewachung der Grenzen. Die Räth- und Bürger-Beschlüsse seyen nie so heimlich gehalten worden, sondern bald unter die Bürgerschaft gekommen, daß, wenn ein Bürger was wundre und gewundert habe, er einen Herrn des Raths gradezu fragen könne, der ihm die Lage der Sache und die Verhandlungen nie absagen werde 2c. Man begehrte dies Anbringen soll vor Meine Gnädigen Herren gebracht werden. Die Herren Zunftmeister wolltens ablehnen. Endlich versprach's Herr Ratsherr und Dr. Lavater und da auch Herr Stadthalter Hirzel. Ferner wurde angebracht, man möchte wünschen, daß man ernstlich solchen Verläumdungen und schandlichen Blättern ihren Urhebern nachspühren möchte und strafen (wie z. B. über den verdienstvollen Herr Pfarrer Lavater geschehen, da vermuthlich von Zürich ein schandlicher Artikel in die Straßburger Zeitung eingerukt wurde, ich weiß nicht, ob du sie auch liesest, es wird in der etwa vom ersten December seyn, über seine Predigt, „der Galgen“ 2c. Herr Pfarrer Lavater ließ in die Bürkli-Zeitung setzen, obiger Artikel wäre Verläumdung und Unwahrheiten, er wünschte den Namen des Urhebers zu wissen, er dörfe zu seiner Sachen seinen Namen beysetzen, er

---

[1]) Hans Jakob Rordorf, Kaufmann, auf dem Münsterhof, 1736 bis 1811, Regierungskommissär zu Rheinau 1799, Pannerhauptmann, Mitglied der Verwaltungskammer.

wollte dann diesen eines bessern überweisen). So siehst du auch, wie es in deinem Vaterland zugehet. Auch dem Bauren, der immer aufgeklärter wird und von Freyheit und Gleichheit hört gefällt dies nie, daß er nicht wie der freye Städter freye Handelschaft treiben darf. Der Winterthurer erkennt Zürich nie gern für seinen Oberherrn. Dies sind freylich nur so Reden, und gibt an allen Orten auch Wirbelköpfe. Doch im Ganzen ist's Gott Lob ganz ruhig, und jeder Rechtschafner freut sich des Glücks, ein Burger und Bewohner dieses freyen Landes zu seyn, und solcher, die dies einsehen, sind weit der meiste Theil.

Herr Pfarrer Leonhard Meister[1]) soll am schärfsten geredt haben, die Metzger fiengen an zu brummen und riefen ihm „Jacobiner" zu; Herr Burgermeister erzählte ihm drauf den langen Räth und Burgertag ꝛc.

* * *

Zürich, den 30. Martii 1793.

Lieber Schwager und Schwester!

I.

Auf nächst kommenden Posttag dachte ich Euch einen großen Brief zu schreiben, alle erdenkenden Neuheiten zusammen zu kratzen. Nun ist inliegender Brief aus Holland kommen, den wir gleich spediren wollen, und da ich die Relation der Belagerung Mastrichts copirt, so bleibt mir itzt wenig Zeit vor Abgang der Post mehr übrig. — Das ist guter Pfeffer, so Euch letzthin l. Vater geschikt hat, fast sollt ich noch mehr Broken und Sauce dazu machen, aber dermalen ist mir die Zeit zu kostbahr. — Wie ich's giebe, nemm ich's auch gern wieder an; Liebe, die muß zanket han ꝛc. ꝛc.

---

[1]) Leonhard Meister, Pfarrer zu St. Jakob um 1741, 1773 Professor der Sittenlehre, Geschichte und Erdbeschreibung an der Zürcher Kunstschule.

Barthélemy hat man einsweilen als Geschäftsführer Frankreichs in der Schweiz anerkennt. Ihre Commissarien haben im Münsterthal viel befohlen und Leute auf ihre Seite gebracht, die itzt gern französisch wären. Dieses Neutralitäts widrige Verfahren ist dem Gesandten Barthélemy mit Vorstellungen verdeutet worden. Gut, daß die Franzosen in den Niederlanden nicht réussiren. Wer weiß, wie sie noch mit der Schweiz angebunden hätten. In Genf ist's noch nicht kostlich. In Basel hat's schon allerlei Verdrießlichkeiten mit den Franzosen gegeben, doch nicht so, wie die Gerüchte sagten, nichts Bombardierens; aber eine Schiffbrücke über den Rhein im Baslerbiet wollten sie schlagen. Jetzt sollen sich unter Basel gegen 30,000 Kayserliche zusammenziehen unter General Wurmser; die Franzosen werden itzt auch da das Schnäufeli zurückziehen müssen.

Die Prinzen haben auch an die Schweiz geschrieben und als Regenten von Frankreich wollen anerkennt seyn. Das Antwortschreiben war aber nur Condolenz und überhanpt gute Wünsche.

Die verlangte Truppenvermehrung nach Holland ist kraft alten Verträgen bewilligt worden; 600 Mann, doch alles Freywillige. Schon etliche Recruten-Transporte sind fort.

Unser holländisches Regiment [1]) hat den Schweizer Ruhm wüst befleckt, daß sie Gertrudenberg mit einem einzigen gehabten Todten übergeben. Der Commandant war ein 80jähriger Mann. An der Uebergab seyen vornemlich 3 Offiziere und die Bürger schuld; diese Offiziere sind Schmid, Hofmeister und Meyer, alte Männer, die alle holländische Weiber und Familie haben. Sie

---

[1]) Am 2. Februar 1793 war das Zürcherische Standesregiment Hirzel in Gertrudenburg eingerückt. Der Kommandant der Festung, welche in geschützter Lage am Zusammenflusse der Doug und der Maas lag, war Generallieutenant Bedault, aus Neuenburg gebürtig, ein guter alter Herr. Die Franzosen rückten gegen die Festung vor, welche nach kurzem Bombardement kapitulirte. Die Vertheidigung hatte keine 8 Tage gedauert.

sitzen würklich gefangen und sollen ihnen die Köpfe wackeln; wenn nur nicht, wie einige wollen, noch Verrätherey dahinter stak. Die meisten andern Offiziere und Soldaten sollen so erbost wegen dieser Uebergab gewesen seyn, indem sie schlachtdürstend waren und sich gegen die Franzosen zu messen wünschten. Noch mehr erbittert wurden sie, da sie die leichten und lumpigen französischen Soldaten einziehen sahen.

Der Commandant zu Hüningen hat Ordre von Paris eine Batterie gegen Basel bauen zu lassen; deßwegen unterhandelte man mit ihm. Er antwortete, er dörfe sie nicht eigenmächtig oder ohne Befehl aus Paris wieder zerstören.

II. [1]

Es sind zeither wieder sehr beunruhigende Berichte wegen den kriegführenden Mächten eingegangen. Die Basler befürchteten einichemal den Durchzug der Oestreicher, auch die Franzosen machten manchmal Streiche. Vor etwa 14 Tagen war einmal ein gewaltiger Lerm, und sandten die Herren Basler expresse her um bundesmäßige Hülfe. Zürich mahnte 350 Mann auf, und Bern wollte 5000 geben, man wartete nur noch auf Bericht. — Die Vorfälle bey Weißenburg und Lauterburg [2]) aber machten, daß die Oestreicher sich wieder zurückzogen. Dato sind zwei Thore in Basel geschlossen, die Wachen verstärkt, Rathsherren bey den Thoren, weil unter anderem auch gar viele Deserteure anlangten. Summa: alle nöthige Behutsamkeit und Klugheit wird angewandt. Diese Woche kam Bericht, daß die Franzosen

---

[1]) Die zwei Theile gehören nicht zusammen, Schluß des ersten und Anfang des zweiten Briefes fehlen.

[2]) General Hoche griff am 25. und 26. Dezember die von General Wurmser besetzten Weißenburger-Linien (les lignes de la Lauter), welche damals für einen besonders strategischen Punkt am Mittelrhein galten, an, erstürmte sie und zwang die Oesterreicher zum Rückzug, worauf auch die Preußen in die Nähe von Mainz zurückgingen.

bey 400 Mann auf Flößen über den Rhein zu kommen einen Versuch machten. Aber es bekam ihnen übel; die meisten fanden den Tod im Wasser. Einige wollten an der Schuhmacher Schanze[1]) Baslergebiets landen, aber man gestattete es ihnen nicht, bis sie sich als Deserteurs namentlich übergeben wollten.

Hier werden alle nöthigen Vorkehrungen wegen befürchtender etwaniger Speerung des Brod und Fleisches getroffen. Der König in Preußen hat in einem Schreiben an hiesigen Stand sich sehr beklagt und mit der Speerung gedräut, weil den Franzosen so viel Frucht und Vieh zugeführt werde. Wirklich hört man auch hier von solchen Contrebandiers bei Dießenhofen und der Enden. Es wird itzt aber ernstlich nachgeforscht werden.

Die Walliser hatten auch ein wüstes Ey gelegt, sie kriegten aber einen Wischer von sämmtlichen Eydgnößischen Ständen. Es sind nemlich 150 Maulesel mit Kisten beladen aus dem Piemontesischen durch's Wallis passirt. Es ward zwar für Kaufmannsgut angegeben, aber sie merkten wohl, daß Flinten darin waren, und ließens doch passieren; die Mannschaft passierte unbewaffnet unter allerley Vorwand. Diese Truppen nun hatten Progresse in Savoyen gemacht. Die Franzosen dräuten den Wallisern. Sie [d. h. die Walliser] begehrten nun Hülfstruppen von den Ständen; man war nicht so willfährig. Dieses Ungewitter hat sich aber wieder vertheilt.

Die Verhaftnehmung des Semonville[2]) 2c. an der Italienischen Grenze hat auch etwas Furcht und Bewegung anfangs gemacht, aber G. L. ohne weitere Folgen.

---

[1]) Die Schusterinsel gehört zu 2/3 Theilen zu Basel. Der untere Theil dagegen schon zum Elsaß. Näheres vide Dr. Paul Schweizer. Geschichte der schweiz. Neutralität.

[2]) Charles Louis Huguet Marquis de Semonville, Gesandter der französischen Republik an den Savoyerhof. Seine Mission fiel durch die Verhaftung dahin.

Von dem General von Salis [1]) redet man schlecht, als wenn er ein Verräther gewesen.

Viele Neuheiten werden immer der Stadt und Land kundig, die nur Wind sind.

Ein sehr bedenklich und gewichtiger Zeitpunkt ist dermalen Gott Lob, daß die Eydgnoßschaft so einig und ruhig unter sich ist. Die Franzosen haben nun ihr Land ganz gespeert und lassen nichts rein noch raus.

Nun will ich enden. Lieber Vater schreibt nicht, er ist im Rath, lieber Bruder hat Geschäfte wegen den Soldaten, die er morgen bekommt. Wir sind Gott Lob alle gesund, hoffen das gleiche von Euch zu vernemmen.

Viele Grüße von allen Verwandten und Bekannten Euer Euch liebender Bruder

Hs. Martin Däniker.
Gl.

* * *

26. November 1794.

Lieber Schwager und Schwester!

Gut Ding muß Weil han! wäret Ihr mit einem kleinen Brief zufrieden gewesen, so hätte kein Posttag versäumt werden müssen; aber einen großen Brief zu schreiben, war mir nicht eher möglich, und weder Bruder noch Schwester mögten es über sich nehmen. Nun zur Sache oder den Nouvelles.

Herr Huber, Metzger, ist mit 93 Votanten Cammerer worden. Herr Hauptmann Corrodi, Glaser, hatte 87 Votanten. Nun meldet er sich um das Hinteramt neben Herr Rittmeister

---

[1]) Joh. Gaudenz von Salis-Seewis, der Dichter. Er trat in Graubünden für Anschluß an die Helvetik auf, mußte mit der unterlegenen Patriotenpartei flüchten, wandte sich an die helvetische Regierung nach Aarau und wurde 1799 zum Generalstabschef der Schweizer Milizen ernannt.

und hat bis dato gute Hofnung. Herr Spitalschreiber Brunner ist O. Spitalmeister worden und der Ludi Schweitzer aus der Mählwag wird Spitalschreiber. Herr Zunftmeister Wegmann zum 2ten Mal Pfleger gen St. Jakob. Ehrichter: Junker Rathsherr Conrad Meiß und Herr Landschreiber von Orell im Grabenhof. Dein Vetter Hans Tobler ist Schaffhauser Amtmann worden; aber es kostete ihn 9000 fl., nemlich 6000 fl. ist der Kauf oder Lehenschilling und 3000 fl. mußte er für den ausgetretenen nachzahlen; ferner kostet's ihn alle 6 Jahre zur Erneuerung des Lehens 36 Louis d'or. Es heißt, das Amt seye ohne Haus und Herberg keine 300 fl. jährlich. Es bewarben sich viele dafür, wo man glaubte, sie würden für gewiß; aber vermuthlich gefielen die Bedingungen den wenigsten. Herr Pfarrer Tobler zu Dietlikon hat die Parol zu Altstetten im Rheinthal. Die Altstetter hätten Herr Oncle Pfarrer zu Marpach[1]) gern gehabt, es ist das nächste Ort; aber er hat nicht wollen. Er ist auch Iller und der Rebsteiner.

In Bärentschweil hat sich eine lustige Geschichte ereignet. Da dermalen die Bauern an den meisten Orten ein Freyheitsschwindel haben, so ward auch den Bärentschweilern eine Floh in den Kopf gesetzt, es sey in ihrem alten Thurm ein verborgner Gehalter, wo Schriften lägen, die von vielen Freiheiten redeten ꝛc. Ein Trupp von zirka 100 Mann bestürmten in dieser Absicht die Kirche. Der Vogt hielt sie vor eigenmächtigem Handeln ab und stellte ihnen das gefahr- und nachtheilige vor, das sie sich zuziehen würden: sie sollten vorerst den Herrn Landvogt zu Kyburg um Erlaubniß fragen. Sie folgten; der Herr Landvogt erlaubte es ihnen mit dem Zusatz, wenn sie, wie leicht zu vermuthen sey, dem alten morschen Thurm schadeten, der vielleicht

[1]) Pfarrer Fries. Die paritätische Pfarrgemeinde Marbach im Rheintal wurde vom Stift St. Gallen mit einem evangelischen Prediger besetzt.

gar einstürzen könnte, so müßten sie's selbst allein wieder vergüten. Dieß schreckte einige ab; doch mußte gesucht seyn; aber sie fanden nichts weiter als Spinnwubben.

Die Gemeinde Fehr-Altorf ware anfangs auch sehr aufrührerisch gesinnt. Ihr Herr Pfarrer wandte alles mögliche an, sie auf bessere Gedanken zu bringen und führte ihnen ihre Verirrungen zu Gemüthe &c. &c., er brachte sie so weit, daß sie eine schriftliche Declaration an Ihre Gnädigen Herren einschickten, des Inhalts, daß aller Gemeindsgenoßen aufrichtiger Ernst seye, daß sie treue Unterthanen seyn und bleiben wollen, und dieses im Fall der Noth auch mit Guth und Bluth bezeigen wollten. Es wurde dem Herrn Landvogt zu Kyburg eine Erkanntnuß zugestellt, daß er dieser Gemeinde das Obrigkeitliche Wohlgefallen bezeugen sollte. Dem Herr Pfarrer Beyel wurde ein gleiches schriftlich zugestellt. Seither hat die Gemeinde Pfeffikon die gleiche Declaration unsern Gnädigen Herren zugeschickt.

Den 2 Otenbachern[1]) die wegen Schmälerey gegen die Obrigkeit, erst seit der verlesenen obrigkeitlichen Declaration gefangen saßen und nicht zu der Stäfener Sache gehörte, ist der Proceß gemacht worden: 1. von den Herren Nachgängern ein scharfer Zuspruch, 2. von dem geschlossenen Stillstand zu Otenbach, wo Herr Decan von Kappel nebst dem Herrn Pfarrer und den andern Stillständern ihnen, nachdem sie vorerst nochmalen ihren Fehler reuend einstühnden, einen nachdrucklichen Zuspruch halten werden, 3. über dieses Fest exkommunizirt und 2 Jahre von allen Gemeinds-Anläßen weg, 4. der Freyamts-Fähndrich, der gleich anfangs reuend war, seine Reden eingestuhnd und um Gnade bat, per 10 Mark Silber gebüßt, und

---

[1]) Während der Unruhen wurden im Amt Knonau über hundert Personen zu Bußen verurtheilt, also mehr als im Seebezirk.

sein Bruder, der anfangs halsstarrig war, per 15 Mark. Diese Buß wurde den Armen in der Gemeind geschenkt.

Was die Stäfener Affaire anbelangt, so sind in diesen 4 Wochen von der Ehren=Commission 110 Verhöre gehalten worden; die Herren saßen manchmal bis Abends späth. Die 5 vornemmsten sind noch nicht inhaftirt und noch 82 Persohnen mehr und minder strafbar. Die 5 sind die beyden letzthin gemeldeten Pfenninger und Ryffel von Stäfa, wovon der erstere wegen seinem Trotz in Oetenbach kam; ferner ein junger Neracher von Stäfa, der auch zuerst auf dem Rathauß saß und aus gleicher Ursach in Oetenbach. Dieser muß ein feiner belesener Kopf seyn, Autor und Dichter, und der Autor des Memorials, er sey glaub' noch nicht 30 Jahr alt. Der vierte, der reiche Stapfer von Horgen, der aus dem Oetenbach, wo er vorerst war, auf das Rathauß gesetzt wurde. Der fünfte ein Schärer Staub von Pfeffikon; dieser wäre einer der schlimmsten, indem er am meisten seiner Zeit das Memorial und die aufrührischen Gesinnungen verbreitete; aber dieser solle von Anfang an alles eingestanden und die realste Auskunft gegeben haben. Vorige Woche rotteten sich die Stäfener zusammen und wollten eine Gemeinde besammelt haben um wegen Befreyung der Gefangenen zu berathen. Die Vorgesetzten konnten sie mit Mühe zurückhalten. Es wurde schleunigst gen Zürich berichtet; noch Abends à 7 Uhr war Geheimer Rath; morndest dem Rath communicirt und erkennt, daß die Herren Ober= und Landvögt ihre Untervögt und Beamten beschicken sollen, sie bei ihren Eyden auf's Neue auffordern, alle Zusammenrottierungen zu verhindern, auf alles sorgfältig Acht zu haben und die Unruhstörer ungesäumt zu paken und auf Zürich zu liefern. Seither war es ruhig. Der Stapfer von Horgen ist auch einmal loosbegehrt worden. Der Brief auf den sie sich in ihrem Memorial stützten, ist 1489 datiert und bei Anlaaß des Waldmannischen Auflaufes von dem neuen

hörnernen Rath, der aber dazumal bald wieder entsetzt worden, den Landleuten, welche sie zu Freunden haben mußten, gegeben worden. Ein Lieut. Bleuler zu Küßnacht hatte ihn; bey diesem waren auch Zusammenkünfte; aber seitdem er sahe, daß es gefehlt hatte, schlug er die Versammlung ab. Jkr. Ratsherr Meiß (alt Landvogt von Andelfingen) ist einiche Zeit im Schloß Knonau gewesen, wo er Verhöre hielt und Aufsicht hatte, weil dasiger Herr Landvogt eine ziemlich schwache Regierung hat.

Man hoft nun das ganze Geschäft bald beendigen zu können. Letzten Montag wurde dem Rath und Burger, der bis Mittags um 2 Uhr dauerte, von allem relatirt und gemeldet, daß man glaube, man könne grade nach dem Neujahr beendigen und man glaube, es wäre dienlich den 5 Gefangenen das Urtheil vor diesem höchsten Gewalt zu bestimmen. Hingegen den 82, die mehr oder minder strafbar seyen, könnte man vor dem kleinen Rath abschließen. Nachdem viel dafür und dawider geredt worden, ward endlich einmüthig erkennt, daß Alles vor Räth und Burger sölle ausgemacht werden, aber durch den Geheimen Rath gutächtlich hinterbracht und vorgeschlagen werden. Dem Herrn Burgermeister ward es überlassen, bald nach dem neuen Jahr den Tag nach Gefallen zu bestimmen. So hoft man dann die Ruhe des Vaterlandes wieder herstellen zu können. Es glauben viele, daß dieser Handel, wenn er beygelegt, im Ganzen nichts geschadet habe, und Hohe und Niedere Beamtete, unter denen es manchmal solche gibt, über die der Baur nicht ohne Grund zu klagen hat, dadurch lernen, in Zukunft ihre Untergebenen brüderlicher behandeln, auch daß eine gegründete Klage und Beschwerde, die mit Bescheidenheit vor die Behörde gebracht würde, nun eher Rath, Hülf und Beystand finden würde ꝛc.

Einiche Gemeinden im Toggenburg haben sich auch gegen ihren Herrn, den St. Galler-Abt aufgelehnt, welcher es nun den 3 Orten Zürich, Bern und Glarus zu wissen that und um Rath bat.

Im Saganser Land, Ragatz und der Enden rotteten sich auch viele Bauern zusammen. Sie wollten das Kloster Pfeffers bestürmen, die Pfaffen in die Kirchen einsperren, ihnen zwar kein Leid zuzufügen, aber zwingen, daß sie keine Zehnten und Gefälle mehr geben müßten. Die Kloster=Leuthe wurdens inne, schikten nach Sargans und bathen dasigen Herrn Landvogt um Beystand. Dieser ließ sogleich eine Compagnie von 100 Mann besammeln unter einem wackern Anführer. Diese giengen nun auf die bösen Buben los, nahmen 13 der schlimmsten gefangen mit nach Sargans; die übrigen zerstreuten sich und zogen heim. Dieser Herr Landvogt [1]) ist ein Zuger, der eh' dem auch in Diensten war und eine rühmliche Regierung führt.

Letzthin kamen 30 Soldaten gen Zürich, die bey unserm holländischen Regiment gestanden und bei Werwik von den Franzosen gefangen wurden, nun aber losgelassen, nachdem sie einen Eyd haben schwören müssen, in diesem Kriege nicht mehr gegen sie zu dienen; und seie von allen das Signalement aufgeschrieben worden. Sie waren sehr zerlumpt, sagten auch aus, daß viele bey den Franzosen Dienst genommen; vermuthlich wird dein Bruder dieses auch gethan haben. Diese Leute wurden nun etwas unterstützt und werden glaube wieder zum Regiment kommen; wenn der Eyd nicht muß gebrochen werden.

Nun muß ich enden, sonst versäume ich die Post, ich wußte immer davon.

Einen gesegneten Ausgang aus dem Alten und ein freudiges Neues Jahr Alt und Jungen. Möget ihr itzt im kommenden bey uns eine Hauptrolle spielen!

Dieß wünscht herzlich nebst vielen Grüßen

Euer Bruder

Hs. Martin Däniker.

---

[1]) Franz Joseph Michael Letter, des Raths von Zug. Landvogt von Sargans 1793. Eidg. Abschiede.

Zürich, den 11. October 1795.

Lieber Schwager und Schwester!

Von den Gott Lob gut geendeten Stäfner Affairen versprache ich Euch in meinem gestrigen Schreiben zu erzählen. Ja, das ist wirklich wichtig und wird nach vielen Jahren noch davon geredt werden.

Den 15. September wurde auf allen Zünften wieder eine Oberkeitliche Erklärung verlesen, nemmlich eine Erzählung des ganzen Hergangs und was für Maasregeln von Zeit zu Zeit getroffen worden, bis dato; ferner der Bürgerschaft der Oberkeitliche Dank bezeuget für ihre Bereitwilligkeit und treu geleisteten Dienste, jedem Bürger wurde zugleich ein gedrucktes Strafurtheil von den 6 Hauptverbrechern zugestellt.

Die Kriegskosten wurden auf 200,000 fl. berechnet. Die ganze Gemeind Stäfa solle daran 60,000 fl. bezahlen, welche nach Maßgab des Vermögens repartirt wird; ferner hat sie schon 15000 fl. per Victualien, Brod, Heu ꝛc. ꝛc., wie die Truppen dort waren, bezahlt, das also noch zu Obigem kommt. Darzu kommen ferner 53,800 fl., welche die Strafbarsten, 77 an der Zahl, an Bußen erlegen mußten. Summa: die Stäfener müßen also 128,800 fl. bezahlen; erst wenn die Bußen erlegt worden, werden die Verhafteten entlassen; auch wird ihnen erst dann die Hinterlag, Briefe ꝛc. ꝛc. von 223,000 fl., wovon ich seiner Zeit auch geschrieben, zurückgegeben werden.

Der unglückliche Bodmer, dessen ganzes Vermögen confiscirt worden, hatte 10000 fl., aber aus Bitte der Seinige wurde nur 4500 fl. genommen. Pfenninger hatte 3000 fl.; man nahm 2000 fl. (dieß ist mit unter obiger Summe). Ein Bodmer, Chirurg, wird in eine andere Welt verschickt. Sonnenwirth Brändli muß 7000 fl., Kronenwirth Billeter 3000 fl., Untervogt Büeler von Uerikon 8000 fl. und so andere nach ihrem Vermögen und Strafwürdigkeit. Fast alle sind noch gewisse Jahre

von allen Gemeindanläßen, der Ehrenstellen entsetzt, einiche in's Haus bannisirt; etliche bleiben noch ein paar Jahr im Zuchthauß, andere müssen Eyd leisten, Zuspruch 2c. Ein Kalbertreiber Trauer von Uerikon, ein schlechter Kerl, der Gott und die Obrigkeit gelästert, kam an's Halseisen, Stadt ab, und lebenslänglich bannisirt; ein paar andere nebends Halseisen. — Der Schulmeister Ryffel 6 Jahr aus der ganzen Eydgnoßschaft verwiesen und darf lebenslänglich nicht mehr unterweisen. Die Wirth müssen wöchentlich dem Herrn Obervogt Nachtzedel eingeben 2c.

Von Horgen sind ca. 18, die zusammen 29,550 fl., mehr und minder, Buß bezahlen müssen (darunter sind 15,000 fl. von des confiscirten Hauptmann Hünis Vermögen, das sich auf 37,000 fl. belief, und 5000 fl. von des Stadthalter Schmids Vermögen von 13,000 fl., da das übrige den Ihrigen auf Bitte gelassen wurde).

Obige haben neben dem Geld nach dem Maß ihrer Strafwürdigkeit noch Sentenzen dazu, wie ich von den Stäfnern gemeldet, Zuchthauß, Banisierung, Entsetzung 2c. Ueber die 18 sind noch 21, die vor der Commission Mißfallen bekamen, und 15, die in der Kirche in einen Kreis gestellt, ein Zuspruch bekamen und 2 Jahr von Gemeind-Anläßen [ausgeschlossen sind.]

Von Thallweil 14 2775 fl. Buß nebst dem übrigen; so z. B. Maler Aeschmann 3 Jahr Zuchthauß, lebenslänglich von Gemeind-Anläßen.

Von Küßnacht und Ehrlibach 11 8400 fl. Buß 2c. (Ammann Brunner von Ehrlibach 250 fl. für ihn und seine Söhne nebst ernstlichem Mißfallen von Herrn Obervogt).

Die Ungehorsamen und Aufwiegler und Lärmer beym Piquet-Aufgebot von vielen Orten, vornemmlich Grüninger-, Greifenseer-, auch Kyburger- und Knonauer-Amt, 109 Mann, 4385 fl. Buß, nebst übrigen; sie wurden in IV Klassen getheilt 2c. 2c.

Noch 10 andere von verschiednen Orten 700 fl. ꝛc. Der Musikant Bodmer von Stäfa muß Köſten zahlen, ein ernſtlich Mißfallen, Pflichteyd leiſten und wird auf Zuſehen noch in die Stadt gelaſſen.

Der Staatsſeckel werde alſo noch 30—40,000 fl. leiden. Dies waren nun die Strafen. Aber man war im Fall auch Belohnungen zu ertheilen.

Herr Hauptmann und Untervogt Rupert zu Wipkingen, Herr Untervogt Wipf zu Marthalen, Herr Untervogt Hauſer von Wädenſchweil und Herr Stadthalter Hotz von Oberrieden, dieſen 4 wurden Cron Ducaten für ihre treuen, eifrigen und guten Dienſte über dieſe Zeit, das Bürgerrecht in Zürich geſchenkt. Nur der Untervogt von Wädenſchweil hat 1 Sohn, von den andern keiner. Ferner der Untervogt von Horgen 1 goldene Medaille und 12 Ducats; der zu Küßnacht und Waibel Kindlimann zu Wald 1 dito und 6 Ducats. Mehrere ſilberne Medailles; unter andern die Vorgeſetzten von Kilchberg und Uetikon ꝛc.

Herr Catechiſt Schweitzer hat per 9 Predigten 8 Ducats bekommen, Herr Leutprieſter Schultheß per 2 Predigten zu Stäfa 8 Ducats. Herr Pfarrer Corrodi per 2 Predigten 6 Ducats. Der Secretair bey der Stäfner Commiſſion, Herr Lavater beim großen Erker, 12 Louisd'or, der Secretair bey den andern Commiſſionen, Herr Rud. Heß, Herr Profeſſors Sohn, 8 Louisd'or.

Die Huldigungen zu Stäfa, Küßnacht, Horgen ſind ſchon gut vor ſich gegangen; ſie ſind heuer noch im Grüninger-, Greifenſeer- und Kyburger-Amt. Dann ſind [ſie] in den 18 innern Obervogteien künftig alle Jahr 3 ergo zu 6 Jahren um. In den äußeren Vogteien, wenn ein neuer Herr Landvogt aufzieht. Oetweil iſt auf Begehren von Stäfa abgeſondert worden und bekommt jetzt einen eignen Untervogt ꝛc. ꝛc. Die Herren Geheimen Räthe werden auch ein Gutachten abfaſſen, wie in Zukunft verdienſtvollen Landleuten könne das Bürgerrecht ertheilt werden.

Genug für einmal hievon.

Neu verlobt Herr Chorherr Meyers sel. Sohn mit Herr Pfarrer Hartmann von Rorbis Tochter.

Diesen Sommer ist ein Luzerner Chorherr Schiffmann in seinem Zimmer vom Strahl erschlagen worden. Auch in hiesiger Gegend unweit Grüningen 2 Männer, die unter einem Baum unterstunden.

An Straßen-Verbesserung wird immer gearbeitet, so wird es itzt bald an den Herrliberger Berg kommen. Der Pfrund-verbesserungsfond wachst wenig; er hat zu viele Ausgaben.

Toggenburg und Stäfener Händel hatten keine Verbindung mit einander.

Lebet recht wohl, Alte und Junge, Große und kleine, der liebe Gott erhalte Euch gesund; herzliche Grüße.

Euer getreue Bruder

Obm. Hs. M. Däniker

Glsr.

Ein Geschenkli dem neuen Bäsli.

* * *

Zürich, den 22. Juni 1798.

Lieber Schwager!

Dermalen weiß man auch gar nicht, woran man ist mit den Franzosen. Einige behaupten, es werde bald angezeigt werden, daß die Schweiz als ein erobertes Land angesehen, und zu Frankreich geschlagen werde. Andere glauben dies nicht, aber behaupten, die schöne Regierung zu Aarau werde nächstens gesäubert werden 2c. Heute müssen die Truppen im Feuer exerzieren, ca. 10,000 Mann glaube auf der Altstetter- oder Schlierer-

Allment. Dann wird nächstens der General [1]) verreisen und was vor oder nachher noch sich ereignen oder proklamirt werden könnte, müssen wir dulden und erwarten. — Am Sonntag fuhr der General im großen Schiff nach Küßnacht, auch mehrere Herren von hier mit. Der Bürger Stadthalter Pfenninger kame auch dahin; er kam mit dem General in Wortwechsel, der General schalt ihn offentlich einen 2züngigen Mann und Schurggen (Ich glaub, es betraf die Beschuldigungen, die dem fränkischen Militär zu Aarau sind gemacht worden); auch, wie man sagt, soll er beygefügt haben, er werde bald anders verfahren. Man sagte, auch Billeter & Comp. zu Aarau müssen sich verantworten; dieß hat sich aber noch nicht bestätigt.

Vorgestern erhielt man privatim ein Decret vom Directorium zu Aarau, daß man mit Verteilung von Gemeind= und Innungs=gütern einsweilen einhalten solle, bis die Regierung sich hierüber berathen habe, wo man auf ihre Billigkeit rechnen könne 2c. Man wurde bestürzt wegen den Zunftgütern und glaubte, man dürfe mit Vertheilung nicht fürfahren. Es giengen Bürger zu Stadthalter und General gen fragen und beklagen; der General soll ihnen guten Bescheid gegeben haben, auch der Stadthalter. Summa: Es wird mit Vertheilung schleunig fortgefahren.

Gestern brachte man mir ab der Waag 450 fl. per Herr Pfarrer zu Dorf, nemmlich seine Obligation, die noch 150 fl.

---

[1]) Es ist wahrscheinlich der französische General v. Schauenburg. Auf welchem Fuße er mit den Bürgern verkehrte, zeigt folgende Episode mit Zeitungsschreibern: „Der General führte Bronner und Bürkli, den andern Zeitungsschreiber, zum Kommissär Rapinat, welcher sie zur Rede stellte wegen einiger Stellen, die Erbrechung des Zürcher Nationalschatzes betreffend, welche sie eingereicht hatten. R. verbot ihnen bei Strafe der Deportation, der General bei 100 Arschprügeln oder bei Riemenverschneiden vor der Front der Armee, weder Gutes noch Böses von den Kommissarien, von ihm oder von seiner Armee oder was dazu gehört, zu schreiben."

16. Juni. Statthalterprotokoll St. A. Z. durch gütige Mittheilung von Herrn Staatsarchivar Dr. P. Schweizer.

samt laufendem Zins hielte, zurük, ein Schuldbrief von ca. 200 fl. und 81 fl. baar Gelt, welches ich ihm heute überschiken werde. Er hat bis dato noch nichts erhalten oder nicht viel, die erste und andere Theilung kam zusammen.

So viel ich vernommen, bekommt dato jeder Zunftmeister wieder 80 fl., und dann erst wird zur Vertheilung des Rests noch so geschwind als möglich geschritten werden. — Die erstern 20 und 80 fl. seyen ausschließend nur den Zünftern. Von dem Antheil der Haupttheilung werden die Waysen c. 1/4 erhalten.

Auf dem Kämbel wird jetzt auch fürgeschritten werden mit der Theilung. Wenn das Haus verkauft wird, macht Stubenverwalter Speculation, er bekäme es in billigem Preiß, wenn nicht der brave Oncle[1]) in der Luchsgrub es hinderte und es auf den höchsten Pfenning treiben wollte, ja es lieber einem Fremden gönnen möchte, oder selbst Narren-Spekulation macht ꝛc.

Muß enden, viele Grüße

M. D.

Der Hausrat auf dem Kämbel hat viel gegolten. Schneidern ist pr. 11,000 fl. verkauft an Schweizer[2]) Mählwag.

---

[1]) Joh. Konrad Däniker. 1743—1819 Buchhändler und Antiquar unter dem Kämbel.

[2]) Ludwig Schweizer zur Mehlwag.

Aus den Aufzeichnungen eines zürcherischen Landvogtes der gemeinen Herrschaft Grafschaft Baden im 18. Jahrhundert.

Von G. Meyer von Knonau.

Einer der vorzüglichsten Staatsmänner Zürichs in den letzten Zeiten vor der französischen Revolution war Hans Kaspar Hirzel, der, 1746 geboren, schon in verhältnißmäßig jungen Jahren zu höheren Würden emporstieg. Er wurde 1775 Mitglied des Großen Rathes und trat dann von 1778 an unter steigender Geltung seiner Persönlichkeit in weitere öffentliche Stellungen ein. 1779 wurde er, da die Reihe zur Entsendung eines Landvogtes nach Baden abermals an Zürich war, für diese verantwortungsvolle Stelle ernannt, und während dieser Verwaltung führte er nun ein sehr eingehendes „Geschäfts-Diarium" vom Anfang des Jahres 1780 an, das leider im März 1782 abbricht; anderentheils gab er an seinen Vater nach Zürich ausführliche Mittheilungen. Auch dieser, Hans Jakob Hirzel, 1710 geboren, 1759 Landvogt zu Kiburg, 1772 Seckelmeister — die gleiche wichtige Stellung hatte dann von 1793 an wieder sein Sohn inne — war bis zu seinem Tode 1783 eine in Zürich hochangesehene Persönlichkeit.

Diesen Aufzeichnungen des Landvogtes Hirzel mögen hier zwei Einzelheiten enthoben werden, welche Beiträge zur eid-

genössischen Geschichte in den letzten Decennien vor 1798 darbieten [1]).

I.

Der Grenzzwist an der Klemmi.

Die gemeineidgenössische Vogtei, Grafschaft Baden, über die seit dem Aarauer Frieden von 1712 allerdings bloß noch Zürich, Bern und Glarus regierten, grenzte zu äußerst im Nordwesten auch auf dem linken Rheinufer an deutsches Reichsgebiet. Denn bis zur helvetischen Revolution war auf der Südseite des Grenzstromes alles Land abwärts von Waldshut bis nach Kaiser-Augst und landeinwärts bis auf die Wasserscheide am Jura, nebst den Städten Laufenburg und Rheinfelden, österreichisches Gebiet. Die Grafschaft Baden reichte da an einer Stelle, mit dem Amte und der Commende Leuggern, Johanniterordens, sowie mit der Herrschaft Böttstein, noch auf das linke Ufer der Aare, an deren untersten Laufe, hinüber, und hier ging das Schweizer Gebiet am Rhein abwärts bis zum Ort Bernau. Ein weitläufiges Schloß war dort an die Stelle einer älteren aus dem Mittelalter stammenden Burg getreten, ein Gebäude, das die Eigenthümlichkeit hatte, daß, ähnlich wie beim Schlosse Kefikon an der Grenze von Zürich und Thurgau, die Grenzlinie zwischen der Landvogtei Baden und der österreichischen Herrschaft Laufenburg mitten durch das Gebäude lief. Oberhalb des Schlosses, also auf schweizerischem Boden, war bei der Klemmi eine Fähre, die den Verkehr mit dem jenseits liegenden Dorfe Dogern vermittelte.

Die unter österreichischer Landeshoheit stehende Herrschaft Bernau war im Besitz der ursprünglich aus dem Kanton Uri stammenden Familie von Roll, die auch das schon erwähnte Schloß

[1]) Auch diese sind dem Hirzel'schen Familienarchiv entnommen, das schon oben S. 50 erwähnt ist. Der hier sprechende Landvogt Hirzel ist dieselbe Persönlichkeit mit dem Gefangenen auf Aarburg, dessen Schicksal von 1803 nach 1291 verrückt wurde.

Böttstein an der Aare inne gehabt hatte, bis es dann durch Heirat an die Schmid von Bellikon kam. Allein diese Herren von Roll, Freiherren von Bernau — Nachkommen des in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sehr angesehenen Walther, des Haupturhebers des Baues des ersten schweizerischen Kapuzinerklosters, zu Altorf — waren ganz der schweizerischen Art entfremdet. 1635 war das Schloß Bernau von ihnen erworben worden, und die Enkel Karl Emanuels schon, eines Sohnes Walthers, waren in kaiserlichem Staatsdienst oder in Offiziersstellung; geistliche Glieder des Geschlechtes traten in den Deutschorden oder wurden Glieder souveräner deutscher Domstifter. Jedenfalls ließen sie die Verbindung mit Uri und der Eidgenossenschaft fallen, während die ältere Linie, des Johann Peter, die Beziehungen zu Uri nicht verloren gehen ließ.

Schon Vorgänger Hirzel's in der Landvogtei Baden hatten mit den ja allerdings gerade bei Bernau recht complicirt gestalteten Marchensachen zu schaffen gehabt. 1757 bis 1760 waren Jahr für Jahr diese Fragen, wegen abgegangener, neu zu setzender, endlich gesetzter Grenzsteine, vor die bei der Tagsatzung in Baden zur Jahrrechnung für die Landvogtei Baden zusammentretenden Boten der drei betheiligten Stände gekommen.

Aber erst Hirzel hatte nun 1780 wieder recht ernsthaft sich mit der Angelegenheit zu befassen.

Die Differenz, welche sich erhob, knüpfte sich an die Stellung des Inhabers der Rheinfähre in der Klemmi zu der die eidgenössische Landeshoheit repräsentirenden Landvogtei Baden, und Landvogt Hirzel schrieb zum ersten Mal unter dem 28. August in sein „Geschäfts-Diarium“ von der Sache.

Der Fährmann war auf eben diesen 28. August durch den Steuermeier[1]) zu Leuggern vor das Badener Oberamt beschieden

[1]) Der Steuermeier war der Steuerbezüger, der in den Dörfern der Landvogtei Baden für die richtige Vertheilung und Bezahlung der obrigkeitlichen Abgaben zu sorgen hatte.

worden, um zu vernehmen, sein Fahr und seine Person seien der Disposition der eidgenössischen Obrigkeit unterworfen, sowie weiter um Verhaltungsbefehle hinsichtlich der im Ferneren zu beobachtenden Rheinsperre zu empfangen. Der Fährmann verdeutete dem Steuermeier, daß er für sich der Citation gern die gebührende Folge geleistet haben würde, aber von seinem Lehensherrn, dem jungen Herrn von Roll zu Bernau, den Befehl empfangen habe, nicht zu erscheinen. So wurde durch den Steuermeier eine zweite Citation auf den 31. August abgeschickt, und da auch diese erfolglos blieb, beschlossen, daß am 1. September zwei Hatschiere in die Klemmi gehen, den Fährmann festnehmen und nach Baden führen sollten.

Aber der junge Herr von Bernau legte sich mit seinem Amtmann und noch zwei andern Personen dazwischen. Er schlug selbst mit diesen in dem Klemmiwirthshaus in der betreffenden Nacht sein Quartier auf und ließ den Hatschiers anzeigen, man werde, falls der Fährmann freiwillig nach Baden ginge, ihn mit Weib und Kind fortjagen, ebenso, wenn man ihn gewaltsam abführe, Gegengewalt gebrauchen. Darauf hin wurde aus Baden an den älteren Herrn von Bernau, den Vater, geschrieben, daß man sich jetzt an ihn halte, so daß, wenn der Citirte nicht in acht Tagen zu Baden erscheine, die dem Hause Bernau in der Grafschaft Baden zustehenden Gefälle mit Beschlag belegt und, bis das Dispositionsrecht über das Klemmifahr und den Fährmann von gegnerischer Seite werde anerkannt werden, die Fahrlände mit einer doppelten Wache von Baden aus werde besetzt werden, damit man der Befolgung der verhängten Sperrbefehle versichert sein könnte. Diese Zuschrift wurde abgekürzt auch dem jungen Baron mitgetheilt, weil der alte Herr sich jenseits des Rheins, zu Wiechs, befand. Die schriftliche Mittheilung hatte die Wirkung, daß zuerst zwar der junge Baron eine Gegenwache ausstellte, die er aber bald wieder einzog, sowie daß der alte Baron sich an den Obervogt

zu Laufenburg wandte. Von diesem kam dann ein Schreiben nach Baden, in welchem unter feierlicher Protestation gegen die allfälligen Eingriffe in allerhöchst kaiserliche Rechte eine gütliche Auskunft beantragt und auf die Abstellung aller Thätigkeit gedrungen wurde. Dem Obervogt wurde von Baden aus geantwortet, man stehe hier in der festen Ueberzeugung, das mehrerwähnte Dispositionsrecht in der Klemmi stehe dem Landvogteiamte zu, und so habe man einzig auf die vorbeschriebene Weise vorgehen können: — die ausgestellte Wache sei nicht in feindseliger Absicht, sondern aus polizeilichen Erwägungen angeordnet, könne mithin füglich auf ihrem Posten verbleiben, bis eine gütliche Ordnung der Sache erfolgt sei, zu der man in Baden sich ganz bereit zeige, so daß man auch mittlerweile mit Thätlichkeiten gegen den Herrn von Bernau einhalten wolle. Immerhin hoffe man, daß bei näherer gemeinsamer Erörterung dieser Frage die Befugniß des Landvogteiamts klar an den Tag kommen werde, und nur so habe man sich, ohne Bevollmächtigung von Seite der regierenden Stände, schon so weit einlassen können.

Am 28. October 1780 schickte dann der Landvogt als Beilage zu einem Briefe an seinen Vater ein sechszehn Quartseiten umfassendes Manuscript, betitelt: „Geschichte des Zusammentritts wegen dem Klemmi-Bezirk". In dem Briefe gab er Auskunft darüber, daß der Obervogt Scholl von Laufenburg, der nach den von Baden aus dem Baron von Roll angekündigten Executionsmaßregeln bemüht gewesen sei, auf dem Wege der Correspondenz das Geschäft aufzuklären, nichts Definitives habe vornehmen können, da er einzig nach Weisung der österreichischen Regierungskammer in Freiburg gehandelt habe. Erst vor etwa zwölf Tagen habe die Regierungskammer selbst den Briefwechsel mit Baden aufgenommen und berichtet, daß auf den 18. des Monats der Regierungsrath von Obser eintreffen werde, um einen Augenschein der Localität aufzunehmen, in der Meinung,

daß dann auch von Baden aus das Gleiche gethan werde und so eine gemeinschaftliche Interimsverfügung getroffen werden könne. Der Commissarius von Obser habe darauf wegen einer Unpäßlichkeit seine Reise ein wenig aufschieben müssen, so daß erst am 23. das Geschäft vorgenommen worden sei. Im Weiteren schreibt Hirzel: „Betreffend das Betragen des Herren Regierungs-Rathes, so war solches überaus verbindlich und höflich. Es mag derselbe ein Herr von etlich und funfzig Jahren seyn; dem ungeachtet nöthigte er mich allenthalben die Hand zu nehmen. Er versicherte, es seye Ihm leyd, daß die Regierungs-Kammer nicht früher von der Sache berichtet worden, indem solche ganz gewis unter einer ganz nachbarlichen Wendung von Ihrer Seite einen frühern Ausgang wurde gewonnen haben. Aber auch jez, fügte er hinzu, werde sie hoffentlich zu unserer Zufriedenheit beendiget werden, und zwar werde die Regierungs-Kammer es nicht anstehen lassen, darüber gegen das badische Landvogtey-Amt Sich des Enden zu äußeren, maaßen Dieselbe mir jez noch eine Antwort schuldig seye. Diese Antwort nun werde ich gewärtigen und dann die Hohen regierenden Stände in gezimmender Unterthänigkeit berichten. Hoffentlich kan es auf einem solchen Fuß geschehen, daß Hochdieselben keine Unzufriedenheiten über unsere Verrichtungen tragen werden". Im Ferneren verweist dann der Brief eben auf den beiliegenden eingehenden Bericht. Daß die nach Bernau reisenden Beauftragten, Landvogt Hirzel und Landschreiber Escher [1]) von Baden, sehr wohl vorbereitet und durch die aus dem Archive zu Baden mitgenommenen Actenstücke gegen alle Einwendungen gewappnet waren, geht aus der Berichterstattung genügend hervor.

---

[1]) Dieser augenscheinlich auch sehr geschickte Chef der landvögtlichen Kanzlei, gleichfalls ein Zürcher, Salomon Escher, geb. 1743, seit 1773 im Amte stehend, machte 1784 einem Berner Platz, wurde 1789 Landvogt zu Kiburg, 1795 des Rathes. Er starb 1804, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen.

Die Abreise von Baden geschah Sonntags den 22. October 3 Uhr Nachmittags nach Klingnau. Da aber weder in Klingnau, noch an irgend einer Zwischenstelle die Gasthöfe so beschaffen waren, daß man da das Nachtquartier hätte nehmen können, so war schon vorher der Herr Propst Maurer, Conventual von St. Blasien, darum gebeten worden, in dessen Propsteigebäude dann die von Baden kommenden Herren mit aller Gebühr aufgenommen wurden. Am 23., früh Morgens um 7 Uhr, ließ man sich über die Aare setzen, stattete im Vorbeigehen dem Herrn Groß-Balley von Riegk in Leuggern einen Besuch ab und langte um 1/29 Uhr in Oberleibstadt, dem nächsten Orte bei Bernau, an. Dann schickte der Landvogt den Grafschaftsläufer, indessen ohne Farbe, nach Bernau voraus, um die Ankunft dem Commissar anzuzeigen und von diesem zu vernehmen, wo er den Zusammentritt halten wolle. Der Commissar ließ antworten, daß er unverzüglich nach Leibstadt zum Anfang der Conferenz sich begeben wolle. Kurz darauf kamen der jüngere Freiherr, der Capitän von Roll, und der Amtmann von Bernau, Brandmeyer, zu Pferde angesprengt und bewillkommten den Landvogt und Landschreiber im Hause des Steuermeiers, wo diese abgestiegen waren; ihnen folgten unmittelbar in zwei Kutschen der Commissar, sein Secretär, ein Herr Preyer von Constanz, und der regierende Freiherr von Bernau selbst. Nach getauschtem Gruße schlug der Commissar vor, die Marchen zu beaugenscheinigen und bei dem am Wohnhaus der oberen Mühle stehenden Grenzsteine anzufangen. Das wurde von Hirzel's Seite zugegeben, aber dem Commissar vorgeschlagen, zu besserem Verständniß der Grenzlinie vorher noch die Marchen-Urkunde von 1556 durchzulesen. In der oberen Mühle setzte man sich in die Stube, und nachdem der Badener Landschreiber Escher das Original hervorgenommen, las er es vor, während der Secretär Preyer seine Copie danach verglich und berichtigte. Darauf räumte der Commissar ganz offenherzig

ein, diese Urkunde weise ganz genau die Marchenlinie nach; aber er müsse gestehen, daß im Archiv der Regierungskammer in Freiburg kein Authenticum liege, das bezeuge, daß nach dieser Abrede wirklich die Steine nachher gesetzt worden seien, so daß er ersuche, zu verdeuten, ob man nicht von Baden her so etwas bei Händen habe. Der Landvogt antwortete, daß sich zwar auch da kein solches Authenticum vorfinde, daß es aber dem Landvogteiamt genüge, daß die Grenzsteine wirklich nach der Urkunde von 1556 gesetzt seien. Das Doppel eines Verbalprocesses wurde nun vorgewiesen, der infolge eines 1758 gemeinschaftlich vorgenommenen „Marchen-Untergangs" dem Landvogteiamt zugestellt worden sei, wonach Alles mit der Urkunde von 1556 völlig stimmte, mit Ausnahme dessen, daß man den bei der oberen Mühle stehenden Stein von der Erde, mit der er zugedeckt war, gesäubert und einen anderen halb umgefallenen wieder aufgerichtet und befestigt habe. Der Commissar durchlas dieses Verbale von 1758, und dann brach man auf und stieg zum Grenzstein bei der Linde hinunter. Unterwegs stieß der Obervogt Scholl von Laufenburg dazu, der augenscheinlich eigens herbeschieden worden war, da ja diese Grenzlinie der Gerichtsherrschaft Bernau seinen Regierungsbezirk von der Grafschaft Baden schied. Am Grenzstein bei der Linde bemerkte nun der Commissar, es fehle auf der Oberfläche des Steines die Anleitung, nach der die Direction der Grenzlinie zu bestimmen wäre, und da fiel der Bernauer Amtmann sogleich ein: „Ja, dies wäre eben von dem Herren Oberst-Lieutenant Kohllöffel, der 1756 zur Besichtigung der Grenzen von Hof aus in die Gegenden abgeschickt gewesen, auch bemerkt worden, und habe derselbe bedeutet, man könne auf diesem Stein die Ruthe schwerlich anderst dann in gerader Linie, anschlagen". Darauf wurde durch Hirzel der Einwurf erhoben, daß auf der Fläche des Steins sich eine Menge Linien ziehen lasse, von welchen die geradeste einen großen Theil des Amtes Leuggern von der Grafschaft Baden einfach ab-

schneiden würde; aber es komme hiebei ja gar nicht darauf an, ob sich die Ruthe auf dem Steine bequem oder nicht bequem anschlagen, und ob sich eine gerade Linie vom obern Marchstein durch und über diesen hinweg ziehen lasse, oder nicht, sondern wohin von hier aus die Marchenurkunde die Linie weise, und da sei ganz klar, daß hienach diese Linie auf den Schloßthurm von Bernau gehen müsse: nach diesem Fundamente also und nicht nach der Bequemlichkeit des Feldmessers habe man sich zu richten. Er schiebt dann an dieser Stelle des Manuscriptes ein: „NB. Hier fand sich just ein Feldmesser von der minderen Art bey der Stelle, den der Herr Obervogt Scholl mitgebracht hatte: zu was für einem Gebrauch derselbe herberufen worden, folgt unten".

Der Commissar ließ nun die Versammelten auf eine Anhöhe nahe am Rhein, etwa 300 bis 400 Schritt diesseits des Schlosses Bernau, führen, worauf der Bernauer Amtmann das Wort nahm. Er sagte, der ehemalige Klemmi-Fahrwirth, ein achtzigjähriger Mann, habe öfters angedeutet, auf diesem Hügel Ueberreste eines Thurmes gesehen zu haben, welcher der Thurm zu Bernau genannt worden sei; darauf fuhr der Amtmann fort, indem er auf einige daliegende Kieselsteine wies, das seien noch Ueberreste von einem alten Gebäude. Hirzel hielt dafür, daß das gar keine ernsthafte Antwort verdiene, und antwortete, daß, weil weder die Sage, noch die Geschichte von einem hier gewesenen Thurme etwas melde, dessen Ueberbleibsel einzig in der Imagination des Amtmanns stecken könnten: „Einmal aus derley Kieslen haben die Alten ihre Vesten nicht aufgeführt". Der Commissar schien selbst von der Richtigkeit dieser Ausführung überzeugt zu sein, forderte aber, da man jetzt von Bernauer Seite die Stelle, wo der Thurm gewesen sein sollte, gezeigt habe, daß nunmehr Hirzel selbst den Platz weise, von dem er glaube, daß die Urkunde davon rede. „Gut" — erwiderte Hirzel — „und ich hoffe Euer Wohlgeboren zu überzeugen, daß unser Thurm der echte ist".

Die bei der Ankunft im Schloß Bernau vom Baron angebotenen Erfrischungen wurden nicht angenommen; endlich jedoch verstanden sich die Herren aus Baden dazu, nach kräftiger Wiederholung der Aufforderung durch den Commissar, die Einladung zum Mittagsmahl nicht mehr länger abzuweisen. Zuvor aber galt es nun, die Frage des Commissars zu beantworten, wo von Seite des Oberamtes zu Baden der Thurm zu Bernau nachgewiesen werde. Darauf nahm Landschreiber Escher das Wort. Er war einige Jahre früher im Schloß Bernau vom jetzigen Baron in eine mit dicken Mauern umgebene Speisekammer geführt worden, und da habe der Herr Baron selbst gesagt, diese stehe in dem von der Grenzlinie durchschnittenen Thurme. Jetzt verfügte man sich wieder dahin, und Escher wiederholte vor dem Baron dessen Worte, gegen die dieser nichts einzuwenden wußte, als daß er bloß gesagt habe, ein Gerücht spreche von der durchgehenden Grenzlinie. Aber die ungeheure Dicke der Mauern, die sich am Fenster zeigte, bewies das hohe Alter; Hirzel und Escher betonten die Dichtigkeit und Festigkeit des Mauerwerkes, was ein hinlängliches Kennzeichen sei, daß, wenn je ein Thurm zu Bernau gewesen sei, hier ein Theil davon aufrecht stehe, möge nun auch die Thurmspitze selbst verschwunden sein: — übrigens bezeuge der Herr Baron selbst, wie diese Spitze herabgekommen sei, indem sie nämlich im dreißigjährigen Kriege von den Schweden mit Feuer zerstört wurde, worauf bei verändertem Geschmack in der Bauart die gegenwärtige Verblendung des Thurmes in der Mitte der Schloßfaçade eingetreten sei. Nach dieser Besichtigung ging die Gesellschaft in das große Gemach zurück.

Hirzel legte nun hier, nach dem Wunsche des Commissars, die verschiedenen mitgebrachten Actenstücke vor. Eines derselben war ein Schreiben des Freiherrn Johann Ludwig von Roll, von 1746, wodurch derselbe den damaligen Landvogt von Baden um

die Bewilligung bat, die Leiche seines Gegenschwähers, Baron von Schönau, in der Begräbnißkappelle des Bernauer Schlosses, und zwar aus dem Grunde, weil diese Kappelle auf eidgenössischem Boden stehe, beisetzen zu lassen: es sei also ganz ungesucht von einem Vorfahren des jetzigen Barons selbst freiwillig diese unzweifelhafte Erklärung gemacht worden. Auf eine Einwendung des Commissars wies Hirzel darauf hin, daß ferner die österreichische Regierungskammer selbst schon 1745 in zwei Actenstücken anerkannt habe, der Klemmi-Bezirk, der gleich unten an dem Abhang liege, auf welchem die Kappelle stehe, gehöre in das eidgenössische Territorium. Daraus zog Hirzel den Schluß, die Grenzlinie könne keine andere Richtung haben, als diejenige, welche von Baden her behauptet werde, und so scheide diese Linie unstreitig den ganzen Klemmi-Bezirk dem schweizerischen Territorium zu, so daß also auch das Recht der Disposition und der Judicatur über den Bezirk einzig dem Landvogtei- und Oberamt zu Baden zustehe. „Aber“ — fiel der Commissar ein — „wie weit extendiren die Herren vom Badener Oberamt ihr Recht über das Fahr, das dem Haus Bernau von den Erzherzogen von Oesterreich ist ertheilt worden?“ Hirzel erwiderte, das Recht gehe so weit, als das Recht des Landesfürsten gehe; man spreche dem Hause Bernau das Eigenthum des Fahrs und den davon abfließenden Nutzen nicht ab: aber wie bei jedem Fahrpaß, der über einen Fluß führe, in dessen Mitte zwei Landeshoheiten zusammengrenzen, ein jeder der beiden Landesfürsten auf seinem Ufer den Verkehr hemmen könne, wann die öffentliche Sicherheit solches erfordere, so sei das auch hier der Fall, so daß also der Besitzer des Fahrs Befehlen, die vom Landvogteiamt Baden kommen, sich jederzeit unterwerfen müsse. „Der Schluß kann statthaben“ — versetzte der Commissar — „allein belieben Sie mir zu sagen, ob Sie denn keine früheren Beispiele von Dispositionen über das Klemmi-Fahr vorweisen können, als die, so binnen zehn

Jahren vorgefallen". Auch hierauf waren die Herren von Baden wohl vorbereitet. Sie wiesen erstens ein bezügliches Schreiben aus dem Jahr 1725 vor; sie konnten zeigen, daß bei allen Besorgnissen wegen ansteckender Krankheiten dem Klemmi-Fährmann aus Baden Sperrbefehle zugeschickt worden seien; es wurde bewiesen, daß von Seite der Commende Leuggern über die Hinterlassenschaft des letztverstorbenen Fährmanns ein Inventar erhoben wurde: kurz, durch eine ganze Reihe von Beweisen wurde den Einwänden entgegengetreten, so beispielsweise auch der Baron auf das Rollische Sigel aufmerksam gemacht, das auf dem Schreiben von 1725 sich aufgedruckt finde, als er nämlich die Glaubwürdigkeit dieses Actenstückes anfechten wollte. Der Commissar versicherte nun, Alles getreulich in Freiburg hinterbringen, das Geschäft seinerseits nicht erschweren zu wollen; aber er forderte, daß zur Belehrung der Regierungskammer ein Grundriß der Grenzlinie genau nach Inhalt der Verträge gezeichnet werde. Hirzel gab das ganz zu, vorausgesetzt, daß die Linie genau nach dem Wortlaut der Urkunde von 1556 laufe.

Nun aber hatten die Herren aus Baden dem Commissar noch Beschwerden über das bisherige von Hirzel, in seinem „Diarium", vorher geschilderte Verhalten des Herrn von Bernau vorzubringen, da eben im Verlaufe der Angelegenheit häufig „Informalitäten, welche man füglich als Territorial-Violationen taxiren könnte", vorgegangen seien. Man habe sich unterfangen, den Hatschiers, die den Klemmi-Fährmann nach Baden haben bringen sollen, mit Gegengewalt zu drohen, der Wache, welche von Baden aus zur Sicherung der Befolgung der Sperrbefehle in die Klemmi gesetzt worden sei, eine Gegenwache entgegenzustellen, auch im Laufe des Handels Jurisdictionsacte in der Klemmi auszuüben, und zwar so, daß der Bernauer Amtmann, der selbst an einer Schlägerei theilgenommen, gleichwohl über die Mitinteressirten Sentenz gefällt habe: ja, dieser Amtmann habe

sich sogar vermessen, zwei Male dem Landvogt zu Baden bei Ankündigung der Beschlagnahme auf die Bernauer Gefälle mit Repressalien zu drohen, was dem Völkerrechte entgegengehe. Man habe von Seite des Landvogteiamtes, mit dem Herrn von Baron sich einzulassen, der Würde und dem Anstande einer hoheitlichen Beamtung nicht für gemäß befunden, vielmehr mit Verlangen der Zeit entgegengesehen, wo von der Freiburger Regierungskammer eine Commission abgeordnet werde, in dem festen Vertrauen, dieselbe werde darüber den Herrn Baron des Nöthigen zurechtweisen. Nun erkläre man aber auch in Gegenwart des Commissars, daß solchen Unfugen von nun an ein Ende zu setzen sei, da solche schlechterdings nicht mehr geduldet, sondern mit allem Nachdruck reprimirt werden würden. Man bezweifle nicht, die Regierungskammer werde die übeln Folgen, die daraus entstehen möchten, nicht dem Landvogte von Baden, sondern den Contravenienten beimessen. Endlich gewärtige das Landvogteiamt, daß der Herr Baron von Bernau das Jurisdictions- und Dispositionsrecht des Landvogts über den Klemmi-Bezirk thätlich anerkennen, die unnöthiger Weise verursachten Wachtunkösten erstatten, die mittlerweile unbefugt ausgefällten Sentenzen annulliren werde. Wann Alles in Ordnung werde gebracht sein, werde das Landvogteiamt sich auch dazu verstehen, nachbarlich gegen den Baron zu verfahren, wie das der Hohen regierenden Stände und des Landvogts eigener Wille sei.

Gegen diese Erklärung wurde von keiner Seite etwas eingewendet, und eine Entschuldigung des Bernauer Amtmanns wegen des gefällten Urtheils konnte leicht widerlegt werden.

Darauf brachte auch der Commissar noch einen Auftrag seinerseits vor, darin bestehend, es möge die Aufhebung der Kosten verursachenden Wachen beim Fahrhause stattfinden, in der Meinung, daß bis zu völligem Austrag der Differenz dem Fährmann von beiden Seiten anbefohlen werde, weder Horn- noch

Schmalvieh, noch verdächtiges Gesindel über den Rhein zu setzen. Hirzel antwortete, er verkenne die guten nachbarlichen Absichten der Regierungskammer keineswegs und biete zu dem Vorschlage die Hand, insoweit als den landesherrlichen Rechten der Grafschaft Baden nicht der mindeste Abbruch geschehe. Auf vorgebrachtes Ansuchen versprach dann der Commissar, daß die Regierungskammer die Antwort befördern werde. Darauf wurde der Fährmann vorbeschieden und ihm die bis auf Weiteres gültige Vorschrift im Namen beider Theile eingeschärft.

Nach diesen Verhandlungen begab man sich in den Hof des Schlosses, und hier stellte noch der Commissar die Frage, in welcher Art Hirzel glaube, wie die Grenzlinie vom Grenzstein bei der Linde zu Oberleibstadt nach dem Bernauer Thurm und von da weiter in den Rhein geführt werden solle. Hirzel gab darüber den bestimmtesten Aufschluß, der den genauen Vorschriften des urkundlichen Befundes entsprach. Nun aber meinte der Commissar, es müßten auch noch die Direction näher bestimmende Mittelsteine gesetzt werden. Dem wollte sich Hirzel, immerhin unter Voraussetzung der Bevollmächtigung durch die regierenden Stände, nicht widersetzen. Aber wie nun der Commissar vertraulich eröffnete, ob nicht gegen billige Compensation eine kleine Abänderung der Grenzlinie insoweit eintreten könnte, indem die Steine von der oberen Mühle und vom Schloßgebäude weggesetzt würden — es gebe bei solchen durch Wohnplätze führenden Grenzlinien immer leicht Gelegenheit zu Differenzen —, entgegnete Hirzel, daß er da nicht die mindeste Hoffnung machen könne: — bei seiner Regierung walte das Princip, in Demarcationssachen es lediglich bei den schon bestehenden Verträgen bewenden zu lassen: mithin sei es in Allem besser, bei der von den Verträgen angewiesenen Linie zu bleiben.

Damit waren die geschäftlichen Unterredungen zu Ende, und man unterhielt sich bis zur Tafel mit freundschaftlichen

Gesprächen. Bei dem Mittagessen, wo die Bewirthung kostbar und reichlich war, herrschte Munterkeit, und nach dem Kaffee reisten Hirzel und Escher ab und kehrten nach Klingnau zurück. — Freilich war nun damit noch nicht Alles zu Ende; denn ein Jahr nachher, am 29. October 1781, schrieb Hirzel in sein Geschäfts-Tagebuch, es sei ihm verdrießlich, zu vernehmen, daß der Leuggerer Comthur durch ein Verbot an den Wirth in der Klemmi den Baron von Bernau so erzürnt habe, daß derselbe befahl, zu Erbauung eines neuen auf das österreichische Territorium zu setzenden Fährhauses Holz zu fällen: dieser Umstand wäre deßwegen sehr ärgerlich, weil durch diese Verlegung der Fährmann der Gerichtsbarkeit der Grafschaft Baden würde entzogen werden. Hirzel setzte sich deßwegen vor, das Haus Leuggern zur möglichsten Moderation zu ermahnen. Aber bis zur eidgenössischen Tagsatzung von 1782 muß dann doch Alles ganz zur Regel gebracht worden sein. Denn da wurde auf der Jahrrechnung ausdrücklich bezeugt, der Verbalproceß über die Ausmarchung bei Bernau werde genehmigt, nachdem die Vereinigung in der Gegend des Fahrs bei der Klemmi ohne den mindesten Anstand 1781 vor sich gegangen sei.

II.

Hirzel's Verkehr mit dem Kloster St. Blasien 1782.

Die Benedictinerabtei St. Blasien im Schwarzwald nahm im 18. Jahrhundert unter mehreren aufeinanderfolgenden Äbten eine im höchsten Grade beachtenswürdige wissenschaftliche Stellung ein, und es ist nicht im Geringsten übertrieben, wenn die litterarische Thätigkeit der dortigen Mönche als diejenige einer Gelehrten-Akademie gepriesen worden ist. Ganz vorzüglich hatte seit 1764 diese Bethätigung unter der Leitung des Abtes Martin Gerbert, der selbst ein wohlgeschulter Historiker war und ungemein Bedeutendes auf diesem Felde leistete, besonders die Musikgeschichte

auf das Gründlichste kannte, einen Aufschwung genommen. Doch auch sonst war der Abt ein Mann von durchgreifender Energie. Ein furchtbarer Brand zerstörte das Kloster im vierten Jahre nach seiner Wahl; aber rasch und prachtvoll zugleich geschah die Wiederherstellung, und ganz besonders ist der großartige Kuppelbau der im 19. Jahrhundert leider wiederum durch Brand beschädigten Kirche sein Werk.

Dieses so wohl verwaltete und geistig so viel bedeutende Stift stand auch zur Schweiz in sehr nahen Beziehungen. Von den zwei Herrschaften und acht Ämtern des Klosters lag eines der letzteren auf zürcherischem Boden. St. Blasien hatte zu Birmensdorf und Stallikon die Collatur, in Birmensdorf und Urdorf Antheil an den niederen Gerichten, und vor den Thoren Zürich's war das Haus zum Stampfenbach an der Limmat der Sitz des Amtmanns von St. Blasien, der, aus der zürcherischen Bürgerschaft genommen, für den Abt den Einzug der zahlreichen Zehnten, Grundzinse, Gefälle besorgte. In ähnlicher Weise hatte St. Blasien einen eigenen Hof und einen Schaffner in der Stadt Basel, einen eigenen Amtmann in einem Amthause in der Stadt Schaffhausen. In der Grafschaft Baden vollends standen St. Blasien die niederen Gerichte durch das ganze Siggenthal, gleich von Ennetbaden abwärts, dann in den beiden Dörfern Endingen, in Schneisingen, Dägerfelden und noch weiteren Orten zu; die Pfarrpfründen Schneisingen und Kirchdorf — der Kirche des Siggenthals — wurden ebenfalls von da vergeben; die Propstei Wislikofen bei Zurzach war in dem Besitz von St. Blasien; ebenso war seit 1724 das am Nordeingang des Städtchens Klingnau liegende früher dem Wilhelmiter-Orden zustehende Kloster Sion St. Blasien einverleibt worden. Zur Verwaltung aller dieser Rechte hatte die Abtei zu Klingnau ein eigenes Haus inne und setzte dorthin einen Conventualen als Propst. Es liegt auf der Hand, daß ein Landvogt zu Baden

reichliche Gelegenheit hatte, mit dem Abte von St. Blasien geschäftlich zu verkehren.

Von eigenthümlicher Beschaffenheit war nun aber die staatsrechtliche Stellung, in der sich das Kloster innerhalb des deutschen Reiches befand. Allerdings war nämlich der Abt 1746 zum Range eines Reichsfürsten erhoben worden. Allein dadurch war St. Blasien noch keineswegs in die Reihe der zahlreichen geistlichen Stifter gerückt, die völlig souverän unter der obersten Hoheit des Kaisers eine territoriale Selbständigkeit einnahmen. Vielmehr gehörte St. Blasien zum österreichischen, also nicht zum schwäbischen, Reichskreise und war der Regierung des österreichischen Breisgaues zugetheilt. Die reichsfürstliche Würde bezog sich auf den Besitz der Reichsgrafschaft Bonndorf, und infolge dessen hatte freilich das Kloster Beziehung zum Reichstage. Aber die Stellung war doch eine eigenthümlich zwieschlächtige bei allem hohen Ansehen und Reichthum der Abtei.

So kam es, daß auch St. Blasien befürchtete, durch die Maßregeln der Wiener Regierung betroffen zu werden, als Kaiser Joseph II. in der eigenthümlichen dem Wesen des aufgeklärten Despotismus und seinem eigenen Temperamente zugleich entsprechenden überstürzenden Hast seine kirchlichen Reformen begann. Schon die weise Regierung der Kaiserin Maria Theresia hatte Anfänge zu einer Reform der Klöster an die Hand genommen; allein Kaiser Joseph wollte nun auch hier durchgreifen und begann gleich 1781 weitgehende Einschränkungen des Klosterwesens. Das geschah zuerst in ökonomischer, in jurisdictionärer Hinsicht. Dann aber wurde durch das Klostergesetz vom 12. Januar 1782, ohne daß irgend welche Vorbereitungen getroffen worden wären, die Aufhebung von Klöstern im großen Umfange verfügt. Die Klöster des Benedictinerordens zählten nun allerdings nicht zu den Kategorien, die durch das Gesetz herangezogen wurden. Dennoch war es begreiflich, daß auch in St. Blasien

Unruhe Platz griff, daß auch Fürstabt Martin Gerbert Vorbereitungen gegenüber einer Gefährdung seines Stiftes zu treffen sich rüstete.

In einem Briefe, den Landvogt Hirzel am 8. Januar 1782 an seinen Vater von Baden abgehen ließ, ist zuerst von diesen Dingen die Rede. Man hatte in Baden von bevorstehender Einschränkung, ja sogar von Aufhebung des Gotteshauses St. Blasien reden gehört, und nun war der Landschreiber der Grafschaft, eben jener Salomon Escher, gleichfalls ein Zürcher, nach Klingnau gereist, um unter dem benutzten Vorwande, den etwas unpäßlich gewesenen Pater Propst zu besuchen, über die Zuverlässigkeit des Gerüchtes Erkundigungen einzuziehen. Der Probst bezeugte bestimmt, daß weder bis anhin dem Fürstabte dergleichen intimirt worden sei, noch daß das Stift solches besorge. Allerdings sei wahr, daß der Hof dem Gotteshause einen Conspect seines Vermögens abgefordert und den weltlichen Amtspersonen dessen treue Verfertigung bei Eidespflichtungen angesonnen habe; ebenso sei vor einigen Monaten an St. Blasien das gleiche Decret, wie an alle anderen österreichischen Gotteshäuser, ergangen, des Inhaltes, binnen zehn Jahren keine Novizen anzunehmen: — aber zum Beweise dafür, daß, wenn schon vielen andern Klöstern die Aufhebung angekündigt oder gar zur Vollziehung gebracht sei, St. Blasien das nicht zu befürchten habe, diene der Umstand, daß gegenüber St. Blasien allein dieses Noviciatdecret wieder aufgehoben worden sei. Der Propst glaubte den Ursprung des Gerüchtes daraus erklären zu können, daß St. Blasien zur Stunde bei der Innsbrucker Regierungskammer einen Rechtshandel gegen gewisse Gerichtsangehörige im Breisgau betreibe, dessen Ausgang sehr zweifelhaft sei. Hirzel schließt denn auch mit Recht: „In der That ist auch die Grundlichkeit dieses Gerüchtes sehr zu bezweifeln, weil der Reichsfürsten-Charakter des Abten das Gottshauß — wann schon nicht vor der Beschränkung seiner im Oesterreichischen

besitzenden Rechtsamen und Gefällen — doch allerdings vor der Aufhebung sichern muß". — Noch am selben Tage — als so wichtig muß die Sache in Zürich schon aufgefaßt sein — hatte dann Hirzel in einem zweiten kürzeren Schreiben, das ein Expreßbote mitnahm, eine Anfrage des Vaters zu beantworten. Er that das dahin, „daß in hießigen Gegenden noch nicht das mindeste von einer Einschränkung oder Aufhebung der Stift Sct. Blasien bekannt ist".

Am 9. März kommt der Landvogt wieder auf diese Sache zurück. Er hat den Verkehr mit dem Propst in Klingnau durch Landschreiber Escher stets im Gange erhalten und dadurch directe Nachrichten von St. Blasien immer wieder gewonnen. Darnach wurde der Abtei gegenüber die Bewilligung der Novizenaufnahme aufrecht erhalten; aber das Gotteshaus sollte „beständig dreißig österreichische Conventualen halten", ebenso von den Pfarreien die dort functionirenden Kloster=Geistlichen zurückziehen und sie durch Weltgeistliche ersetzen. Dann fährt er fort: „Sct. Blasien wußte aus dem Styl des Dekrets eigentlich nicht abzunehmen, ob es im Ganzen nicht mehr als dreißig Conventualen annehmen dörfe, und ob die Umbesetzung der Pfarreyen nur auf die im Oesterreichischen ligende gemeind seye, traff desnahen dieserhalb noch keine Abänderung, sonder ließ darüber eine Einfrage an die Maj. gelangen und berichtete nebenhin, daß die volle Zahl ihrer Conventualen sich auf 105 belauffe. Nun steht die Stifft in unruhiger Erwartung, was sowol über diese beyden Punkte, als auch in Ansehung einiger im Oesterreichischen befindlichen Exposit用uren werde verfügt werden; denn sie besorgt, daß eint= und andere darvon möchten aufgehoben werden". Hirzel deutet da auf eine Propstei, wo dem Kaiser einzig an Waldung ein Vortheil von 30,000 Gulden zufallen würde, und nennt weiter ein in der Nähe von Freiburg gelegenes früheres Kloster Oberriedt, das ebenfalls, gleich Sion, früher den Wilhelmitern gehört habe

und in ähnlicher Weise, wie jenes, St. Blasien einverleibt worden sei: die Aufhebung würde hier darum glaubwürdig erscheinen, da die dortigen Geistlichen, ein Prior und sechs Conventualen, weder Pfarr- noch Schulverrichtungen auf sich hätten. Wie nun durch den Briefschreiber im Weiteren ausgeführt wird, war in dem Fürstabte Martin der Gedanke aufgestiegen, die in der Grafschaft Baden regierenden eidgenössischen Stände anzufragen, ob für den Fall einer Aufhebung von Oberriedt die dorthin exponirten sieben Conventualen von St. Blasien denjenigen von Sion beigegeben werden dürften, was um so näher liege, als Sion sich im baufälligen Zustande befinde und schon vor einiger Zeit davon die Rede gewesen sei, das Gebäude neu aufzuführen. Insofern der Entscheid von Wien es wirklich nothwendig machen sollte, für die Unterbringung der Oberriedter Conventualen bedacht zu sein, wäre St. Blasien bereit, den eidgenössischen hohen Ständen den Vermögenszustand von Sion vorzulegen und aus seinen vom deutschen Reichsboden bezogenen Gefällen die wegen vergrößerter Haushaltung nöthige Zulage zuzusichern, außerdem sich zu verbinden, in Sion unentgeltlich eine Schule besonders für Schweizerknaben zu halten und für eine gewisse Anzahl Studenten ein Seminarium einzurichten, endlich auch sich Allem zu unterziehen, was die regierenden Stände dem Stifte dannzumal vorzuschreiben als dienlich erachten würden. Im Weiteren ließ der Pater Probst beiläufig auch noch die zuverlässige Nachricht geben, der Kaiser habe an die Bischöfe von Basel und Constanz das Begehren gerichtet, sie sollten für den Theil ihrer Diöcesen, der unmittelbar zu Oesterreich gehöre, zu seinen Handen den Eid der Treue leisten, worüber Basel bis dahin noch keine Antwort gegeben habe, während Constanz Zeit zu gewinnen suche, um durch allerhand Entschuldigungen diese Zumuthung abzulehnen. Ferner noch wurde gemeldet, es sei am Wiener Hofe auch beschlossen worden, der Fürstabt solle zukünftig in dem seinem

Gotteshaus zustehenden Jurisdictionsdistrict die bischöflichen Rechte ausüben, eine Ehre, die aber der Fürstabt ohne päpstlichen Consens nicht werde annehmen können [1]).

Acht Tage nachher, am 16. März, wurde wieder zwei Male am gleichen Tage nach Zürich Bericht gegeben.

Es handelte sich darum, über einen Besuch, den der Pater Decan von St. Blasien im landvögtlichen Schloß zu Baden gemacht hatte, zu referiren. Erstlich wurde nun über jene früher mehr nur nach dem circulirenden Gerüchte erwähnte Forderung von Wien, der geargwöhnten Einschränkung auf die „XXX Nationalen", das Genauere gebracht: „Alle Zeit sollen dreißig Österreycher sein, woraus caeteris paribus die in Austriaco gelegene Propst- und Pfarreyen müssen besezt werden". Daraus schloß man also in St. Blasien, daß die gesammte Zahl der Conventualen uneingeschränkt bleiben werde, und daß auch der Wiener Hof nicht den Gedanken hege, die österreichischen von dem Stifte abhangenden Propsteien zu säcularisiren. Die Furcht in Oberriedt sei dadurch entstanden, daß der gewesene Prior einer unweit gelegenen aufgehobenen Karthause geäußert habe, Oberriedt werde binnen vier Wochen das gleiche Schicksal haben. In St. Blasien selbst — das ließ sich aus den Mittheilungen des Decans erkennen — war aber der Argwohn deßwegen noch bedeutend gestiegen, da auch von Zürich her Kunde gekommen war, es wolle verlauten, aus Wien und aus Innsbruck seien zuverlässige Nachrichten über die Veränderungen, die der Wiener

---

[1]) Dieser selbe Brief vom 9. März enthält noch eine weitere interessante Notiz: „Mitten unter allen diesen Veränderungen der kirchlichen Constitution seyen auch von den 24 Magistratspersonen, welche in jeder der vorderösterreichischen Städte, Waldshut, Lauffenburg und Rheinfelden, den Kayserlich Königlichen Oberämtern zugeordnet gewesen, alle bis auf drei, welche einer als Assessor bim Ammt, einer als Secretarius und der dritte als Registrator beybehalten sind, abgedankt worden. Waldshut allein hab's noch bim alten gelassen und Repräsentationen gemacht".

Hof mit St. Blasien zu treffen vorhabe, an vornehme Standeshäupter geschrieben worden: „Dergleichen von verschiedenen Seiten herrührende Avise müssen dann natürlicherweis sie wider in ihren Schlüssen, die aus der gönstigen Stylisation der allerhöchsten Entschließung können gezogen werden, irre machen; und wurde freylich die Stifft sehnlich wünschen zuvernehmen, ob die umlauffende Berichte aus zuverlässigen Quellen herfließen. In der jezigen Ungewißheit müsse sie unthätig bleiben und lediglich erwarten, was der Landesfürst über sie zuverhängen gut finde". Der Decan deutete dann noch an, daß im Falle einer Aufhebung von Oberriedt der Fürstabt allerdings sich um Bewilligung einer Verpflanzung der dortigen Conventualen nach Sion bei den in der Grafschaft Baden regierenden eidgenössischen Ständen bewerben würde, und er schloß damit, St. Blasien hoffe, daß man es nicht ungeneigt aufnehmen werde, daß eine derartige Meldung bei den betreffenden Regierungen noch nicht gemacht worden sei, da vielleicht ein solcher Schritt bei der jetzigen kritischen Lage voreilig erschiene und widrige Folgen nach sich ziehen würde.

Das zweite Schreiben vom gleichen Tage giebt noch einige wichtige Beifügungen. Danach war der Decan eigens vom Fürstabte nach Baden abgeordnet worden, um seinen Bericht zu Handen des Standes Zürich zu ertheilen; er war sogar beauftragt, falls Hirzel und Landschreiber Escher das für dienlich hielten, stehenden Fußes auch nach Zürich zu reisen und die gleiche Eröffnung den beiden Bürgermeistern zu bringen. Hirzel rieth aber hievon ab, weil es unnöthiges Aufsehen erregen würde, um so eher, als er selbst es auf sich genommen habe, „zu Handen Hohen Orts, wiewol in petto, das eröffnete einzuberichten". Dann läßt Hirzel merken, daß er sowohl aus dem mündlichen Vortrag des Decans, als aus dem ihm übergebenen Schreiben des Fürstabtes die Ansicht gewonnen habe, Landschreiber Escher

habe dem Propst zu Klingnau „zimlichen Trost respectu der Gesinnungen des Amts" gegeben: „Um desto kräftiger aber habe ich mich, da ich jezo das erstemal selbs mit Sct. Bläsischen Conventualen zu sprechen kam, geäußert, und zwar auf dem Fuß, daß ich Sct. Blasien bey sich ergebendem Nothfall lediger Dingen an die Hoheiten zukehren anrieth, und natürlich sagte, daß, wofern das Amt nicht ganz unpartheyisch hierin sich verhalte, die Stift daher mehr Nach- als Vortheil wurde zugewarten haben: daß hiernächst der Gedanke, Ordensgeistliche, welche man anderer Orten vertreibe, hier aufzunehmen, natürlicher Weis etwas sonderbar seye und daher dann seiner Zeit den Hoheiten ja recht annehmliche Vorschläge müssen gethan werden, bevor der Consens zur Aufnahme zu erhalten stehe. Ich sprach darüber genau darum auch mit mehrerer Freymüthigkeit, als ich merkte, daß, so wenig der Herr Decan den Fall möglich glaubte, es ihm doch nicht völlig Ernst darbey seye und er wirklich das Terrain darüber sondiren wolte. Aus eben dem Grund, mich auf keine Weise einzulassen, gedenke ich dann auch des Fürsten Brief unbeantwortet zu lassen". Endlich ist noch beigefügt: „Sct. Blasien kan und wird respectu dieser anbegehrenden Auffnahme seiner Ordensbrüder sich weder förmlich melden noch irgendwoher Bescheid und Antwort erwarten — si non in casu urgenti. Und sehe ich alles, was bis anhin mir und von mir gemeldet worden, lediglich als eine vorläufige Anzeige an; auch bleibt bis auf diesen Nothfall der Bau des Klosters Synen in toto et tanto verschoben, so daß dann die Vertriebene bis zu gestatteter Erweiterung ihres allfälligen neuen Heymaths-Orts und Vollendung des Baus unterweilen anderwärts versorgt werden würden" [1]).

---

[1]) Der Rest des ziemlich langen Schreibens ist einer ganz anderen Sache gewidmet. Er betrifft die schon seit 1780 ausgebrochenen Unruhen im Freiburger Gebiete, über die Hirzel von einem Berner Patricier sehr

Nun aber trat auch in dem Briefwechsel des Badener Landvogtes mit Zürich ein Ereigniß in den Vordergrund, das im Beginn des Jahres 1782 alle Welt beschäftigte. Das war die Reise, die anzutreten Papst Pius VI. für seine Pflicht hielt, um den Kaiser in Wien durch persönliche Vorstellungen dazu zu bringen, daß er von weiteren Neuerungen abstehe. Am 22. März war der Papst in Wien eingetroffen, und am 30. redet Hirzel von dieser Begebenheit. Er sagt, man wisse in St. Blasien immer noch nicht, was über das Stift verhängt sei: „Wie's scheint, so hat der Fürst Sich an den ersten Minister, den Fürsten Kauniz, welcher Ihne und sein Gottshauß sonst immer protegirt, gewendet; derselbe sol in sehr verbindlichen Ausdrüken geantwortet, darbey aber gemeldet haben, daß, wenn auch Se. May. seinen Reforme-Entwurf über Sct. Blasien ausdehne, solches dermal schwerlich mehrern, als zwey Personen, bekant seye und

---

genaue Mittheilungen erhalten hatte, auf die er sich durchaus verlassen konnte, da der Berner Herr ein Commando bei den Berner Hülfstruppen im Sommer 1781 bekleidet hatte. Hirzel vernahm, die Unruhen seien, „bey fernem noch nicht gestillt", und er gewann die Ansicht „die Klage der Freyburger-Unterthanen über den despotisme und Eigennuz eines Theiles der Regierung" sei „eben nicht übertrieben". Er erfuhr eine ganz bedenkliche Geschichte vom Landvogt zu Estavayer, der einen gegen das Verbot Stroh aus dem Lande führenden Unterthan um 50 Louisdor bestraft habe, worauf die Bannerets, bei denen der Bauer sich beklagte, jenem eine Buße von 100 Louisdor auferlegten, schließlich aber diese Buße und ebenso die vom Bauern bezogene für sich selbst behielten. Bekanntlich ließ sich, wenn auf irgend eine schweizerische Obrigkeit vor der Revolution, auf diejenige von Freiburg die Bezeichnung einer Oligarchie im schlimmen Sinne anwenden, und gerade die historischen alten Familien waren dabei zurückgesetzt. Hirzel's Gewährsmann wußte nun, „daß die Erlachs, Diesbachs, Castellaz aus der Stadt, Maillardoz, welche ungeachtet ihres alten Adels nicht zu den Stellen der Familles secrètes zugelassen werden und eben deswegen auch misvergnügt sind, noch immer eine besondere Partie für sich formieren, aber bey anhaltender Widersetzlichkeit der Familles secrètes sich wol noch könten zum großen Corps des Mécontens schlagen. Aber dann werde es brechen müssen".

vor der Execution gewiß nicht transpiriren werde". Hirzel vernahm, daß der Papst den Fürstabt durch den Nuntius in Wien auf eine sehr schmeichelhafte Weise von der angetretenen Reise habe benachrichtigen und einladen lassen, auch nach Wien zu kommen: „Obgleich der Fürst dieser Einladung gern entsprechen mag, erwartet er gleichwol eine zweyte dringendere, wie man sagt, oder vielmehr das Agrément des Kaysers, wie ich denke." Sehr bemerkenswerth ist, was der Landvogt aus Briefen des Procurators des Malteserordens in Rom, an den Großcomthur von Leuggern vernommen haben will. Danach wäre der Papst mit dem Kaiser über den Regularclerus in verschiedenen Punkten gleichen Sinnes gewesen, nämlich daß sich die Klostergeistlichkeit durch den Besitz weltlicher Gerichtsbarkeiten und großen Reichthums von den ursprünglichen Ordensinstituten im höchsten Grade entfernt, den Staaten lästig und den Fürsten furchtbar gemacht habe. Es werde also der Papst die Hand dazu bieten, daß den Klöstern die weltliche Gerichtsbarkeit entzogen, daß sie von ihren Reichthümern, das ausgenommen, was sie zu ihrem Unterhalt bedürfen, entlastet, aber auch diese Oekonomie durch eine weltliche Administration besorgt werde. Dagegen werde dann der Papst möglich bedacht sein, das Dogma, besonders das von der Suprematie des römischen Stuhls, zu salviren und zu dem Ende die Abhängigkeit der Ordensgeistlichen von Rom dadurch wieder zu gewinnen, daß die Insassen der schon aufgehobenen Klöster durch ihn ihres Gelübdes entlassen und die ihrethalben getroffenen und für die übrigen Klosterleute noch zu treffenden Einrichtungen vom römischen Stuhle bestätigt oder in dessen Namen vorgenommen würden. Das Consistorium der Cardinäle hege die Hoffnung, diese Punkte zu erhalten, und erwarte das von dem Zusammentreffen des Papstes mit dem Kaiser, indem der Papst wirklich diese Gesinnungen in sich berge und mit einem wahrhaft ehrwürdigen Aussehen eine unbeschreib-

liche Anmuth und Ueberredungskraft im Umgang verbinde. Hirzel glaubt, diese Aufschlüsse „von dieser merkwürdigen Reise des Pabstes, welche sonst sich schwerlich heimweisen läßt", geben zu können.

Am 11. Mai konnte der Landvogt berichten, daß er am vorhergehenden Tage den Pater Propst von Klingnau über das bevorstehende Schicksal des Gotteshauses habe befragen können, ohne freilich etwas Zuverlässiges zu vernehmen. Man erwarte allerdings nach dem Berichte des Propstes allgemein, daß die bemittelten Klöster im Oesterreichischen einer weltlichen Administration würden unterworfen werden, daß die herrschaftlichen Rechte oder Gerichtsbarkeiten ihnen würden entzogen werden, so daß dann der Prälatenstand, da er weiter weder Ansehen noch Kraft haben könne, zur Aufhebung komme. Es sollen zur Bewirkung dieser Veränderungen schon vor einiger Zeit die Decrete an die Regierungskammern erlassen worden sein, die aber diese Zuschriften vor einem bestimmten Tage nicht eröffnen, noch viel weniger bekannt machen oder zur Execution bringen dürfen: ob nun St. Blasien hier mit inbegriffen sei, oder nicht, sei noch ungewiß. Hirzel erzählt, der Archivar von St. Blasien habe in Wien unter der Hand sich zu erkundigen gehabt, ob der Fürstabt dahin reisen dürfe, wobei er von dem Nuntius dem Papste vorgestellt worden sei und von diesem zu Handen seiner Conventualen die Trostworte vernommen habe: Nihil vobis timendum. Hernach sei der Fürstabt selbst vom Kaiser gnädig empfangen und befragt worden, ob er den Papst auch schon gesehen habe, worauf der Fürst erwiderte: „Nein, Ihr May.! Meine Pflicht erforderte, zuerst meinem gnädigsten Landsfürsten aufzuwarten". Aus demselben Bestreben, Rücksicht zu nehmen, sei der Abt nicht zugleich mit dem Papste — derselbe reiste am 24. April ab — von Wien weggegangen, und ebenso habe er seine Rückreise über Augsburg erst angetreten, als der Papst diesen Ort verlassen

hatte. Hirzel schloß: „Der Abt wird jez mit Sehnsucht von seinen Untergebenen zuruk erwartet, indem sie alle hoffen, er werde sie aus der peinlichen Ungewißheit reisen können, in welcher sie sich in Ansehung ihres Schicksals befinden. Wenn aber der Prälat nichts in Erfahrung gebracht, so glauben sie, es werde sich alles binnen Kurzen entscheiden, sobald nämmlich die obs erwähnte fürchterliche Dekrete werden eröffnet werden".

Ein letzter Brief vom 5. Juni kann melden, daß der Fürstabt schon seit ein Paar Wochen zurückgekehrt sei, überaus gerührt von den vielen Proben recht väterlicher Zuneigung, die der Papst ihm gegeben, das eine Mal mit dem Zeugnisse: Est vir valde doctus, pius et mihi necessarius, ein anderes Mal durch den im Vorbeigehen durch die Schloßgallerie ganz vernehmlich gesprochenen Gruß: Salve Abbas mi amatissime. Hinsichtlich des Schicksals des Got:eshauses glaubt der Schreiber des Briefes bezeugen zu können, die von Wien zurückgebrachte Hoffnung reiche hin, daß gewiß mit St. Blasien für einmal eine Aenderung nicht werde vorgenommen werden. Danach zählt er die sieben Punkte auf, die er sich hat als Gesetze mittheilen lassen, die der Papst als Ultimatum des Wiener Hofes dem Consistorium der Cardinäle hinterbringen wolle, und er findet, fünf dieser Punkte seien ohne Zweifel dem heiligen Vater aufgedrungen worden. Endlich erfuhr er noch einiges über den Verkehr des Papstes mit Kaunitz, den Pius VI. augenscheinlich für eine Haupttriebfeder der Neuerungen gehalten habe. Bei einer Audienz des Fürsten beim Papste habe dieser den Staatskanzler, als er mit vielen Worten seine Devotion bezeugte, bitter unterbrochen: „Mein lieber Herr Fürst Kauniz, weniger Complimente und mehr Realitäten". Bei einem nächsten Zusammentreffen habe dann der Fürst, mit seinem Alter sich entschuldigend, sich in Gegenwart des Papstes bedeckt, worauf dieser versetzte: „Wol, mein lieber Herr Fürst, wir sind Beyde alte Männer und sollten daher mehr ans Grab denken". Aus

all dem zog Hirzel den Schluß: „Wann diese Nachrichten Grund haben, so mag dem Papst eben nicht viel Zufriedenheit bey seinem Auffenthalt zu Wien zu Theil worden seyn".

— Die Gefahr, die von Wien her emporgestiegen war, hatte für St. Blasien nicht gegolten. Mochten auch bis 1785 sogar hoch angesehene Benedictinerstifter an die Reihe der Aufhebung kommen — z. B. St. Paul in Kärnten —, so blieb St. Blasien ganz verschont. Fürstabt Martin konnte sein ruhmreiches Regiment ungestört zu Ende führen; er starb 1793. Erst dem allgemeinen Sturm, der das deutsche Reich selbst umwarf und alle kirchlichen Institute mittelalterlichen Zuschnittes in ihrer bisherigen Form beseitigte, unterlag 1806 auch St. Blasien, und einer der letzten unter den großen Gelehrten des Convents, Pater Trudpert Neugart, war dann 1807 der Bevollmächtigte, der am Wiener Hofe für die Verpflanzung des Conventes nach Oesterreich die nöthigen Schritte that. Eben in St. Paul schlugen nun die Mönche von St. Blasien ihren Sitz auf, und da starb auch der Sammler des Codex diplomaticus Alemanniæ et Burgundiæ Transjuranæ intra fines diocesis Constantiensis, der Verfasser des Episcopatus Constantiensis, im Jahr 1825, beiläufig gesagt, zwei Jahre vor dem gewesenen Landvogt von Baden Johann Kaspar Hirzel.

Die Promotion
eines Zürchers als Doctor der Medicin an der Universität Erlangen im Jahre 1774.

Von G. Meyer von Knonau.

Im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1895 wurde aus den nachgelassenen Papieren eines Zürcher Arztes mitgetheilt, wie hoch sich die Ausgaben für eine Badecur in Pfävers im Beginne unseres Jahrhunderts belaufen konnten. Hier soll aus demselben Material die Berichterstattung herausgehoben werden, die der gleiche Mann über seine Doctorpromotion hinterlassen hat.

Johann Ludwig Meyer stellte in einläßlicher Erzählung in einem Hefte, betitelt Promotio Mea, nebst Beilagen, die ganze Geschichte des für ihn wichtigen Tages zusammen. In die zusammenhängende Darstellung rückte er die in wohlgedrechseltem Latein gehaltenen Anreden an die Versammlung, an den Präses der Promotion, an die drei Opponenten, dann den Gang der Disputation mit diesen drei Herren, endlich die Schlußreden an Präses und Versammlung wörtlich ein, während dazwischen einige der Mittheilung an dieser Stelle würdige Bemerkungen über den weiteren Gang der Ceremonie sich eingeschaltet finden.

Die natürlich gleichfalls lateinisch geschriebene Dissertatio inauguralis chemico-medica handelte: De Aethiope Vegetabili cum analectis nonnullis de Salibus. Wie eine ausführliche Anzeige der Dissertation in zwei Nummern der Zeitschrift: „Erlangische Gelehrte Anmerkungen und Nachrichten“ sich äußert,

war der Haupttheil der Arbeit einem schwarzen Pulver gewidmet, das der Candidat angefertigt hatte: „Außer dem mineralischen Mohr aus Schwefel und Quecksilber, auch aus Spiesglas und Eisen, haben wir nun auch einen aus dem vegetabilischen Reich". Der zweite von den Salzen handelnde Theil war nach einer andern Recension in der „Medicinisch-chirurgischen Bibliothek" nicht von der Tragweite der ersten Hälfte. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß der Candidat die Anregung zu seiner Arbeit von seinem Lehrer empfangen hatte, der auch als Präses der Promotion bei dem feierlichen Acte betheiligt war, Heinrich Friedrich Delius, einem sehr gelehrten Arzte und Naturforscher, der seit 1749 als Professor in Erlangen wirkte und neben seiner Bethätigung als Mediciner auch um die Förderung der Chemie sich Verdienste erwarb [1]). Meyer widmete seine Schrift sechs Patroni Fantores, den beiden hervorragenden Zürcher Aerzten und Naturforschern Johann Heinrich Rahn und Johannes Geßner, dessen Andenken die Versammlung der Naturforscher in Zürich vor wenigen Monaten ehrte, dann dem Wiener Apotheker Johann Jakob Weil, dem Zürcher Rathsherrn Johann Jakob Escher, seinem Oheim, endlich seinem eigenen Vater, dem Stadtarzte Johann Konrad Meyer.

In seiner Darstellung der Promotion erzählt Meyer nun Folgendes. Schon einige Tage vor dem 30. September 1774, dem Tage, auf den der Actus angesetzt war, wurden die nöthigen Visiten bei dem Prorector, bei allen Professoren gemacht und die Einladungen an alle Bekannten und Freunde in Erlangen und außerhalb gerichtet. Zugleich lud der Candidat seine drei Opponenten auf den bestimmten Tag ein, bei ihm zu erscheinen, „um, ehe wir Feinde werden, vorher ein Freundschafftliches Früh-Stuck mit einander zu nehmen". Am 30. September

---

[1]) Vergleiche den Artikel über Delius in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. V, S. 40 u. 41.

wurden demnach vorerst „in der allerbesten Einigkeit" ein Paar Bouteillen Burgunder getrunken, worauf man sich um 9 Uhr zu dem Herrn Präses Hofrath Delius begab. Nach einer kleinen Weile hörte man das auf dem Universitätshause mit der Glocke gegebene gewöhnliche Zeichen, und darauf begleiteten der Candidat und die Opponenten den Präses in den für die Feierlichkeit bereit stehenden Saal, in dem Delius das höhere, Meyer das darunter liegende niedrigere Katheder bestiegen. Hierauf wurden die schon erwähnten lateinischen Reden und Gegenreden gehalten.

Bei seiner Ausführung über die Thesen, deren Anfechtung und Vertheidigung, schildert Meyer sehr anschaulich seine drei Opponenten. — Der erste war ein Regensburger, Schäffer, „ein sehr artiger, junger Mann, der sich nicht allein durch eine eingezogene, zwar zuweilen auch sehr gesellschafftliche Lebensarth, sondern durch sein emsiges Studieren hervorthat". Der Sohn eines Arztes, promovirte Schäffer ein Jahr nach Meyer, und dieser hatte später die Freude, seinen Freund, der inzwischen auch noch in Straßburg studirt hatte, auf einige Wochen in Zürich zum Gaste zu haben. Schäffer machte dann noch eine Reise durch die Schweiz und besuchte besonders Haller in Bern. Die letzte Nachricht hatte Meyer von ihm, als Schäffer Leib-Hof-Medicus des Fürsten von Oettingen-Wallerstein geworden war. — Der zweite Opponent, Wernberger, war ein Pfarrerssohn aus Culmbach und, da er wegen geringer Mittel sich der Pharmacie widmete und erst nachher durch Hülfe verschiedener Gönner dem medicinischen Studium sich hingeben konnte, schon ziemlich bei Jahren. Meyer hatte ihn schon in Nürnberg kennen gelernt, wo Schäffer sein Nachfolger in der Apotheke der Frau Schaffrath geworden war; Schäffer ging später als Feldarzt mit den bekanntlich von der englischen Regierung zur Bekämpfung der nordamerikanischen Colonien vom Markgrafen gewonnenen ansbachischen Truppen über den Ocean. — Den dritten Opponenten

nennt Meyer schon gleich anfangs „den alten ehrlichen Herrn Professor Masius“. Dieser „gute ehrwürdige alte Mann“ war ein Docent, dem es an der Universität nicht glücken wollte; allein er war in Erlangen recht „nöthig“: „Seine philologische und philosophische Kenntnisse trugen das meiste bey, junge Studierende sozusagen zuzustutzen“. Schon lange Jahre Extraordinarius, war Masius stets in seinen Hoffnungen betrogen und begehrte nun keine Versorgung mehr. Auch Meyer hatte sich durch Masius in einem Disputatorium auf die Vertheidigung seiner Thesen vorbereiten lassen, wofür dieser dann zur Erkenntlichkeit forderte, daß er der letzte Opponent bei der Disputation sei. Meyer sagt, dieser stets vorgebrachte Wunsch sei auch kaum ein einziges Mal abgeschlagen worden, obschon die Sache für einen Präses etwas Unangenehmes gehabt habe, einmal, da Masius nicht zur Facultät gehörte, dann weil er immer mit Spitzfindigkeiten hervorgekommen sei. Trotz seines geringen Einkommens habe sich Masius ökonomisch sicher gestellt und durch seinen unermüdeten Fleiß sogar eine ausgesuchte Büchersammlung angeschafft. Merkwürdig sei auch noch sein Testament gewesen, weil er „zum Dank, daß ihn immer die Mediciner sozusagen erhalten“, auf seinen Tod hin seinen Körper der Anatomie vermacht habe: es gelte ihm gleich, wenn man seinen Leib zu einem Skelet machen wolle.

Nach Abschluß des Redeactus folgte noch die Promotion selbst, und diese geschah aus einem zufälligen Grunde nicht, wie sonst, in einer Stube im Universitätshause, wo dann niemand hereingelassen wurde, sondern öffentlich in dem gleichen großen Saale. Die Ursache davon lag in kurz vorher geschehenen Händeln zwischen den Erlanger Bürgern und Studenten. Zu einer außerhalb der Stadt von Bürgern abgehaltenen militärischen Uebung hatten sich Studirende begeben, um zuzusehen, und da war ein Streit ausgebrochen, bei dem vier Studenten sehr elend behandelt

wurden, einer beinahe bis zum Tode, ein zweiter mit Verlust eines Auges. Darüber war eine solche Erbitterung entstanden, daß die Studenten kaum besänftigt und abgehalten werden konnten, sämmtlich die Universität zu verlassen. Prorector und Senat hatten danach mit dem städtischen Rathe über die Sache sich berathen, und darauf überließ der Prorector Untersuchung und Urtheil dem Markgrafen als dem Protector der Universität. Dieser schickte zwei Minister nach Erlangen, um die Angelegenheit unparteiisch untersuchen zu lassen, und weil nun diese Untersuchung gerade an dem Tage der Promotion Meyer's in dem sonst für diese Acte eingeräumten Zimmer geschah, hatte der Candidat das Vergnügen, daß seine Promotion im großen Saale vor sich ging. Auch sein Doctoreid findet sich unter den beigelegten Acten, und das Diplom ist selbstverständlich auf den Namen des Markgrafen Christian Friedrich Karl Alexander, als des Rectors der Friedrich-Alexanders-Universität, ausgestellt. Der mitbetheiligte Prorector vereinigte in eigenthümlicher Weise in seiner Professur die Historia naturalis und die Litteræ Germanicæ und war außerdem noch Archidiakonus der Universitätskirche; es war der vielseitige, aus Ostfriesland stammende Gelehrte Philipp Ludwig Statius Müller [1]).

Der sehr geordnete junge Doctor — er war 1774 im Alter von 24 Jahren — hat nun aber auch alle Ausgaben, die durch seine Promotion verursacht wurden, in einer besonderen Beilage sorgfältig zusammengestellt.

Alle Kosten zusammen betrugen 459 Gulden, von denen 120 der Facultät für die Examina, 50 dem Präses der Promotion Delius, dem Secretär der medicinischen Facultät 3, dem Pedellen für Sigelung des Diplomes ebenfalls 3 Gulden bezahlt wurden; 15 Gulden kostete die Inscription in das Candidatenbuch der Facultät, und 10 Gulden betrugen verschiedene Aus-

---

[1]) Vergl. a. a. O., Band XXII, S. 668 u. 669.

gaben, so in die Kasse für arme Studirende. Der Druck der 300 Exemplare der Dissertation belief sich auf 63 Gulden, nebst 3 Gulden Trinkgeld für Setzer und Drucker, dann 14 Gulden an den Buchbinder für das Einbinden; der Druck der Diplome kostete 6 Gulden. Dazu kamen noch weitere Ehrenausgaben: 10 Gulden dem Pedellen für Wein und Confect bei den Examina, 62 Gulden der Hausfrau für die Doctormahlzeit nebst 20 Gulden für 40 Maß Wertheimer Weins und 20 Gulden für Burgunder. Endlich hatten ein neues Kleid und andere Sachen 60 Gulden gekostet.

Sehr wahrscheinlich wird bei der Mahlzeit noch durch die Gäste das gedruckte Gedicht überreicht worden sein, das den Titel trägt: „Der gerührte Freund, bey dem empfindlichen Abschiede des Hochedelgebohrnen Herrn Johann Ludwig Meiers ruhmwürdigen Doctors der Medizin aus Zürich in der Schweitz, der zum grösten Schmerze Seiner redlichen Freunde und Brüder die Friederich-Alexanders hohe Schule im Monath October 1774 verließ". Urheber der Ovation werden die achtzehn Freunde gewesen sein, deren Namen darunter aufgezählt erscheinen, ein von Aufsees, ein von Rüdt, ein von Rackwitz, ein von Stockar, dann natürlich die beiden Opponenten Schäffer und Wernberger, ferner nicht weniger als acht Deutsche aus Siebenbürgen, ein Livländer, einer aus dem Badischen, ein Grassi aus Graubünden, endlich ein Truchsees von Wetzhausen. Begreiflich entsprechen die neun Strophen ganz damaligem Zeitgeschmack. Die vier ersten könnten einem jeden Scheidenden gewidmet gewesen sein. Aber die fünfte gilt speciell dem Schweizer:

So, wie im Schooße Deiner Nationen,
Wo ungestört die edle Freiheit grünt,
Die Redlichkeit, auf vestgestützten Trohnen,
Als ein besondres Merkmal, Menschen dient:
So blüht sie, Redlichster, in Deinem zarten Busen;
Das weiß der Rednitzstrand, das wissen seine Musen.

Die siebte Strophe feiert den künftigen Arzt:

Ihr blasse Leichen auf! eilt ihm entgegen!
    Empfangt Aristokratens theuren Sohn!
Empfanget Ihn, und gebt Ihm euren Segen;
    Des Lebens Kostbarkeit ist euer Lohn;
Denn er hat nicht das Recht zu töden. Gesundheit, Leben,
Dieß ist der Lohn; den wird Euch Meiers Scharfsicht geben.

Endlich schließt das Ganze:

So muß die Hoffnung hohe Alpen crönen,
    Wo noch die Ehre Deiner Väter steigt.
Allein, was bleibt den Freunden? banges Sehnen —
    Wenn bald dein Fuß aus unsrer Gegend weicht.
Doch, ziehe hin! von Jonathan geküsset, ziehe!
Dein Herz, Dein Ruhm, Dein Name, Deine Freyheit blühe!

Pestalozzi.

Mitgeteilt von Prof. O. Hunziker.

Freund Pestalozzi! Es mag ob deinem Beginnen der Tadel
Walten, und walten ob dir; innig verehr' ich dein Herz.
Worfeln und sieben ist gut, die Frucht im Siebe wird reiner.
Laß nur sichten, und selbst sichte mit emsiger Hand!
Lieblich keimet schon jetzt die Saat und schießet in Blüten,
Weitumher reifet die Frucht sichtbar und fröhlich empor.
Über dem Grabe, das einst dich birgt, wird die heilige Ernte
Segen verleihen der Welt, Segen des Säemanns Staub.

J. R. Wyß, der ältere.

(Aus den „Alpenrosen", hgg. von Kuhn, Meißner, Wyß. Jahrg. 1814, p. 82.)

Ein hübsch neu Spyl

zu Ehren der

Fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier

meiner hochehrwürdigen, frommen
und ehrenfesten

Herrn Antistes Dr. Georg Finsler

und

Herrn Pfarrer Ludwig Pestalozzi

in Schrift verfaßt vom Ludimoderator
und dargestellt von
etlichen jungen Burgern der ehrs. Gmeind zum

Großmünster.

Anno Domini MDCCCXCVI,
am 11. Tag Octobris.

Personen des Spyls:

Carolus Magnus.
Rupertus, Herzog in Schwaben.
Ulrich Zwingli, Leutpriester.
Antistes Bullinger.

Das Spyl beginnt Nachts 12 Uhr am 11. October
bei der Salzhausstiegen.





Actus I.

1. Auftritt.

(Rupertus tritt auf. Es windet und regnet greulich.)

Rupertus: O Pfui, wie kalt es ist! Von Westen bläst es her,
Als ob's statt Herbst fürwahr schon bittrer Winter wär';
Und Rheumatismen mir in allen Gliedern zwicken.
Was brauchte man mich auch jetzt auf die Erd' zu schicken!
Ich fand's im Paradies doch wahrlich so viel netter,
Und muß nun gradewegs bei diesem Sudelwetter
Nach Zürich pilgern — 's ist ein wunderlicher Glust,
Daß alle liebe Welt in dieser Stadt sich just
Mag niederlassen, wo's sonst wahrlich nicht geheuer,
Wo jedes neue Jahr bringt eine neue Steuer,
Und, was das Klima hier insonderheit betrifft,
Ein Nebel wird gebraut, der schlimmer noch als Gift.
Gut, daß nur diese Nacht mich meine Pflichten rufen. —
Hier soll ich warten, scheint's — grad hier auf diesen Stufen
Der Salzhausstiege, die hinauf zum Münster führt.

Die obstehenden Illustrationen geben die getriebenen und ciselirten Medaillons wieder, welche die den Jubilaren gestifteten, von Goldschmied C. Bossard in Luzern angefertigten Schalen zieren.

Wahrscheinlich weil man hier den Wind am meisten spürt.
Beim heil'gen Felix! dies ist wahrlich nicht plaisierlich
Und wär' ich nicht von Haus gutmüthig und manierlich,
So könnt' gestohlen mir stracks werden dieser Brief —
Mitsammt der Unterschrift — der mich hieher berief.

(er zieht ein Pergament hervor.)

Das ist der Wisch — Hier steht's: Rupertus, höre an:
Du warst dem Reiche stets ein vielgetreuer Mann.
Als Herzog hast du hier gewaltet und regiert
Und das Großmünsterstift aus deinem Gut fundiert.
So send' ich dir Befehl aus kaiserlicher Macht,
Daß du am 11. mich sollst treffen bei der Nacht,
Bevor es zwölf Uhr hat am Petersthurm geschlagen.
Du wirst mir auch dorthin hier diesen Koffer tragen.
Behüte mir ihn wohl, ein Kleinod er verwahrt
Von großem, hohem Wert und ganz absondrer Art.
Doch was es ist, das künd' ich dir vorläufig nicht.
Erfüllen sollst du erst ganz einfach deine Pflicht
Und ruhig wandeln des dir zugewiesnen Wegs.
Salutem maximam
Scripsit
Carolus, rex.

(Es schlägt zwölf Uhr.)

Da schlägt's! Wie lang soll ich denn eigentlich noch harren?
Wenn man mich nur nicht hält am Ende noch zum Narren.
Das wär' der Teufel . . .

II. Auftritt.

(Kaiser Karl tritt auf.)

K. Karl: Pst! Wer wird so schändlich fluchen,
Das könnte höhern Orts man dir nicht übel buchen.
Sodaß am Ende dich der Pförtner nicht mehr ließ,
Wenn wieder heim du ziehst, hinein ins Paradies.

Rupertus: Wer seid Ihr, mit Verlaub? Seid Ihr ein Polizist?
Wenn dieses wär' der Fall, bei meinem Schwert, so wißt,
Daß Ihr nicht etwa sprecht nur so zu Euresgleichen.
Des Kaisers Majestät in diesen seinen Reichen
Vertrete ich, mein Mann . . . .

K. Karl: Und wenn die Majestät
Selbst zu Euch sprechen würd'?

Rupertus: Was sagt Ihr?

K. Karl: Ei, so seht
Doch selbst zum Karlithurm. Was schaut Ihr, Herzog, sprecht?

Rupertus: Wahrhaftig ja, das ist jetzt wahrlich auch nicht schlecht:
Der Thron da oben leer, kein Kaiser sitzt mehr dort.

K. Karl: Hier stehet er vor Euch.

Rupertus: (beugt das Knie). Ich traue Eurem Wort.

K. Karl: Erheb' dich nur, mein Freund, knapp ist die Zeit bemessen.
Wo ist denn aber nun das Jubiläumsessen?

Rupertus: Das was?

K. Karl: Ja so, das weißt du ja noch nicht, perse!
Ich sag dir's auf dem Weg — gehn wir hinaus zum See.
Es sind der Feste ja zu dieser Zeit fast alle
Am Quai da draußen in der Töne neuer Halle.

(Sie gehen über die Bühne.)

Schau, schau, an dieser Stell' — hier grad vor Jahr und Tag
Die alte Kröte einst im Schlangenneste lag,
Und machte, bis ich kam, sich mächtig dick und breit;
Ich aber hab' sogleich entschieden jenen Streit,
Und zwar so rasch und klug wie König Salomon;
Man spricht drum heut'gen Tags in Büchern noch davon.
Es soll zwar, wie ich hör', jetzt geben Professoren
— Könnt ich die Herren nur erwischen bei den Ohren!

Die sagen, ich hab' nie in meinem Haus zum Loch —
Wo jetzt Herr Bremy haust — gewohnet, während doch
Ich's seh', als wär' es heut, wie dort im Rittersaal
Die Schlange mir am Tisch beim Dessert nach dem Mahl
Den funkelnden Rubin ließ in den Becher gleiten.
Niemand ist sicher mehr in diesen bösen Zeiten,
Daß von der Wissenschaft er plötzlich über Nacht
Nicht kalten Bluts um Ehr' und Leben werd gebracht.
Mein Bild am Thurme selbst, erkläret das Gesindel,
Das sei ja gar nicht ich und Alles bloß ein Schwindel.
Doch lassen wir das heut': Wir zweie wissens doch,
Daß ich einst residiert in jenem Haus zum Loch. —
Wer aber sind die Zwei, die hinter uns dort schreiten?
Mir scheinen sie bekannt — Komm, treten wir zur Seiten.

III. Auftritt.

(Zwingli und Bullinger treten auf).

Zwingli: Hab' Dank, mein lieber Freund, daß du bist hergekommen.
Und auch das Kleinod gleich für mich hast mitgenommen.

Bullinger: Herr Huldrych, dankt mir nicht, der Ruf kam mir gelegen.
Denn immer folg' ich gern Euch nach auf Friedenswegen.
Auch hätt' sich's kaum gepaßt und hier säh' man's nicht gern,
Wenn Ihr Euch in Person begeben nach Luzern,
Wo man einst Euer Schwert . . .

Zwingli: Still, lassen wir das ruhn,
Das Schwert hat ja Gottlob heut' Abend Nichts zu thun.
Allein jetzt ist es Zeit, wir kommen sonst zu spät,
Doch hör' ich Leute dort — Wer ist's, der mit uns geht?

Bullinger: Laßt mir das erste Wort, sonst möcht' er bös erschrecken.
Weil keine Scheid' Ihr habt, das Schwert darein zu stecken.
Allein was seh' ich hier, auch der Mann ist bewehrt . . .
Halt! Werda! Wißt Ihr nicht, daß es hier ist verwehrt,
Zu tragen auf der Straß derlei gefährlich Waffen?

K. Karl: Was hab' mit dem Verbot als Kaiser ich zu schaffen?
Ich denk' wahrhaftig doch, daß eine Majestät
Noch etlich gute Zoll ob einem Stadtrat steht.
Und überdies, erlaubt, der da hat auch ein Schwert,
Und was dem Herrn erlaubt, ist mir auch nicht verwehrt.
(Er sieht Zwingli.)
Ha, seh' ich recht, Ihr seid's, Herr Zwingli! Große Freude
Macht mir's, daß auch einmal wir treffen uns zwei beide.
Ich seh' Euch zwar recht oft, Ihr aber seht mich nicht,
Dieweil gen Süden Ihr dreht Euer Angesicht.

Zwingli: Ja wer denn, mit Verlaub, seid Ihr? Ihr tragt die Kron,
Und doch gibts in der Schweiz ja nirgends einen Thron.

K. Karl: Jetzt freilich längst nicht mehr, doch einstens war es so;
Wir beide sind ja nicht erst heut' des Lebens froh.
Es war die Schweiz ein Theil des Reichs zu meiner Zeit:
Ich bin der Kaiser Karl . . .

Zwingli: Natürlich, Herr! verzeiht,
Daß ich Euch nicht erkannt, ich war grad etwas sturm.
Wie oft hab' ich gesehn Euch droben an dem Thurm,
Wenn's Mittag läutete und unten an der Gassen
Das lose Bubenvolk nicht müde ward, zu passen,
Ob Ihr nicht Wecken werft herab von Eurem Sitz.
Ihr kennt ihn ja gewiß, den alten Zürcher Witz.
Wie haben Eurer wir im Stift am Karlitag
In Rede und Gesang, bei fröhlichem Gelag

Gedacht und uns gesagt: das wär' des Festes Kron',
Wenn jetzt der alte Herr dabei wär' in Person.
Wie oft hat mich gefreut das Schwert auf Eurem Schoß,
Wenn sich ob meinem Schwert des Tadels Schwall ergoß.
Mit leerer Rede wird die Welt doch nicht regiert.
Die Sachsen habt Ihr auch . . .

K. Karl: Laßt dies hier unberührt,
Und sagt mir lieber, wer der and're Herr Magister
Ist, der mit Euch spaziert . . .

Zwingli: Verzeiht Herr dieses ist der
Henricus Bullinger, so mir im Amt kam nach,
Als man in Kappel mich so jählings einst erstach.
Ein Mann wie lauter Gold.

Bullinger: Ich bitt' Euch, haltet ein.

Zwingli: Warum, mein lieber Freund? Selbstlob, das ist nicht fein.
Doch seinem guten Freund, was ihm gebührt zu geben,
Das ist nur billig, wenn . . .

Bullinger: er nicht gleich steht daneben.
Verzeihet, Majestät, ich that nur meine Pflicht.

K. Karl: Wollt Gott ein Jeder thät's! — doch thut er's leider nicht.
Erlaubt, daß ich nun auch den Namen gebe kund,
Des Mannes, der mir folgt zu dieser nächt'gen Stund'.
Rupertus, tritt hervor,

Rupertus: Ihr Herren, seid gegrüßt!

Zwingli: Was braucht's der Namen noch! als ob nicht Jeder wüßt,
Daß es Rupertus ist, der auf sein Gut verzichtet,
Daß zu der Heil'gen Ehr' ein Kilch' werd' aufgerichtet,
Dran sich geschlossen hat dann später unser Stift,
Wenn nicht im Irrthum ist Herrn Diebold Schillings Schrift.
Auf alten Scheiben ja man ihn zu sehen pflegt,
Wie er mit seinem Herrn die Münsterkirche trägt.

Für Alles, was Ihr uns einst Gutes habt gethan,
Nehmt meinen besten Dank — auch etwas spät — noch an.

K. Karl: Doch wollet nun, Ihr Herrn, auch gütigst geben Kunde,
Was Euch hieher geführt zur nachtverschlafnen Stunde,
Und sonderlich, was Euch, Herr Zwingli, wohl fiel ein,
Daß Ihr verlassen habt das Piedestal von Stein,
Drauf Ihr so mannhaft steht mit Eurem festen Blick,
Der ruhig vorwärts schaut und nimmermehr zurück.

Zwingli: Warum nicht, Majestät; auch Euch wird's das erfreuen,
Braucht doch mein Gang bei Nacht das Tagslicht nicht zu scheuen.
Wißt, daß an unsrer Kirch' schon fünfundzwanzig Jahr
In Amt und Ehren steht ein würdig Priesterpaar.
Ungleich an Alter zwar, in äußerm Blick und Wesen,
Doch treu sind allzeit sie dem Dienst am Wort gewesen.
Mit ruhig fester Hand der eine hat regiert,
Als unsrer Kirche Haupt, dieweil der andere führt
An Scepters Statt das Wort und einen blanken Stift,
Der immer ehrlich ist, auch wenn er Gegner trifft.
Nun feiert die Gemeind' den Tag wie sich's gebühret,
Und zu dem Fest auch uns der Wundersitz hinführet,
Den hoffentlich Ihr nicht zu tadeln findet Grund.
Dank ist's auch gegen Gott, daß bis zu dieser Stund
Er unsre Kirche hat mit Dienern wohl versehen,
Die treu in ihrer Pflicht und Gottes Wort bestehen.
Doch möchten wir grad nicht mit leeren Händen kommen
Und haben drum mit uns ein Silberstück genommen;
Der Meister in Luzern, Karl Bossard, hat's gemacht,
Amicus Bullinger es dann hieher gebracht
's war so zu unsrer Zeit bei Festen stets der Brauch.

K. Karl: Was sagt Ihr? Sapperment! Das haben wir ja auch!
Wir wollten ebenfalls wie Ihr beim Fest erscheinen,

Um unsern frommen Wunsch den andern zu vereinen,
Und bieten einen Trunk aus köstlichem Geschirr
Den Herrn zu Dank und Preis.

Bullinger: Wahrhaftig grad wie wir!

Zwingli: Felix und Regula! Was sind das für Geschichten!
Wie sollen wir, o sprecht, nun das Dilemma schlichten?
Wenn wir auf diese Art der Gmeind uns präsentieren,
So lachen sie uns aus und das würd' uns genieren.

K. Karl: Für mich als Kaiser sind dies gar noch schlimmre Sachen,
Denn alle Nörgeler sind stets bereit zu lachen.

Rupertus: Erlaubt, Geehrte Herrn, so schlimm ist das grad nicht.
Wenn's Eurer Pfaffheit hier am nöt'gen Licht gebricht,
So hilft ein Laie Euch mit seinem Rath zurecht:
Wie manchen Jubilar habt Ihr zu feiern, sprecht?

Zwingli: Wir haben's ja gesagt, es seien ihrer Zwei.

Rupertus: Je nun, da habt Ihr ja des Herrn Columbi Ei!
Das eine Stück bescheert dem würd'gen Herrn Antistes,
Dem Bruder in dem Amt das andre . . .

K. Karl: Ja, so ist es!
Der Vorschlag ist probat, nun aber fort in Eile,
Wir haben hier versäumt uns eine gute Weile,
Und traun, es wäre doch im höchsten Grad fatal,
Wenn schon das Fest zu End' und leer der ganze Saal.
Doch nein, ich seh' von fern noch hell die Lichter blinken
Und freundlich uns zum Tisch der Gläser Klingen winken.

Actus II.

K. Karl: Ei, seht den schönen Saal, der Gäste große Menge.
Ist das ein Grüßen froh, ein lustiges Gedränge.
Mir scheint, man hab' bereits nicht übel pokuliert,
Denn Jung und Alt ist schon so ziemlich animiert.
Ob wohl trotz alledem man uns noch leiht das Ohr?
Rupertus: Was denkt' Ihr Majestät! Es schweigt der ganze Chor,
Wenn ihr die Hand erhebt und bittet um das Wort.
K. Karl: So war es wohl vor Zeit — doch hier an diesem Ort,
Wo man mich kaum mehr kennt? Thut's doch an meiner Statt!
Rupertus: Des Kaisers Majestät will sprechen. Taceat
Quæ hic conscripta plebs minorum gentium
Et vobis impero: Fiat silentium!
K. Karl: Gott grüß Euch, werthe Herrn, und Euch vieledle Frauen,
Die mir in selt'ner Weis' vergönnt ist, hier zu schauen.
Ich weiß, warum Ihr all' versammelt seid zumal
Im schönsten Festgewand allhier in diesem Saal,
Und zweifle keineswegs, daß schon von manchem Mund
Mit süßer Rede ward genannt des Festes Grund.
Doch hab' ich mir erlaubt, auch noch zum Fest zu nahen,
Daß meinen Glückwunsch Ihr in Hulden mögt empfahen.
Mir ist vergönnt, Ihr wißt, am Münsterthurm zu thronen,
Herabzusehn auf die, so meine Stadt bewohnen.
Und Sonntags sonderlich, wenn laut die Glocken schallen,
Da seh zum Gotteshaus ich gern die Menge wallen,
Denn ob ein weltlich Amt mir nur vom Herrn bescheert,
So war die Kirche doch mir lieb und theuerwerth;
Denn wer vor Gott sich beugt in Demuth als ein Christ,

Der treuste Unterthan und beste Bürger ist.
Zwar denk' ich manchesmal, es sei nicht wie vor Zeiten.
Da geht's am Sonntag wohl hinaus nach allen Seiten
Mit Jubel und Musik, da trommelt es und knallt,
Das ganze große Volk zu allen Festen wallt;
Jedoch in's Gotteshaus, da drängt sich's nicht hinein;
Die Räume sind wohl groß, das Kirchenvolk ist klein.
Doch laßt Euch drob nicht graun und haltet treu am Wort,
Wißt Euern Lehrern Dank und sorget fort und fort,
Daß in dem Hause doch der Same nicht verschwind',
Daß Frommheit sich vererb' auf Kind und Kindeskind,
Dann bleibet Ihr ein Salz für alles Volk im Land
Und machet nicht zu Spott der Christen Ehrenstand.
Ihr aber, edle Herrn, die Ihr so treu gewaltet
Ein Viertel-Saeculum des Amtes, und geschaltet
Als gute Hirten stets. Die Heerd', die Euch vertraut,
Habt Ihr gestärkt, gelehrt, getröstet und erbaut.
Nehmt auch des Kaisers Dank und Glückwunsch hier entgegen,
Daß Ihr noch wirken mögt für lange Zeit im Segen,
Bis Euch des treuen Knechts Verheißungslohn ergetzt,
Der über Größ'res einst zum Hirten wird gesetzt.

Rupertus: Herr Zwingli möcht' nun auch das Wort von Euch begehren.
So merkt auf seine Red' in Züchten und in Ehren.

Zwingli: Wohl lange Zeit ist's her, seit ich am Münster drüben
In Lieb' und Gottesfurcht die Gmeind' versucht zu üben,
Das Licht des reinen Wort's auf einen Leuchter frei
Zu stellen, daß es kund dem ganzen Volke sei.
Nun seh' ich frohen Muth's, daß es nicht war umsunst.
Die Saat, die ich gestreut, ist mit des Himmels Gunst
Zu guter Weizen-Erndt gezeitigt und gediehen
Und manchem ward nach mir die Gab' des Worts verliehen,

Zu pflegen mit Geduld und sänftiglich zu gießen
Die Pflänzlein, die mit Lust aus allen Furchen sprießen.
Mög' ferner so erblüh'n der Kirche edler Garten,
Weil immer treugesinnt die Gärtner seiner warten;
Und wenn Euch etwa dünkt, es sei die Last zu schwer,
Die Saat steh' gar so dünn, die Ähren seien leer,
So denket, daß auch oft, dem Auge unsichtbar,
Manch Sämlein auf noch geht, spät erst, nach Tag und Jahr.
Und glaubt mir, denn ich hab's ja an mir selbst erfahren:
Gott zeigt am treusten sich, wenn Alles scheint verfahren,
Und lenkt mit starker Hand die Welt nach seinem Zweck,
Ob noch so stolz und frech sich brüste Amalek.
Drum bleibet gutes Muth's, Ihr Brüder, in dem Amt,
Das also hoher Würd', weil es vom Himmel stammt,
Und freut der Treue Euch, die Ihr heut' dürfet schauen,
Da eine ganze Gmeind Euch ehret mit Vertrauen,
Mög' sie mit Euch vor Gott zu dieser Feierstund',
Wie Josua mit dem Volk, erneuern ihren Bund.

Rupertus: Herr Heinrich Bullinger soll auch noch sprechen jetzt!
Drum hört, wie billig ihn auch an zu guter Letzt.

Bullinger: Glaubt nicht, daß sich ergieß' auf's neu der Rede Fluß,
Wiewohl noch Vieles ich zu sagen wüßt' am Schluß.
Stund ich doch manches Jahr der Kirche Zürichs vor,
Nachdem in blut'ger Schlacht sie einst ihr Haupt verlor.
Und hier als Jubilar, da stehet vor mir jetzt
Der gleiche Würde hat getragen bis zuletzt,
Bis eine neue Zeit, die mir nicht ganz vertraut,
Auf andern Boden hat der Kirche Grund gebaut.
Was hätten wir zwei beid' uns Alles zu erzählen,
Wenn's nicht am rechten Ort und an der Zeit würd' fehlen.
Gedulden wir uns noch, bis einst im höhern Licht

Erstatten können wir viel gründlichern Bericht,
Bis in der Ewigkeit harmonischeren Sphären
Sich auch der Kirche Weg des Gänzlichen wird klären,
Da sich die mancherlei verschiedentlichen Geister
Vereinigen vor Ihm, der Kirche großem Meister.
Mir liegt ein' andre Pflicht jetzt zu erfüllen ob:
Wenn heut' sich Aller Herz zu frohem Dank erhob
Für treuer Hirten Hut, zu frommer Lehrer Preis
Und wenn verkündet ward ihr Lob in diesem Kreis,
So ziemt es sich fürwahr, zu wahren fort und fort
Des Tag's Gedächtnis, wann verklungen Lied und Wort,
Daß, wann der Jubel auch des Festes längst vorbei,
Doch die Erinnerung im Haus erhalten sei.
Nehmt drum, vieledle Herrn, mit wohlgewognem Sinne

(er überreicht jedem eine silberne Schale.)

Hier dies Erinnerungsstück als Zeichen unsrer Minne
Und unsern Wunsch dazu, daß Gott Euch woll' in Gnaden
Erhalten guten Muths; er steu're allem Schaden,
Er nehme Kirch' und Schul' in seine treue Hand
Und seinen Frieden gieß' er aus auf Stadt und Land!

F. O. P.

Zürcher Chronik
auf das Jahr 1895.

Zusammengestellt von **A. v. O.**

Januar 6. Im Rathhaussaale bricht Feuer aus, welches ziemlichen Schaden anrichtet.

Der Stadtrath leistet an die Arbeitslosenunterstützung einen Beitrag von Fr. 5000.

29. Unter dem Namen „Künstlerhaus Zürich" wird ein Verein für bildende Kunst gegründet, der den Zweck hat, dauernde Ausstellungen von bedeutenden Werken moderner Meister zu veranstalten.

Februar 1. Eine neue Polizeiverordnung tritt in Kraft.

3. Im Alter von 80 Jahren stirbt Rud. Pestalozzi-Wiser, ein eifriger Förderer vieler künstlerischer und wohlthätiger Bestrebungen.

Die Kirchgemeinde Neumünster beschließt den Bau einer zweiten Kirche und bestellt eine Kommission, welche einen geeigneten Platz dafür zu suchen hat.

Das Bundesgesetz betreff. die Vertretung der Schweiz im Auslande wird vom Schweizer Volk mit 171,732 Nein gegen 122,369 Ja verworfen; der Kanton Zürich verwirft mit 29,122 Nein gegen 18,260 Ja.

Pfarrer Kneipp hält im katholischen Gesellenhaus vor ungefähr 1500 Zuhörern einen Vortrag.

5. In Zürich tritt unter dem Vorsitz von Bundesrath Hauser eine nationalräthliche Kommission betreff. die Bundesbank zusammen.

9. Der große Stadtrath genehmigt die Konzession für eine Straßenbahn Hauptbahnhof-Hardthurm.

Februar 15. Die zentrale Zürichbergbahn wird eröffnet.

Es bildet sich unter dem Vorsitz von Antistes Dr. Finsler, dem Präsidenten des freiwilligen Armenvereins der alten Stadt Zürich, ein freiwilliger Armenverein für Neu-Zürich, der die bisherigen freiwilligen Armenvereine der sämmtlichen jetzt zur Stadt Zürich vereinigten Gemeinden in sich aufnehmen soll.

Im Alter von 59 Jahren stirbt Heinrich Bodmer-Trümpler.

17. Zum dritten Pfarrer der Kirchgemeinde Neumünster wird Pfarrer Liechti in Turbenthal gewählt.

In Küsnacht stirbt Seminardirektor Dr. Heinrich Wettstein.

21. Der Zürichsee gefriert bis zur Quaibrücke vollständig.

25. In Zürich stirbt Dr. phil. Adolf v. Planta-Reichenau, der sich um das Bekanntwerden der bündnerischen Kurorte große Verdienste erworben hat.

März 7. Im Alter von 38 Jahren stirbt der Prorektor der höhern Töchterschule, Dr. J. Stößel.

10. In den Kantonsrath wird der freisinnige Kandidat, Schlossermeister Hafner, gewählt.

16. Der große Stadtrath beschließt den Bau neuer Schulhäuser in den Kreisen II, III und V und bewilligt hiezu einen Kredit von Fr. 1,650,000.

30. Die zürcherische Schulsynode wählt als Abgeordneten in den Erziehungsrath Seminarlehrer Utzinger.

Der Große Stadtrath verkauft die Kapelle an der hohen Promenade der englischen Kolonie.

April 2. Im Alter von 64 Jahren stirbt alt Stadtpräsident und Nationalrath Dr. Melchior Römer, ein um das Gedeihen der Stadt Zürich hochverdienter Mann.

20. Der Regierungsrath wählt für die Amtsperiode 1895/96 als Präsidenten Oberst Bleuler, als Vizepräsidenten Locher.

22. Das Sechseläuten wird dieses Jahr ohne Umzug gefeiert.

25. Im Hôtel Baur au lac wird zu Gunsten des Künstlerhauses Zürich ein großes Jahrmarktsfest mit Bazar gefeiert.

Die Dekoration des neuen Schulhauses am Hirschengraben wird beendigt. Die Gesammtkosten dieses Schulpalastes betrugen Fr. 1,470,031.

April 28. Gemeindeabstimmung der Stadt Zürich. Die Erneuerungswahlen des Kleinen und Großen Stadtrathes erfolgen nach den Vorschlägen der demokratischen und der freisinnigen Partei.

In den Kantonsrath werden gewählt: Hutmacher Klauser, Prof. Schneider und Fabrikinspektor Kern.

Mai 5. In der Kirche Neumünster findet die Einsetzung des dritten Geistlichen, Pfarrer Liechti, statt.

11. Konstituirende Sitzung des Großen Stadtrathes: Präsident wird Bankpräsident Graf, Vizepräsident Dr. Zuppinger.

19. Kantonale Volksabstimmung: Das Gesetz betreffend Theilung der Notariatskreise Außersihl, Oberstraß und Riesbach wird mit ca. 41,000 Ja gegen 11,000 Nein angenommen, dasjenige betreffend die obligatorische Viehversicherung ebenfalls mit 34,000 Ja gegen 22,000 Nein; dagegen das Verfassungsgesetz mit 28,000 Nein gegen 21,000 Ja, und das Erbschaftssteuergesetz mit 34,000 Nein gegen 21,000 Ja verworfen.

In den Kantonsrath wird gewählt Redaktor H. Rüegg

Es finden auch die Erneuerungswahlen der Zentralschulpflege statt.

In Neumünster findet das ostschweizerische Schwingerfest statt.

30. Der Regierungsrath beschließt in Uebereinstimmung mit dem schweizerischen Zolldepartement, die Frage der Errichtung eines Hauptzollamtes in Zürich bis zur Verlegung des Güterbahnhofes zu verschieben.

Juni 9. Gemeindeabstimmung: Der Bau neuer Schulhäuser in den Kreisen II, III und V wird mit 7890 Ja gegen 2530 Nein, die Erstellung eines Schießplatzes beim Albisgütli mit 8390 Ja gegen 1900 Nein beschlossen.

Ferner finden auch Ersatzwahlen in die Kreisschulpflegen und in Neumünster, Unterstraß und Außersihl Erneuerungswahlen der Kirchenpflege statt.

Juni 27. Zum Rektor der höhern Töchterschule wird von der Zentralschulpflege Dr. Stadler wiedergewählt, zum Prorektor Sekundarlehrer Schurter berufen.

Juli 6. In der Aula des Polytechnikums wurde die Büste des Schulpräsidenten Kappeler feierlichst enthüllt.

12. Die Dolderbahn wird eingeweiht.

Zu Ehren des zurücktretenden Professors Fick veranstaltet die Studentenschaft einen Fackelzug.

19. Der Regierungrath wählt zum Direktor der Thierarzneischule Prof. Zschokke.

27. Unter großen Feierlichkeiten passirt die eidgenössische Schützenfahne, welche von Glarus nach Winterthur gebracht wird, Zürich.

29. Der Regierungsrath beschließt, behufs Beseitigung des Platzmangels an der Hochschule das Anatomiegebäude in ein Gebäude für Anatomie und Hygieine umzubauen.

In Winterthur wird das eidgenössische Schützenfest eröffnet.

August 13. Der Regierungsrath ertheilt der Maschinenfabrik Oerlikon die Bewilligung zum Bau einer elektrischen Straßenbahn Hauptbahnhof-Oerlikon-Seebach.

22. Der Regierungsrath wählt zum Pfarrer der französischen Gemeinde in Zürich Etienne Secretan.

September 7. Der Verwaltungsrath der Theatergesellschaft beschließt vom Herbst 1896 an das Theater auf Rechnung der Gesellschaft zu betreiben. Zum Direktor wird gewählt L. Treutler aus Freiburg i. B.

Einer Aufforderung des Vorstehers des städtischen Bauwesens entsprechend, geben die Kaufmännische Gesellschaft und die Verkehrskommission ein gemeinsames Gutachten über den Umbau des Hauptbahnhofes ab, in welchem sie hauptsächlich die Verlegung des Personenbahnhofes auf das linke Sihlufer empfehlen.

9. In der Aula des Polytechnikums tagt der internationale Kongreß der Festigkeitstechniker und Baumaterialieninteressenten, zu welchem sich über 300 Theilnehmer aus ganz Europa eingefunden haben.

21. Im Alter von 73 Jahren stirbt Prof. Dr. jur. H. Fick, einer der Redaktoren des schweizer. Obligationenrechtes.

In Zürich und Umgebung bricht ein Glaserstreik aus.

September 29. Eidgenössische Volksabstimmung: Der Kanton Zürich nimmt das Zündholzmonopol mit 41,700 Ja gegen 11,000 Nein an, die ganze Schweiz verwirft dasselbe mit 175,500 Nein gegen 139,000 Ja.

In den Großen Stadtrath wird gewählt Bruppacher-Kölliker.

Oktober 12. Bei Anlaß des 70. Geburtstags Konrad Ferdinand Meyers finden in Zürich zwei vom Lesezirkel Hottingen und vom dramatischen Verein veranstaltete Feiern zu Ehren des Dichters statt.

19.—22. Feierliche Eröffnung der neuen Tonhalle.

28. Der Kantonsrath beendet seine Berathungen über das neue Wirthschaftsgesetz.

29. Der Kantonsrath genehmigt den Entwurf des Gesetzes über die Vivisektion.

November 3. Eidgenössische Volksabstimmung: Die Vorlage betreffend die Revision der Militärorganisation der Bundesverfassung wird vom Kanton Zürich mit 41,200 Ja gegen 21,650 Nein angenommen, während die ganze Schweiz dieselbe mit 263,250 Nein gegen 185,550 Ja oder mit 17½ gegen 4½ Standesstimmen verwirft.

Kantonale Volksabstimmung: Die 4 Vorlagen betreffend den Verkauf von Nahrungsmitteln, betreffend die Kirchensynode und die Zusammensetzung und Wahlart des Kirchenrathes, ferner betreffend die Organisation des Bezirksgerichtes Zürich, und endlich betreffend die Trennung der Kirchgemeinden Kilchberg und Adlisweil werden ohne größern Widerstand angenommen.

Gemeindeabstimmung: Der Antrag betreffend Aenderungen in der Organisation der Verwaltungsabtheilungen des Stadtrathes wird ebenfalls mit 11,500 Ja gegen 2000 Nein angenommen.

16. Der Regierungsrath ertheilt der Stadt Zürich die Bewilligung zum Bau einer Badanstalt im Kanal des Wasserwerkes im Letten.

27. Der Stadtrath beschließt, den Wochenmarkt auf dem Hirschengraben auf Ende 1895 aufzuheben.

Dezember 2. Kantonsrathssitzung: Die Zahl der Mitglieder des Bezirksgerichtes Zürich wird von 12 auf 18 erhöht.

4. In Zürich und Umgebung richtet ein heftiger Sturmwind ziemliche Verheerungen an.

12. Im Stadttheater wird zum ersten Male das von Stegemann gedichtete und von Kapellmeister Lothar Kempter in Musik gesetzte Werk „Das Fest der Jugend“ unter großem Beifall aufgeführt.

Die offizielle Verkehrskommission veranstaltet eine Prämirung der Schaufensterausstellungen.

13. Eine von Verehrern Heinrich Pestalozzis zusammenberufene Versammlung beschließt, demselben in Zürich ein Denkmal zu errichten, und erläßt einen Aufruf an die Bevölkerung Zürichs, das Unternehmen mit Geldbeiträgen zu unterstützen.

22. Kantonale Volksabstimmung: Die Initiative betreffend Verbot der Vivisektion wird mit 39,500 Nein gegen 17,300 Ja verworfen, dagegen das Gesetz betreffend den Schutz der Thiere (Gegenvorschlag des Kantonsrathes zum Initiativbegehren) mit 35,200 Ja gegen 19,600 Nein, ferner das Gesetz betreffend die gewerblichen Schiedsgerichte mit 39,100 Ja gegen 15,500 Nein und das Gesetz betreffend den Viehverkehr mit 33,600 Ja gegen 20,600 Nein angenommen.

23. Die „Pestalozzi-Gesellschaft“, Verein für Volksbildung und Volkserziehung, wird gegründet. Die Gesellschaft bezweckt insbesondere die Errichtung von öffentlichen Lesesäälen und einer öffentlichen Bibliothek (free library), sowie die Veranstaltung von Vorträgen und Gratiskonzerten.

Uebersicht

der vom Oktober 1895 bis zum Oktober 1896 erschienenen

Beiträge und Materialien zur Geschichte von Stadt und Kanton Zürich.

Politische Geschichte, Kirchengeschichte, Kulturgeschichte.

Baugeschichte, aus der, der Stadt Zürich. III, IV. (N. Z.-Z. 1896, Nr. 9, 10.)

Biedermann, Eman. Eine militärische Expedition nach dem obern Tößthal im Jahre 1802. (Zür. Post 1895, Nr. 283, 287.)

Bion, W[alther]. Zum zwanzigjährigen Bestand der Ferienkolonien. (N. Z.-Z. 1896, Nr. 188 f.)

Burckhardt, Paul. Felix Hämmerlin als politischer Schriftsteller. [Skizze e. Vortrages.] (Allg. Schweiz.-Z. 1896, Nr. 165.)

Dändliker, K. Wie Rheinau zürcherisch wurde. (Schweiz. Rundschau. 1896 I.)

Droz, Numa. Genève et Zurich. Quelques réflexions sur les expositions nationales de 1896 et 1883. (Bibliothèque univers. et Revue suisse. 1896, No. 7.)

Durrer, Robert. Der Henker Hans Waldmanns. (Anz. f. schweiz. Gesch. 1895, Nr. 2.)

Egli, E. Aus einem Briefe G. v. Wyß über Petershausen-Oberwinterthur-Mörsberg-Kiburg. (Anz. f. schweiz. Gesch. 1895, Nr. 2.)

Einladung, Pforzheims, zu einem Schießen an die Schützen Winterthurs 1471. (Sonntagspost des Landboten. 1895, Nr. 44.)

Erb, A. Das Kloster Rheinau und die helvetische Revolution. Schaffh. 1896.

Festschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich, 1746 bis 1896. 2 Theile. Zür. 1896.

Finsler, G. Zur Geschichte der Theologie in Zürich. (Theol. Zeitschr. a. d. Schweiz. 1895, S. 176, 235.)

Finsler, G. Bibliographie der evangel.-reform. Kirche i. d. Schweiz. (Bibliographie d. schweiz. Landeskunde. Fasc. V, 10 e *α*, 1. Heft: Die deutschen Kantone.) Bern 1896.

Gemeindeleben, zürcherisches, zu Anfang des Jahrhunderts. IX. (Zür. Post. 1895, Nr. 259.)

Gemeindeversammlung, eine, zu Ellikon a. d. Thur am Berchtoldstag 1796. Von E. St. (Sonntagspost des Landboten. 1896, Nr. 6.)

Hoppeler, R. Zur Geschichte Lütolds VIII. von Regensberg. (Anz. f. schweiz. Gesch. 1896, Nr. 1/2.)

Hoppeler, R. Zur Geschichte des alten Zürichkrieges. (Anz. f. schweiz. Gesch. 1896, Nr. 5.)

Kern, Joh. Jak. Aufzeichnungen eines Bülacher Bürgers während der Kriegsjahre 1798—1802. (Zür. Post. 1896, Nr. 150, 156.)

Kind, Paul. Ulrich Zwingli und Franz Sforza; 1531. (Theol. Zeitschr. a. d. Schweiz. 1896, III.)

Krüger, Emil. Berichtigungen und Zusätze in Sachen Rapperswil und Kiburg. (Anz. f. schweiz. Geschichte. 1896, Nr. 1/2.

Leben, zürcherisches, im vorigen Jahrhundert. (Stadt-Chronik d. Zür. Post. 1896, Nr. 41, 50, 52.)

Maag, R. Zum Kiburger Urbar. (Anz. f. schweiz. Gesch. 1895, Nr. 4.)

Maag, R. Eine verdächtige Kiburger Urkunde von 1241. (Anz. f. schweiz. Gesch. 1895, Nr. 5.)

Mayer, J. G. Die Disputation zu Zürich am 29. Januar 1523. (Kathol. Schweizer-Blätter. 1895, I u. II.)

M[eyer] v. K[nonau]. Kloster Rheinau. [Bespr. der Schrift von Aug. Erb.] (N. Z.-Z. 1896, Nr. 73.)

Mittheilungen, allerlei, aus dem Gebiete des Bauwesens im alten Zürich. II. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 333.)

Nabholz, Hs. Wie läßt sich das kirchliche Interesse in jetziger Zeit und besonders in unsern zürcher. Gemeinden mehren? (Theol. Zeitschr. a. d. Schweiz. 1896, I.)

Pest, die, in Winterthur. (Sonntagspost des Landboten. 1896, Nr. 36—39.)

Rahn, J. R[ud]. Die letzten Tage des Klosters Rheinau. (N. Z.-Z. 1896, Nr. 201 ff.)

R[üegg], R[einhold]. Die Ausweisung Georg Herweghs aus Zürich im Jahre 1843. (Zür. Post. 1896, Nr. 81.)

Sache, in eigener; [betr. Geschichte der Freitagszeitung]. (Zürch. Freitagszeitung. 1896, Nr. 41.)

Schirmacher, Käthe. Züricher Studentinnen. Zür. 1895.

Schulgeschichte, aus der, der Stadt Zürich. (N. Z.-Z. 1896, Nr. 269.)

Schulwesen, das, der Stadt Zürich in seiner geschichtl. Entwicklung. Zür. 1896.

Schulzustände, zürcherische, vor 1798. (Sonntagspost des Landboten. 1896, Nr. 1.)

Schweizertrachtenfest, das. (Von H.). (N. Z.-Z. 1896, Nr. 76, 78.)

Stern, [Alfr.] Der Zürcher Hülfsverein für die Griechen, 1821—28. [Skizze e. Vortrages.] (N. Z.-Z. 1896, Nr. 54.)

Steuerregister, ein gedrucktes, aus alter Zeit. (Stadt-Chronik der Zür. Post. 1896, Nr. 42.)

Tagen, aus den, unserer Urgroßväter. Lose Blätter aus der Geschichte der Stadt und der Landschaft Zürich, gesammelt von H. M. (Landbote. 1896, Nr. 229—247.)

Wie in Zürich vor 1830 die Posten ankamen und abgingen. (Stadt-Chronik der Zür. Post. 1896, Nr. 43.)

Wolff [Ph. H.] Popularität des Geistlichen, des Dieners unserer Landeskirche. (Theol. Zeitschr. a. d. Schweiz. 1895, S. 145.)

Zeller-Werdmüller, H. Ein letztes Wort über den ersten Graf Rudolf von Rapperswyl. (Anz. f. schweiz. Gesch. 1895, Nr. 4.)

Zeller-Werdmüller, H. Die Grafen von Rapperswil. (Anz. f. schweiz. Gesch. 1896, Nr. 3.)

Zürich, die Stadt; illustrirte Chronik, bearbeitet unter Mitwirkung fachmännischer Autoritäten. Mit 350 Illustrationen in Photogravüre und Holzschnitt. Zür. 1896.

Zürich vor fünfzig Jahren. (Stadt-Chronik der Zür. Post. 1896, Nr. 6, 8, 10, 15.)

Züricher Kalender, David Bürkli's, a. d. Jahr 1897. Zür. 1896.

Zürcher Jahrbuch für Gemeinnützigkeit, für 1895. Zür. 1896.

Zürcher Taschenbuch a. d. Jahr 1896. Hrsg. v. e. Gesellschaft zürcher. Geschichtsfreunde. N. F. 19. Jg. Zür. 1896.

Kunst, Alterthümer.

Ganz, Paul. Ein Wappenbuch von 1531 auf der Zürcher Stadtbibliothek. (Anz. f. schweiz. Altertumsk. 1896, Nr. 1.)

Schweizer, P., u. H. Zeller-Werdmüller. Siegelabbildungen zum Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich; hrsg. v. d. Stiftung Schnyder von Wartensee in Zürich. 3. Lief. Zür. 1895.

Steintafeln, die assyrischen, im Antiquarium zu Zürich. (Von S.) (N. Z.-Z. 1896, Nr. 266.)

Stückelberg, E. A. Die Stifterin eines Antependiums zu Rheinau. (Anz. f. schweiz. Alterthumsk. 1896, Nr. 3.

Tobler-Meyer, W. Die Münz- und Medaillen-Sammlung d. Hrn. Hs. Wunderly-v. Muralt in Zürich. 1. Abt. Bd. 1 u. 2. Zür. 1896.

Z[eller]-W[erdmüller], H. Mittelalterliche Wandmalereien in der Galluskapelle bei Oberstammheim. (Anz. f. schweiz. Alterthumsk. 1896, Nr. 3.)

Naturhistorisches.

Allerlei vom Zürichsee. [Algen betr.] (N. Z.-Z. 1896, Nr. 265.)

Graf, A. Herbst-Vogelleben im Limmatthal. (Zür. Post. 1895, Nr. 277.)

Keller, R. Geschichte der Flora von Winterthur. Winterthur 1896. (Schul-Programm.)

Staatswissenschaften, Volkswirthschaft.

Bericht über Handel und Industrie im Kanton Zürich f. d. Jahr 1895; hrsg. v. d. Kaufmänn. Gesellschaft Zürich. Zür. 1896.

Koller, J. Beitrag zur Erblichkeitsstatistik der Geisteskranken im Kanton Zürich. Zür. 1895.

Topographie.

Entstehung, zur, des Entwurfes für die neue Tonhalle in Zürich. (Schweiz. Bauzeitg. 1896, Bd. 27, Nr. 6.)

Gallerie Henneberg, die, am Alpen-Quai in Zürich; Architekt E. Schmid-Kerez. (Schweiz. Bauzeitg. 1896, Bd. 27, Nr. 23.)

Landesmuseum, das schweiz., in Zürich. (Sonntagsbeilage d. Allgem. Schweizer-Zeitung. 1896, Nr. 18—20.)

Neubau, der, des Theodosianums in Zürich; Architekten: H. Stadler und E. Usteri. (Schweiz. Bauzeitg. 1896, Bd. 28, Nr. 13.)

Pestalozzi, F. O., u. F. Bluntschli. Das neue Kunstmuseum in Zürich. (N. Z.-Z. 1896, Nr. 129.)

Post- und Telegraphen-Gebäude, das neue, in Zürich; Architekt E. Schmid-Kerez. (Schweiz. Bauzeitg. 1896, Bd. 27, Nr. 1.)

Thomann, E. 200 Ausflüge von Zürich. 2. A. Mit Karte. Zür. 1896.

Uebersichtsplan, neuer, der Stadt Zürich im Maaßstab von 1:2500, ausgeführt u. hrsg. vom städt. Vermessungsamt. Blatt IV, V, VIII, X. Zür. 1895 und 1896.

Umbau des Bahnhofs in Zürich. (Schweiz. Bauzeitg. 1896, Bd. 27, Nr. 4, 5, 18, 24, 25; Bd. 28, Nr. 1.)

Literatur und Literaturgeschichte.

Baldegg, Hartm. v. [Ignaz von Ah.] Hans Waldmann. Histor. Schauspiel in 3 Akten, m. e. Vorspiel u. e. Schlußbild. Stans 1896.

[Blümner, H.] Alte und neue Tonhalle; Festspiel zur Eröffnung der neuen Tonhalle. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 313 bis 315.)

Curti, Theodor. Schweizer geflügelte Worte. Zür. 1896.

Farner, Ulrich. Geschwornen Eiden treu. Histor. Schauspiel. 2. A. Aarau 1896.

Forrer, Clara. Die Beerenmarie. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 320 ff.)

Frey, Emil. Briefe des alt Cordonnier Sebastian Gäuggeli. Mit e. Anh. v. Aprilscherzen, hrsg. v. Ad. Frey. 1. u. 2. A. Aarau 1896.

Gauen, aus allen; Dichtungen in den schweizer. Mundarten; auf d. Schweizertrachtenfest d. Lesezirkel Hottingen in Zürich hrsg. v. d. literar. Komitee. Zür. 1896.

Girsberger, S. Ueberlistet. Erzählung aus Ostende. Mit Federzeichnungen von Mary Rahn. Zür. 1896.

Huggenberger, Alfred. Lieder und Balladen. Frauenfeld 1895.

Kunkler, Julius. Wie es kam, daß die Polytechniker rebellisch wurden. (N. Z.-Z. 1896, Nr. 104 ff.)

Mäder, J. Chrüsimüsi. Ernstes und Schnurriges. Zürich 1896.

Schätti, Hedwig. Haagrosen. Erzählungen a. d. schweizer. Volksleben. Berlin 1895.

Schmidt, Erich. Ueber Klopfstocks Ode auf den Zürichsee. [Skizze eines Vortrages.] (Zür. Post 1896, Nr. 113.)

Seidel, Robert. Aus Kampfgewühl und Einsamkeit. Gedichte. Stuttg. 1895.

Spyri, Johanna. Au champs. Récits populaires. Traduction autorisée. Bâle 1895.

Stern, Maurice v. Beim Forsthaus „Wildpark" (Sihlwald). [Gedicht.] (Stadt-Chronik der Zür. Post. 1896, Nr. 72).

Z'Züri uß. Lienet verzellt sim Nochber Andres, was er alls Neus g'seh heb z'Züri uß. In Aargauer Mundart. Zürich 1895.

Biographie; Nekrologe.

(Billroth, Theod.): Briefe Th. B.'s aus Zürich. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 303 f.)

(Bonstetten, Albrecht von): Baumann, F. L. Zur Geschichte A.'s v. Bonstetten. (Anz. f. schweiz. Gesch. 1896, Nr. 1/2.)

— —: Büchi, A. Zu A. v. B. (Anz. f. schweiz. Gesch. 1895, Nr. 3.)

(Bürgi, Rud.): Thumm, W. F. Glückliche Heimkehr aus langer Irre. Lebensgeschichte des R. B. aus Neftenbach. 3. A. Basel 1896.

(Finsler, G.): Dankesadresse des Kirchenrathes an Antistes Dr. F. (N. Z.-Z. 1896, Nr. 174.)

(Lavater, J. C.): Klettenberg, Susanna, an J. C. L. (Neue Christoterpe 1897.)

(Nägeli, Carl Wilh. v.): Cramer, C. Leben und Wirken v. C. W. v. N. Zür. 1896.

(Orelli, Joh. Casp.): Donati, L. Giovanni Gasparo degli O. (1787—1849) e le lettere italiane. Zür. 1896.

(Pestalozzi, Joh. Heinr.): [Es sind hier nur die nächstliegenden schweizerischen Schriften aufgeführt. Wer die ganze große Literatur des Jahres 1896 überblicken will, sei auf die Pestalozziblätter Jahrg. 1896 verwiesen.]

Pestalozzi, Heinr. Illustr. Festschrift z. Feier v. Pestalozzis 150. Geburtstag am 12. Jan. 1896. Zür. 1895. (In deutscher, französ., italien. u. roman. Sprache.)

Pestalozzi-Abreißkalender mit Citaten f. d. J. 1896. Zür. 1896.

Pestalozzi-Blätter. 17. Jahrg. 1896. Redig. v. O. Hunziker. Beiblatt zur Schweiz. Pädagog. Zeitschr. 6. Jg. Zür. 1896.

Dierauer, Joh. Heinr. Pestalozzi. Vortr. St. Gall. 1896.

Edelmann, J. Pestalozzi — auch im Lichte der Wahrheit. Eine Ehrenrettung. Schutzschrift gegen die Angriffe Schwendimanns in s. Brosch.: „Der Pädagoge H. P.“ 2. A. Lichtensteig 1896.

Fäh, Frz. Heinrich Pestalozzi's Beziehungen zu Basel. Basel 1896.

Greyerz, O. v. Heinrich Pestalozzi. Bern 1896.

Hunziker, Jak. Pestalozzi's Armenschule auf Neuhof. E. kl dramat. Gabe. Aarau 1895.

Hunziker, Otto. Heinrich Pestalozzi 1746—1827. E. biogr. Skizze. Zür. 1895.

Largiadèr, A. Ch. Zur Pestalozzifeier. Vortr. Basel 1896.

Morf, H. Die Schule als Erziehungsanstalt im Sinn und Geist Pestalozzi's. 2. A. St. Gallen 1896.

Ritter, Ad. Predigt, geh. bei Anlaß d. Pestalozzi-Feier am 12. Jan. 1896 im Neumünster. Zür. 1896.

Schwendimann, Joh. Der Pädagoge Heinrich Pestalozzi, nach zeitgenöss. Quellen beleuchtet. 1. u. 2. A. Luzern 1895/96.

Sommer, Fedor. Pestalozzi in Stans. Charakterbild in 3 Aufz. Mit e. Vorw. v. L. W. Seyffarth. 7. A. Liegnitz 1896.

Stegemann, H. Heinrich Pestalozzi. Schauspiel auf d. 12. Jan. 1896. Basel 1896.

Stucki, G., und E. Balsiger. J. H. Pestalozzi. Zwei Reden. Bern 1896.

Waldmann, F. Pestalozzi und Muralt. Yverdon und St. Petersburg. Mit bisher noch ungedruckten Briefen Pestalozzis. Schaffh. 1896.

Strauß, David Friedrich, im Jahre 1848. (Zür. Post 1895, Nr. 277.)

(Wille, Ulr.): Oberst U. W. Gekennzeichnet durch seine eigenen Worte von Veritas. Zür. 1895.

(Wyß, Georg von): Meyer von Knonau, G. Lebensbild des Prof. G. v. W. (1816—1893.) Sep.-Ausg. der Neujahrsbl. 1895 u. 1896 des Waisenh. in Zürich. (Zür. 1896.)

(Wyß, Georg von): Ein Brief von G. v. W. (Zür. Post. 1896, Nr. 28.)

Wyß, Georg von, u. Salomon Vögelin. (Zür. Post. 1896, Nr. 7.)

Portrait-Gallerie, schweizerische. Heft 60/61. Zürich 1895/96. Darin:

Heft 60: Ludwig Friedrich Imhoof-Hotze.
Heft 61: Othmar Blumer.

Biographie, allgemeine deutsche. 40. Band. Leipzig 1895/96. Darin:

Vischer, Friedrich Theodor. (Von Richard Weltrich.)
Vogel, Georg Ludwig. (Von Karl Brun.)
Vögeli, Hans Heinrich. (Von Meyer von Knonau.)
Vögelin, Johann Konrad. (Von Meyer von Knonau.)
Vögelin, Salomon. (Von Meyer von Knonau.)
Vögelin, Anton Salomon. (Von Meyer von Knonau.)
Vögelin, Friedrich Salomon. (Von Meyer von Knonau.)
Wagner, Wilhelm Richard. (Von Franz Muncker.)
Waldmann, Hans. (Von Karl Dändliker.)

---

† Albrecht, Heinr., geolog. Quellentechniker. Von Prof. Alb. Heim. (N. Z.-Z. 1896, Nr. 72 f.)

† Avenarius, Prof. Richard. Gedächtnisrede von Prof.

Theod. Vetter (N. Z.-Z. 1896, Nr. 234); von J. Gaule (N. Z.-Z. 1896, Nr. 163 f.); (Zür. Post 1896, Nr. 195.)

† Basilius I. [Oberholzer], Abt von Einsiedeln. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 331.)

† Beck, Emil. (Zür. Post 1896, Nr. 171.)

† Bürkli, Friedr. Dav. Von M. (N. Z.-Z. 1896, Nr. 294.); (Zür. Post 1896, Nr. 249.); (Evangel. Wochenbl. 1896, Nr. 45.)

† Egli, Dr. J. J. (N. Z.-Z. 1896, Nr. 245.); (Stadt-Chronik der Zür. Post 1896, Nr. 73.); (Landbote 1896, Nr. 200.)

† Ehrhardt, Gustav. (Zür. Post 1896, Nr. 22.)

† Escher, Heinrich, im Wollenhof. (Zür. Post 1896, Nr. 197.)

† Eschmann, Regierungsrath Johannes. Von G. K. (N. Z.-Z. 1896, Nr. 135.); (Zür. Post 1896, Nr. 108.)

† Freuler, alt Pfarrer Markus Friedr. Wilh. Von F. H. (N. Z.-Z. 1896, Nr. 87.); von Fritz Hunziker (Schweiz. Zeitschr. f. Gemeinnütz. 1896 II.)

† Fritzsche, Otto Fridolin. Von r. (N. Z.-Z. 1896, Nr. 73 ff.); von V. Ryssel (Theol. Zeitschr. a. d. Schweiz, 1896 II.)

† Hafner, Alfred. (Schweiz. Bauzeitg. 1896, Bd. 27, Nr. 7.)

† Hauser-Sträuli, A. (Zür. Post 1896, Nr. 111.); (Landbote 1896, Nr. 111.)

† Heizmann, Albert. (Schweiz. Bauzeitg. 1895, Bd. 26, Nr. 18.)

† Landolt, El., alt Oberforstmeister u. Professor. Von G. K. (N. Z.-Z. 1896, Nr. 153.); (Zür. Post 1896, Nr. 118.); (Schweiz. Bauzeitg. 1896, Bd. 27, Nr. 21.)

† Lüning, Dr. A. Von Dr. O. Lüning (N. Z.-Z. 1896, Nr. 181.); (Zür. Post 1896, Nr. 143).

† Lüthi, Rud. (Evang. Wochenblatt 1896, Nr. 25.)

† Markwart, alt Seminarlehrer. (Zür. Post 1896, Nr. 202.)

† Meyer, Prof. Arn. Leichenrede des Herrn Prof. Lang (N. Z.-Z. 1896, Nr. 194.); (Zür. Post 1896, Nr. 161.); (Schweiz. Bauzeitg. 1896, Bd. 28, Nr. 3.)

† Pestalozzi-Bodmer, Heinrich. Von L[udwig] P[estalozzi. (Evang. Wochenbl. 1896, Nr. 23.)

† Rieter-Bodmer, Fritz. Von C[ramer]-F[rey] (N. Z.-Z. 1896, Nr. 101.); (Zür. Post 1896, Nr. 78.); vgl. (N. Z.-Z. 1896, Nr. 126.)

† Spyri, J. C. Von F. H. (N. Z.-Z. 1895, Nr. 354, 357.); (Zür. Post 1895, Nr. 299.); (Zür. Freitagszeitung 1895, Nr. 51.); von Fritz Hunziker (Schweiz. Zeitschr. f. Gemeinnütz. 1896 I.)

† Staub, Dr. Fritz. Von Prof. A. Bachmann (N. Z.-Z. 1896, Nr. 236 f.); (Zür. Post 1896, Nr. 183; Stadt-Chron. Nr. 67.); (Zürch. Freitagszeitung 1896, Nr. 32.); (Evang. Wochenbl. 1896, Nr. 36).

† Weinmann, Karl. (Landbote 1896, Nr. 218.); (Schweiz. Bauzeitg. 1896, Bd. 28, Nr. 12.)

† Wille, François. Von Ad. Frey (N. Z.-Z. 1896, Nr. 12.); (Zür. Post 1896, Nr. 7.)

† Zehnder, Dr. Karl. Von S. (N. Z.-Z. 1896, Nr. 136.); (Zür. Post 1896, Nr. 90.); (Schweiz. Blätter f. Gesundheitspfl. 1896, Nr. 9.)

† Zuan, Oberstlt. Rud. Von H. (N. Z.-Z. 1896, Nr. 13.)

Zürcherische Neujahrsblätter auf 1896.

Stadtbibliothek. Dr. Conrad Escher: Martin Usteris dichterischer und künstlerischer Nachlaß.

Allg. Musikgesellschaft. Otto Lüning: Lebensbild von Franz Liszt.

Gelehrte Gesellschaft (Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses.) [G. Meyer v. Knonau:] Georg von Wyß. II. Theil.

Naturforschende Gesellschaft. Alb. Heim: Die Gletscherlawine an der Altels.

Hülfsgesellschaft. Direktor Kull: Die Blinden- und Taubstummenanstalt in Zürich.

Künstlergesellschaft. L. v. Rotten: Das Leben des Malers Raphael Ritz.

Feuerwerkergesellschaft. U. Meister: Die Zürcher Truppen im Sonderbund-Feldzug 1847.

Antiquarische Gesellschaft. E. A. Stückelberg: Reliquien und Reliquiare.